

DAVID BALDACCINI

BIS ZUM LETZTEN ATEMZUG

THRILLER



■■■■■
BASTEI
LÜBBE

David Baldacci

BIS ZUM LETZTEN ATEMZUG

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von
Rainer Schumacher

Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2009 by Columbus Rose, Ltd.
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »First Family«
Originalverlag: Grand Central Publishing, Hachette Book Group

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2011 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln
Datenkonvertierung E-Book:
Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-0248-3

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

*Meiner Mom,
meinem Bruder und meiner Schwester -
für all ihre Liebe.*

Prolog

Ihre Schritte waren bedächtig. Die Straße hinunter, dann nach links, zwei Querstraßen entlang, dann nach rechts. An einer Abzweigung legte sie eine kurze Pause ein; an der nächsten machte sie einen längeren Halt. Aber das war reine Gewohnheit, denn ihr inneres Radar zeigte keine Gefahr an. Sie beschleunigte ihre Schritte. Es waren noch ziemlich viele Passanten auf der Straße, obwohl es spät war, aber die Leute sahen sie nicht. Sie schien wie eine Brise an ihnen vorbeizuwehen - man fühlte sie, ohne sie sehen zu können.

Das dreistöckige Gebäude war dort, wo es immer gewesen war, wie festgekeilt zwischen einem Hochhaus zur Linken und einem Rohbau zur Rechten. Natürlich gab es Sicherheitseinrichtungen, aber die waren nicht der Rede wert. Einen Anfänger würden sie nur ein paar Minuten aufhalten, für einen Profi waren sie ein Witz.

Sie suchte sich ein Fenster auf der Rückseite des Gebäudes aus, statt durch die Vordertür einzubrechen. Diese Einstiegspunkte waren fast nie

verkabelt. Sie legte den Riegel um, schob das Fenster hoch und wand sich hindurch. Die Bewegungssensoren hatte sie rasch hinter sich gelassen, aber dann wurde sie doch nervös: Sie war jetzt sehr nahe am Ziel, und das jagte ihr eine Heidenangst ein, auch wenn sie es nie zugegeben hätte.

Der Aktenschrank war verschlossen. Ein Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht.

Du machst mir ganz schön Arbeit, Horatio.

Fünfzehn Sekunden später glitt die Schublade auf. Ihre Finger huschten über die Rücken der Aktenmappen. Genau in der Mitte hielt sie inne - dort, wo sie es nie erwartet hätte. Es war eine dicke Akte, aber damit hatte sie gerechnet. Sie zog die Akte heraus und blickte zum Kopierer.

Okay, dann los.

Horatio Barnes war ihr Psychiater. Vor einiger Zeit hatte er sie überredet, in eine Klinik zu gehen. Doch durch diese freiwillige Einkerkierung war aber nur ein einziges Rätsel gelöst worden, und das hatte nichts mit ihren Problemen zu tun. Später hatte Horatio sie hypnotisiert und in die Kindheit zurückgeführt; jeder Seelenklempner, der sein Geld wert war, tat das früher oder später.

Die Sitzung hatte offenbar viele Dinge zutage gefördert. Das Problem war nur, dass Horatio beschlossen hatte, ihr nicht alles zu sagen, was sie ihm enthüllt hatte. Und nun war sie hier, um dieses Versäumnis zu korrigieren.

Sie legte die Seiten in den Papiereinzug des Kopierers und drückte den Knopf. Eins nach dem anderen huschten die Ereignisse ihres Lebens durch das Gerät. Und mit jedem Blatt Papier, das in die Ablage geworfen wurde, ging ihr Puls schneller.

Schließlich steckte sie die Originalakte wieder in die Schublade und band die Kopie mit einem Gummiband zusammen. Ruhig ging sie zu ihrem SUV zurück, erneut so unsichtbar wie eine Brise. Um sie her wogte das Nachtleben, doch niemand sah sie.

Sie stieg in ihren Wagen, ließ den Motor an. Ihre Hände legten sich um das Lenkrad. Sie hatte es schon immer geliebt, die Kraft der Achtzylindermaschine zu spüren, wenn sie über unbekannte Straßen raste. Doch als sie nun durch die Windschutzscheibe blickte, wollte sie nichts Unbekanntes mehr, nichts Neues. Sie wollte, dass alles wieder so wurde wie früher.

Sie blickte auf die Akte, sah den Namen auf der ersten Seite.

Michelle Maxwell.

Für einen Augenblick schien es ein fremder Name zu sein: Auf den kopierten Seiten standen das Leben, die Geheimnisse und die Qualen eines anderen. Probleme. Was für ein furchtbares Wort. Dabei klang es so harmlos. Probleme. Jeder hatte Probleme.

Der hubraumstarke Motor des SUV bollerte im Leerlauf und blies Kohlendioxid in eine Atmosphäre, die ohnehin schon voll davon war. Ein paar dicke Regentropfen klatschten auf die Windschutzscheibe. Michelle sah, wie die Leute schneller gingen, um dem drohenden Wolkenbruch zu entfliehen. Eine Minute später war das Unwetter da. Michelle spürte, wie der Wind an ihrem SUV rüttelte. Ein greller Blitz, krachender Donner. Die Heftigkeit des Unwetters ließ darauf schließen, dass es nicht lange anhalten würde. Eine solch verschwenderische Gewalt hatte sich bald erschöpft, die Energie war rasch aufgebraucht.

Michelle stellte den Motor ab, griff nach den Kopien, riss das Gummiband herunter und be-

gann zu lesen. Zuerst allgemeine Informationen: Geburtsdatum, Geschlecht, Bildungsweg, berufliche Laufbahn. Michelle blätterte weiter. Da stand nichts, was sie nicht schon wusste. Aber das war keine Überraschung. Schließlich ging es hier um sie.

Als Michelle auf die fünfte Seite der mit Maschine geschriebenen Notizen blickte, zitterten ihre Hände. Die Kopfzeile lautete: »Kindheit - Tennessee«. Sie schluckte mit trockenem Mund, hustete, rang nach Luft, und das machte es noch schlimmer. Der Speichel gerann ihr im Mund, so wie damals, als sie bei der Ruderregatta beinahe an Erschöpfung gestorben wäre. Das Rennen hatte ihr eine Silbermedaille eingebracht, die ihr mit jedem Tag weniger bedeutet hatte.

Michelle griff nach einer Flasche Mineralwasser und trank. Dabei tropfte Wasser auf die Kopien. Michelle fluchte und wischte so wütend über das Papier, dass sie es beinahe zerriss. Tränen liefen ihr über die Wangen, ohne dass sie den Grund dafür wusste. Sie hob das eingerissene Papier dicht vor die Augen, konnte die Schrift aber nicht mehr entziffern und schaute aus dem Wagen in die dichten Regenschleier. Das Unwet-

ter hatte die Leute vertrieben; die Straßen waren leer.

Michelle richtete den Blick wieder auf die Seiten, aber da war nichts mehr. Natürlich standen die Worte immer noch da, nur konnte Michelle sie nicht sehen.

»Du schaffst es«, feuerte sie sich selbst an.

»Du kriegst das hin.«

Michelle riss sich zusammen, konzentrierte sich.

»Kindheit ... Tennessee«, begann sie.

Sie war wieder sechs Jahre alt und lebte mit ihren Eltern in Tennessee. Ihr Dad war Polizeibeamter auf dem Weg nach oben, und ihre Mom war ... nun, ihre Mom. Michelle hatte vier ältere Brüder, die damals alle schon ausgezogen waren. Nur noch die kleine Michelle war zu Hause gewesen.

Mit einem Mal fand sie sich wieder zurecht. Die Worte waren klar, und auch die Bilder wurden deutlicher, je tiefer sie in diesen abgeschiedenen Winkel ihrer Erinnerungen kroch. Als sie umblätterte und ihr Blick auf das Datum fiel, war es, als hätte ein Blitz es in ihr Inneres eingebrannt. Eine Milliarde Volt Schmerzen und ein

gequälter Schrei, den man beinahe sehen und fühlen konnte.

Michelle starrte aus dem Fenster. Es goss jetzt wie aus Eimern. Die Straßen waren immer noch leer.

Nein, doch nicht ... Als sie die Augen zusammenkniff, sah sie einen großen Mann, der ohne Schirm und Mantel im strömenden Regen stand. Er war durchnässt. Hemd und Hose klebten ihm auf der Haut. Er starrte Michelle an, sie starrte zurück. Weder Furcht noch Hass oder Mitgefühl waren im Blick des Mannes zu erkennen, als er sie durch den Regen hindurch beobachtete. Nur eine unterschwellige Traurigkeit, die zu Michelles Verzweiflung passte.

Michelle ließ den Motor an, legte den Gang ein und trat aufs Gaspedal. Als sie an dem Mann vorbeischoss, schaute sie zu ihm. Ein Blitz zuckte und machte die Nacht einen Wimpernschlag lang zum Tag. In der Explosion aus grellem Licht und krachendem Donner waren ihrer beider Bilder wie eingefroren, als sie einander anschauten.

Sean King sagte kein Wort. Er versuchte auch nicht, Michelle aufzuhalten. Er stand einfach da,

das nasse Haar in der Stirn. Doch sein Blick war so eindringlich, wie Michelle es noch nie gesehen hatte. Es machte ihr Angst. Seans Blick schien ihr die Seele aus dem Leib reißen zu wollen.

Eine Sekunde später war Michelle um die Ecke gebogen und verlangsamte das Tempo. Sie ließ das Seitenfenster herunter, stoppte neben einem Mülleimer und warf die Kopien hinein.

Augenblicke später war ihr SUV im Unwetter verschwunden.

1.

Luftschlangen und Maschinengewehre. Funkelnde Löffel gruben sich in cremige Leckereien, während schwielige Finger sich um stählerne Abzugsbügel legten. Fröhliches Lachen, als Geschenke ausgepackt wurden, begleitet vom bedrohlichen Peitschen eines landenden Helikopters.

Die Anlage war vom Verteidigungsministerium offiziell der Marine-Nachschubbasis in Thurmont zugeteilt, doch die meisten Amerikaner kannten sie als Camp David. Aber egal, welchen Namen man benutzte, es war kein normaler Ort für einen Kindergeburtstag. Ursprünglich ein Erholungslager, das zur Zeit der Großen Depression erbaut worden war, diente die Anlage seit Jahrzehnten als Landsitz der US-Präsidenten. Franklin D. Roosevelt hatte ihn »ShangriLa« getauft, denn er hatte den Platz der Präsidentenjacht eingenommen. Seinen heutigen, weniger exotischen Namen hatte das Anwesen von Dwight D. Eisenhower bekommen, der ihm den Namen »Camp David« gegeben hatte, nach seinem En-

kel. Das einhundertdreißig Morgen große, ländliche Areal bot Möglichkeiten für die verschiedensten Freizeitaktivitäten. Es gab Tennisplätze, Wanderwege und genau ein Übungsloch für präsidiale Golfer.

Die Geburtstagsparty fand im Bowling Center statt. Ein Dutzend Kinder waren eingeladen, begleitet von ihren Gouvernanten. Natürlich waren alle aufgeregt; schließlich befanden sie sich auf heiligem Boden, über den schon Kennedy und Reagan gewandelt waren.

Die Chefgouvernante und Organisatorin war Jane Cox - eine Rolle, an die gewöhnt war; schließlich war sie die First Lady der Vereinigten Staaten. Jane, das schulterlange braune Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, trug den Geburtstagskuchen höchstpersönlich nach draußen und gab obendrein die Vorsängerin beim »Happy Birthday« für ihre Nichte, Willa Dutton. Willa war ziemlich klein für ihr Alter und ungewöhnlich einnehmend, hatte man sie erst einmal kennengelernt. Jane würde es niemals zugeben, aber Willa war ihre Lieblingsnichte.

Die First Lady aß keinen Kuchen, denn sie musste auf ihre Figur achten. Seit ihrem Einzug

ins Weiße Haus hatte sie ein paar Pfund zugelegt - wie bereits während des Höllenritts, den man Wahlkampf nannte, denn ihr Mann kandidierte für eine zweite Amtsperiode. Jane maß gut eins siebzig und war somit groß genug, dass sie Designermode tragen konnte und gut darin aussah. Ihr Mann wiederum war knapp unter eins achtzig, weshalb Jane auf allzu hohe Absätze verzichtete, damit der Präsident nicht kleiner aussah als sie. Der äußere Schein war sehr wichtig in der Politik.

Janes Gesicht war leidlich attraktiv - zumindest nach eigener Einschätzung, wann immer sie einen Blick in den Spiegel warf. Natürlich waren die Falten einer Frau zu sehen, die mehrere Geburten und Wahlkämpfe hinter sich hatte. So etwas hinterließ bei jeder Frau Spuren, und wenn man als First Lady eine Schwäche zeigte, und sei sie noch so klein, stürzte die Gegenseite sich unweigerlich darauf und schlachtete es aus. Doch der Großteil der Presse bezeichnete Jane immer noch als attraktiv. Einige schossen sogar übers Ziel hinaus und behaupteten, sie sähe aus wie ein Hollywoodstar. Früher hatte das vielleicht gestimmt, jetzt nicht mehr. Inzwischen war sie definitiv vom Vamp zur Charakterdarstellerin reife-

ren Alters geworden. Aber ein straffes Gesicht und ein knackiger Hintern standen ohnehin schon lange nicht mehr auf Janes Prioritätenliste.

Während der Party schaute sie immer wieder zum Fenster hinaus und blickte auf die finster dreinschauenden Marineinfanteristen, die draußen mit schussbereiten Waffen patrouillierten. Natürlich hatte der Secret Service das Präsidentenehepaar hierher begleitet, doch offiziell war Camp David noch immer eine Marinebasis. Deshalb bestand das gesamte Personal, vom Tischler bis zum Gärtner, aus Angehörigen der Seestreitkräfte, und für die Sicherheit sorgten größtenteils die Ledernacken, die hier stationiert waren. Camp David war besser bewacht als das Weiße Haus, auch wenn es nur wenige Leute gab, die das offiziell eingestehen würden.

Doch mit Sicherheitsfragen beschäftigte Jane sich nicht. Stattdessen schaute sie gutgelaunt zu, wie Willa das Dutzend Kerzen auf ihrer zweistöckigen Torte auspustete und anschließend half, die Kuchenstücke zu verteilen. Jane umarmte Willas Mutter, die große, schlanke, rot gelockte Pam Dutton.

»Willa sieht glücklich aus«, sagte Jane.

»Bei ihrer Tante Jane ist sie immer glücklich«, erwiderte Pam und tätschelte ihrer Schwägerin liebevoll den Rücken. »Ich kann dir gar nicht genug danken, dass du uns die Party hier feiern lässt, zumal Dan ... ich meine, der Präsident, ja nicht einmal hier ist.«

Da sie keine Blutsverwandte war, empfand Pam es noch immer als unangenehm, ihren Schwager beim Vornamen zu nennen, während die Geschwister des Präsidenten und auch Jane ihn häufig »Danny« nannten.

Jane lächelte. »Dem Gesetz nach haben Präsident und First Lady die gleichen Rechte, was Staatseigentum betrifft. Und für die Finanzen der Familie bin immer noch ich verantwortlich.« Sie lachte. »Danny kann nicht gut mit Zahlen umgehen.«

»Trotzdem, es war sehr aufmerksam von dir.« Pam schaute zu ihrer Tochter hinüber. »Nächstes Jahr ist sie ein Teenager. Meine Güte, meine Älteste ein Teenager! Kaum zu glauben.«

Pam hatte drei Kinder. Die zwölfjährige Willa, den zehnjährigen John und die siebenjährige Colleen. Jane hatte ebenfalls drei Kinder, doch sie waren älter. Ihr neunzehnjähriger Sohn besuchte

bereits ein College, und ihre Tochter arbeitete als Krankenschwester in Atlanta. Der zweite Sohn, altersmäßig zwischen seinen Geschwistern, wusste noch nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte.

Die Cox hatten früh eine Familie gegründet. Jane war erst achtundvierzig, und ihr Mann hatte kürzlich seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert.

Jane sagte: »Jungen bringen einem das Herz durcheinander, Mädchen den Kopf.«

»Ich weiß nicht, ob mein Kopf für Willa bereit ist.«

»Du darfst die Verbindung nie abreißen lassen. Du musst immer wissen, wer ihre Freunde sind. Beobachte, was um sie herum vorgeht. Manchmal wird sie sich zurückziehen, aber das ist normal. Willa ist intelligent, und sie wird einmal sehr hübsch. Sie wird sich über dein Interesse freuen.«

»Das ist ein guter Rat, Jane. Schön, dass ich immer auf dich zählen kann.«

»Tut mir leid, dass Tuck es nicht geschafft hat.«

»Er sollte morgen wieder hier sein, aber du kennst ja deinen Bruder.«

Jane blickte Pam besorgt an. »Wird schon schiefgehen.«

Als Pam davonging, schaute Jane zu Willa hinüber. Das Mädchen verkörperte eine Mischung aus fraulicher Reife und kindlicher Naivität. Sie konnte besser schreiben als die meisten Erwachsenen und über Themen diskutieren, die Ältere in Erstaunen versetzten. Doch wer sie beobachtete, konnte sehen, wie kleinmädchenhaft sie kicherte, und dass sie das andere Geschlecht gerade erst entdeckte - mit einer Mischung aus Scheu und Interesse, wie bei vielen Mädchen ihres Alters.

Die Party neigte sich dem Ende zu, und die Gäste verabschiedeten sich. Jane Cox stieg in den Helikopter. Er war nicht als »Marine One« gekennzeichnet, denn der Präsident war nicht an Bord. An diesem Tag beförderte er nur die B-Mannschaft, was Jane ganz recht war. Privat waren sie und ihr Mann gleichgestellt, doch in der Öffentlichkeit ging sie stets die obligatorischen zwei Schritt hinter ihm.

Jane schnallte sich an, und ein uniformierter Marine warf die Tür zu. Vier Agenten des Secret Service begleiteten Jane. Der Helikopter hob ab.

Nach wenigen Sekunden schaute Jane auf Camp David hinunter, den »Vogelkäfig«, wie der Codename des Secret Service lautete. Der Helikopter flog nach Süden. In dreißig Minuten würden sie auf dem Rasen vor dem Weißen Haus landen.

In der Hand hielt Jane ein Blatt Papier, das Willa ihr kurz vor dem Ende der Party in die Hand gedrückt hatte. Es war ein Dankbrief. Jane lächelte. Der Brief war in der Sprache eines reifen Menschen geschrieben und war beinahe ein Musterbeispiel für Etikette.

Jane faltete den Brief zusammen und steckte ihn weg. Der Rest des Tages und der Abend würden nicht so angenehm verlaufen. Die Pflicht rief. Jane hatte längst gelernt, dass das Leben der First Lady einer unablässig auf Hochtouren laufenden Maschine glich.

Der Helikopter setzte auf. Da der Präsident nicht an Bord war, gab es keinen Salut, als Jane zum Weißen Haus ging. Sie wusste, ihr Mann war im Büro neben dem Oval Office, das fast ausschließlich für zeremonielle Zwecke genutzt wurde. Doch Jane hatte mehrere Forderungen gestellt, als sie sich bereit erklärt hatte, ihren Mann beim Präsidentschaftswahlkampf zu unter-

stützen. Eine dieser Forderungen war gewesen, jederzeit ins Allerheiligste zu dürfen, ohne sich vorher anmelden zu müssen.

»Ich bin keine Besucherin«, hatte sie damals zu ihrem Mann gesagt. »Ich bin deine Frau.«

Jane trat auf den so genannten »Body Man« zu, offiziell der persönliche Assistent des Präsidenten, der vor dem Oval Office stand. Der Body Man sorgte dafür, dass der Präsident seinen Terminplan einhielt und mit höchstmöglicher Effektivität arbeiten konnte. Zu diesem Zweck stand er vor Sonnenaufgang auf und widmete jeden Augenblick seines Wachseins den Bedürfnissen des Präsidenten - lange, bevor der Präsident wusste, was für Bedürfnisse das eigentlich waren.

»Sorgen Sie dafür, dass der Präsident und ich ungestört sind, Jay«, sagte Jane zu ihm. »Ich gehe jetzt zu ihm rein.«

Sofort wich Jay zur Seite.

Jane verbrachte ein paar Minuten mit dem Präsidenten und erzählte ihm von der Geburtstagsparty. Dann ging sie in den Wohntrakt, um sich frisch zu machen und sich umzuziehen, denn später gab sie einen Empfang. Als der Tag endete, zog Jane sich in ihr »offizielles« Heim zu-

rück, trat sich die Schuhe von den Füßen und gönnte sich einen Becher heißen Tee.

Zwanzig Meilen entfernt schrie Willa Dutton, das zwölfjährige Geburtstagskind, ihre Angst und ihr Entsetzen hinaus.

2.

Sean schaute während der Fahrt zu Michelle hinüber. Es war ein kurzer, abschätzender Blick. Falls Michelle ihn bemerkt hatte, sagte sie nichts. Stattdessen blickte sie stur nach vorn.

»Wann hast du die Frau kennengelernt?«, fragte sie.

»Als ich noch als Bodyguard gearbeitet habe. Wir sind in Verbindung geblieben. Eine nette Familie.«

»Hm«, machte Michelle und schaute weiter nach vorn.

»Warst du in letzter Zeit mal bei Horatio?«

Michelle verstärkte den Griff um den Kaffeebecher. »Warum bist du mir zu seiner Praxis gefolgt?«

»Weil ich wusste, was du vorhast.«

»Und was?«

»Du bist eingebrochen, um herauszufinden, was du ihm unter Hypnose erzählt hast.«

Michelle schwieg.

»Hast du es herausgefunden?«, hakte Sean nach.

»Es ist schon ziemlich spät, um jemanden zu Hause zu besuchen.«

»Weiche mir nicht aus, Michelle. Wir müssen darüber reden.«

»Du hast meine Frage nicht beantwortet«, sagte sie.

»Du meine auch nicht.«

»Sag schon: Warum fahren wir so spät zu diesem Haus?«

»Vielleicht geht es um einen Auftrag, den wir übernehmen sollen.«

»Deine nette Familie braucht einen Privatdetektiv?«

Sean nickte. »Und sie wollte nicht warten.«

Sie bogen von der kurvenreichen Landstraße in eine lange, von Bäumen gesäumte Auffahrt ein. Kurz darauf erschien eine Villa im Kolonialstil vor ihnen.

»Nicht übel«, bemerkte Michelle. »Dein Freund scheint ja ganz gut zurechtzukommen.«

»Regierungsaufträge. Offenbar gibt der Staat das Geld mit vollen Händen aus.«

»Da wäre ich nie drauf gekommen«, sagte Michelle. »Seltsam, das Haus ist dunkel. Hast du dich in der Uhrzeit geirrt?«

»Bestimmt nicht.« Sean hielt vor dem Haupteingang.

Michelle stellte den Kaffeebecher ab und zog ihre Pistole aus dem Gürtelholster. »Da hat eine Frau geschrien!«

»Warte.« Rasch legte Sean ihr eine Hand auf den Arm. Als Augenblicke später im Inneren des Hauses ein Krachen zu hören war, griff er ins Handschuhfach nach seiner eigenen Pistole. »Verdammt, du hast recht. Sehen wir nach, bevor wir die Cops rufen.«

»Geh du hintenrum, ich nehme die Vorderseite«, sagte Michelle.

Sean nickte, stieg aus und rannte zur Rückseite der Villa. Michelle ließ den Blick in die Runde schweifen. Es waren keine Fahrzeuge zu sehen. Sie huschte zum Vordereingang. Die Schreie und das Krachen waren inzwischen verstummt. Michelle hätte rufen und sich erkundigen können, ob alles in Ordnung sei, hätte damit aber Einbrecher gewarnt, die sich möglicherweise im Haus aufhielten.

Die Vordertür war abgeschlossen. Kaum hatte Michelle die Hand vom Türknauf genommen, krachte es. Die Kugel durchschlug das dicke Holz. Splitter wirbelten durch die Luft. Michelle spürte das Geschoss, als es an ihr vorbeizischte, bevor es in Seans Wagen einschlug.

Sie sprang von der Veranda, rollte sich ab und rannte los. Dabei riss sie das Handy aus der Tasche und wählte die 911. Sofort hob jemand ab. Sie wollte gerade etwas sagen, als das Garagentor aufflog und ein Geländewagen auf sie zuraste. Sie sprang zur Seite, schoss erst auf die Reifen, dann auf die Windschutzscheibe. Das Mobiltelefon flog ihr aus der Hand, als sie sich zu Boden warf und eine Böschung hinunterrollte. Sie landete in einem Haufen Laub und Dreck, sprang

auf und blickte nach oben. Der Wagen hatte angehalten, der Beifahrer war ausgestiegen.

Michelle feuerte.

Die Kugel traf den Mann in die Brust, doch das Hartmantelgeschoss schaltete ihn nicht aus. Stattdessen taumelte er zurück, als seine kugelsichere Panzerung die Kugel auffing. Als er sicheren Stand gefunden hatte, hob er seine eigene Waffe.

Michelle warf sich hinter den dicken Stamm einer Eiche, ehe die MP5 des Mannes losratterte. Ein Dutzend Kugeln schlugen in den Baum und rissen die Rinde ab. Eichensplitter wirbelten durch die Luft.

Michelle konnte sich keinen Augenblick Pause erlauben, denn ein geübter Schütze brauchte nur Sekunden, um das Magazin einer Maschinenpistole zu wechseln. Sie sprang aus ihrer Deckung, beide Hände um den Griff der Waffe gelegt. Diesmal würde sie auf den Kopf des Mannes zielen.

Aber da war niemand mehr, auf den sie hätte zielen können.

Der Mann war verschwunden.

Vorsichtig stieg Michelle die Böschung hinauf, die Pistole im Anschlag. Doch als sie hörte, wie der Motor des Pick-ups ansprang, war es mit der Vorsicht vorbei. Sie kletterte weiter, so schnell sie konnte. Als sie die Auffahrt erreichte, war der Wagen bereits verschwunden.

Michelle rannte zu Seans Auto. Sie wollte dem Flüchtigen hinterher, sah dann aber Rauch unter der Motorhaube hervorquellen. Ihr Blick fiel auf die Einschusslöcher im Blech der Karosserie. Mit diesem Wagen würden sie und Sean nirgendwohin fahren.

»Sean?«, rief sie. »Sean!«

»Hier drin!«

Michelle eilte die Treppe hinauf, über die Splitter der Tür hinweg, stürmte ins Wohnzimmer und schwenkte dabei die Waffe in einem weiten Bogen.

Sean kniete auf dem Boden neben einer Frau. Sie lag auf dem Rücken, Arme und Beine vom Körper abgespreizt. Ihre Augen waren weit geöffnet, aber starr und leer. Das rote Haar fiel ihr bis auf die Schultern. Was die Frau getötet hatte, war auf den ersten Blick zu sehen: Ihre Kehle war zerfetzt.

»Mein Gott«, sagte Michelle. »Wer ist das?«
»Pam Dutton. Die Frau, mit der wir uns treffen wollten.«

Michelle sah Buchstaben auf den nackten Armen der Toten. »Was hat das zu bedeuten?«

»Keine Ahnung.« Sean beugte sich näher an die Tote heran. »Sieht aus, als wären die Buchstaben mit einem schwarzen Marker geschrieben.«

»Ist sonst noch jemand im Haus?«

»Finden wir's raus.«

»Wir dürfen den Tatort nicht kontaminieren, ehe die Spurensicherung hier ist.«

»Wir dürfen aber auch niemanden sterben lassen, den wir retten können«, konterte Sean.

Die Durchsuchung des Hauses dauerte nur ein paar Minuten. Im Obergeschoss gab es vier Schlafzimmer, zwei auf jeder Seite des Flurs. Im ersten Schlafzimmer entdeckten sie ein kleines Mädchen. Es war bewusstlos, hatte aber keine erkennbaren äußeren Verletzungen. Ihre Atmung war stabil, der Puls schwach, aber regelmäßig.

»Das ist Colleen Dutton«, sagte Sean.

»Wurde sie unter Drogen gesetzt?«

Sean hob das Augenlid des Kindes. Die Pupille war stark vergrößert. »Sieht so aus.«

Im zweiten Schlafzimmer lag ein kleiner Junge; er war im gleichen Zustand wie das Mädchen.

»John Dutton«, sagte Sean und überprüfte auch hier die Pupillen. »Ebenfalls betäubt.«

Das dritte Schlafzimmer war leer.

Das vierte Schlafzimmer war das größte. Und es war nicht leer.

Der Mann lag auf dem Boden. Er trug Hose und T-Shirt und war barfuß. Eine Seite seines Gesichts war blau und geschwollen.

»Das ist Tuck Dutton, Pams Mann.« Sean fühlte den Puls des Bewusstlosen. »Er atmet regelmäßig. Offenbar hat er einen ziemlichen Schlag abbekommen.«

»Wir sollten die Cops anrufen.« Michelle nahm das Telefon vom Nachttisch. »Mist! Die Leitung ist tot. Sie müssen die Kabel durchgeschnitten haben.«

»Versuch es über dein Handy.«

»Das habe ich verloren, als die Kerle mich überfahren wollten.«

»Was für Kerle?«

»Ein Fahrer und ein Typ mit einer Maschinenpistole. Hast du niemanden gesehen, als du reingekommen bist?«

Sean schüttelte den Kopf. »Als ich die Schüsse gehört habe, bin ich direkt durch die Hintertür ins Haus. Aber ich habe ein Krachen gehört.«

»Da sind die Kerle mit dem Wagen durchs Garagentor gebrochen«, sagte Michelle.

»Pam tot, Tuck niedergeschlagen, John und Colleen mit Drogen betäubt ...«, murmelte Sean.

»Du hast mir doch gesagt, sie hätten *drei* Kinder.«

»Haben sie auch. Willa ist anscheinend verschwunden. Das leere Schlafzimmer ist ihres.«

»Ob sie in dem Pick-up entführt wurde?«

»Was für ein Modell war es?«

»Ein Tundra, viertürig, dunkelblau. Ein Fahrer und der Schütze saßen darin.«

»Hast du sie gut genug gesehen, dass du sie identifizieren könntest?«

»Nein, aber einer trug eine kugelsichere Weste. Sie hat das Hartmantelgeschoss aus meiner Waffe aufgehalten. Außerdem hatte der Kerl eine schwarze Skimaske auf.«

Sean wählte 911 auf seinem Handy, gab die Informationen weiter, schob das Handy zurück in die Tasche und schaute sich um.

»Was ist das da?«, fragte er und zeigte auf den Schrank.

Michelle ging durchs Zimmer und besah sich das Gepäckstück, das aus dem Schrank hervorlugte. »Eine Reisetasche, halb offen.« Sie bückte sich. »Hier ist ein Anhänger ... United Airlines, Flug 567 nach Dulles. Das Datum ist heute.« Sie holte einen Waschlappen aus dem Bad, um den Reißverschluss zu öffnen, ohne mögliche Fingerabdrücke zu verwischen. Dann schaute sie in die Tasche. »Männerkleidung. Vermutlich gehört die Tasche Tuck.«

Sean blickte auf die nackten Füße und das T-Shirt des bewusstlosen Mannes. »Er kommt nach Hause, begrüßt Pam, geht rauf, um seine Tasche abzustellen, zieht sich um und kriegt eins über den Schädel.«

»Da ist noch etwas. Der Tundra, der aus der Garage kam ... Entweder gehörte der Wagen den Duttons, oder die Typen haben ihn in der Garage abgestellt.«

»Vielleicht, damit niemand sieht, wie sie Willa in den Wagen laden.«

»Hier draußen? Um diese Zeit? Warum sollten sie sich solche Umstände machen? Man kann von hier aus nicht einmal das Nachbarhaus sehen. Ich weiß gar nicht, ob es hier überhaupt Nachbarn gibt.«

»Warum haben sie ausgerechnet Willa mitgenommen und keines der anderen Kinder?«

»Gute Frage. Und warum bringen sie die Mutter um und lassen alle anderen am Leben?«

Sean und Michelle stiegen nach unten. Sean ging durch die Küche in die Garage, die Platz für drei Fahrzeuge bot. Auf einem Stellplatz stand eine Mercedes-Limousine, auf einem anderen ein Chrysler-Minivan. Der dritte Stellplatz war leer.

»Da hat wahrscheinlich der Pick-up gestanden«, sagte Michelle. »Weißt du, ob die Duttons einen blauen Tundra hatten?«

»Nein. Aber die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass der Wagen ihnen gehörte, weil der Stellplatz frei ist. Die meisten Garagen sind mit Gerümpel vollgepackt. Dass hier alle drei Stellplätze frei sind bedeutet, dass die Duttons drei Fahrzeuge hatten, sonst hätten sie den freien Platz garantiert

als Lagerraum genutzt.« Sean legte die Hand auf die Motorhaube des Mercedes. »Ist noch warm.«

Michelle strich mit den Fingern über die Reifen. »Und die sind feucht. Heute Abend hat es leicht geregnet. Tuck muss mit dem Wagen vom Flughafen gekommen sein.«

Sie kehrten ins Wohnzimmer und zur toten Pam Dutton zurück. Mit dem Ellbogen schaltete Sean das Licht an, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Dann zückte er seinen Notizblock und notierte die Buchstaben, die auf dem Arm der Toten standen.

Michelle bückte sich und untersuchte Pams Hände. »Sie hat Blutspuren und Haut unter den Fingernägeln. Wahrscheinlich hat sie sich gewehrt.«

»Ist mir auch schon aufgefallen. Hoffen wir, dass man in der DNA-Datenbank fündig wird.«

»Müsste da nicht mehr Blut sein?«, fragte Michelle.

Sean schaute sich die Leiche genauer an. »Du hast recht. Der Teppich müsste voller Blut sein. Wie es aussieht, haben sie ihr die Halsschlagader durchgeschnitten. Sie muss binnen kürzester Zeit ausgeblutet sein.«

Michelle wies auf ein Plastikstück, das unter dem Ellbogen der Toten hervorragte. »Ist es das, was ich glaube?«

Sean nickte. »Eine leere Spritze.« Er schaute zu seiner Partnerin. »Haben die Täter ihr Blut mitgenommen?«

3.

Bei Talbot's war Schlussverkauf, deshalb hatte Diane Wohl schon um vier Uhr Feierabend gemacht. Ein neues Kleid, ein paar Blusen, die ein oder andere Hose, ein Schal. Diane hatte gerade eine Gehaltserhöhung bekommen und wollte das zusätzliche Geld gleich einem guten Zweck zuführen. Schließlich war nichts verkehrt daran, sich dann und wann selbst ein bisschen zu verwöhnen.

Diane parkte ihren Wagen in der Hochgarage des Einkaufszentrums und ging die hundertfünfzig Meter bis zum Geschäft. Zwei Stunden später verließ sie es mit zwei Taschen voller Kleider.

Sie hatte ihre patriotische Pflicht erfüllt und die schleppende Wirtschaft angekurbelt.

Diane warf die Taschen auf den Beifahrersitz und stieg ein. Sie hatte Hunger und dachte darüber nach, sich auf dem Heimweg etwas beim Chinesen zu besorgen. Sie hatte gerade den Schlüssel ins Zündschloss gesteckt, als sie den kleinen, kalten Metallring einer Pistolenmündung am Kopf spürte. Der Geruch nach Waffenöl und Zigaretten stieg ihr in die Nase.

»Fahr«, sagte eine ruhige, aber energische Stimme. »Sonst bist du tot.«

Diane gehorchte.

Eine Stunde später hatten sie die Vorstädte hinter sich gelassen. Nur der Asphalt, der abnehmende Mond und eine Wand von Bäumen waren noch zu sehen. Kein anderes Auto, kein Mensch. Diane Wohl war ganz allein mit dem Mann auf der Rückbank ihres Hondas.

»Bieg hier ab«, sagte der Mann.

Diane krampfte sich der Magen zusammen. Vor Angst kam ihr die Galle hoch.

Ein paar Minuten lang rumpelte der Wagen über einen Feldweg zwischen dunklen Bäumen hindurch.

»Anhalten«, befahl der Mann.

Diane schaltete die Automatik in Parkstellung. Als sie die Hand zurückzog, huschte ihr Blick zu ihrer Handtasche, in der ihr Handy steckte. Wenn sie es irgendwie einschalten konnte ... Oder wenn sie an ihre Schlüssel herankäme. Die könnte sie dem Kerl in die Augen stechen, wie sie es mal in einem Film gesehen hatte. Nur dass Diane so große Angst hatte, dass sie zu gar nichts mehr fähig war. Sie zitterte am ganzen Leib.

Der Mann sagte: »Raus.«

Diane rührte sich nicht. Ihr Mund war trocken, doch irgendwie brachte sie hervor: »Wenn Sie meinen Wagen und mein Geld wollen, können Sie es haben. Nur tun Sie mir bitte nichts.«

Der Mann ließ sich nicht beirren. »Raus.« Wieder drückte er Diane die Pistolenmündung in den Nacken. Ein Haar verfang sich an der Kimme und wurde mit der Wurzel ausgerissen. Tränen rannen Diane übers Gesicht. Sie öffnete die Wagentür und wollte aussteigen, die Handtasche fest umklammert, als plötzlich behandschuhte Finger ihren Arm packten.

»Die Tasche brauchst du nicht.«

Diane schloss die Tür hinter sich.

Als der Mann ebenfalls ausstieg, verließ sie der Mut. Sie hatte so sehr gehofft, der Kerl würde ihr nur den Honda stehlen, nicht aber das Leben.

Der Mann war schon älter und hatte dichtes, langes weißes Haar, das verschwitzt und schmutzig aussah. Sein Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, voller Furchen und Gräben. Er war groß und kräftig, mit breiten Schultern und riesigen, schwieligen Händen. Er wog bestimmt mehr als zweihundert Pfund. Wie ein Turm ragte er über der zierlichen Diane auf. Selbst mit Waffe hätte sie kaum eine Chance gegen ihn gehabt. Er hielt die Pistole genau auf ihren Kopf gerichtet.

Dass er keine Maske trug, machte Diane die meiste Angst. Sie konnte sein Gesicht deutlich sehen. *Es ist ihm egal, ob ich weiß, wer er ist, schoss es ihr durch den Kopf. Er wird mich vergewaltigen und umbringen und hier draußen liegen lassen.*

Diane begann zu schluchzen. »Bitte, tun Sie es nicht«, flehte sie und trat einen Schritt vor, zuckte aber zurück, als ein anderer Mann von hinten an sie herantrat und sie an der Schulter berührte. Sie schrie auf und fuhr herum. Der Neuankömm-

ling war klein und drahtig und besaß ein Latino-
gesicht. Doch Diane registrierte es kaum, denn
der Mann hob einen Kanister, und ein dichter
Nebel traf sie mitten ins Gesicht.

Würgend wankte Diane einen Schritt zurück
und rang nach Atem. Nach wenigen Augenbli-
cken verlor sie das Bewusstsein und sank in den
Armen des Hünen zusammen.

Die Männer steckten Diane in den Laderaum
eines gemieteten Vans, der in der Nähe stand,
und fuhren davon.

4.

Die Gesetzeshüter waren in beeindruckender
Stärke angerückt. Sean und Michelle, die am
Rand des von Fichtennadeln übersäten Hofes
standen, beobachteten, wie Polizisten und Kri-
minaltechniker über das Haus der Duttons herfie-
len wie Ameisen über einen Kadaver - in gewis-
ser Hinsicht eine perfekte Analogie.

Rettungswagen hatten die überlebenden Ange-
hörigen der Familie Dutton bereits ins Kranken-

haus gebracht, während Mrs. Dutton noch immer drinnen lag. Der einzige Arzt, den sie noch sehen würde, war der Leichenbeschauer, und der würde ihren Körper noch mehr zerlegen, als ihr Mörder es getan hatte.

Sean und Michelle waren bereits drei Mal vernommen worden, zuerst von uniformierten Beamten, dann von Detectives der Mordkommission. Immer wieder hatten sie detaillierte Antworten gegeben. Nun waren ganze Notizbücher voll mit ihren Schilderungen der schrecklichen Ereignisse dieser Nacht.

Michelle richtete ihre Aufmerksamkeit auf zwei schwarze Limousinen in der Auffahrt. Als Männer und Frauen in Zivil aus den Wagen stiegen, fragte sie Sean: »Was macht das FBI hier?«

»Habe ich das nicht schon gesagt? Tuck Dutton ist der Bruder der First Lady.«

»First Lady? Du meinst Jane Cox, die Frau des Präsidenten?«

Sean nickte.

»Also wurde die Schwägerin der First Lady ermordet und ihre Nichte entführt?«

»Volltreffer«, sagte Sean. »Die Übertragungswagen der Fernsehleute müssten gleich hier sein.

Unsere Standardantwort lautet ›kein Kommentar‹, klar?«

»Klar. Dann wollte Pam Dutton uns anheuern? Warum? Hast du eine Ahnung?«

»Nein.«

Sean und Michelle beobachteten, wie die FBI-Leute mit den Polizisten sprachen und anschließend im Haus verschwanden. Zehn Minuten später kamen sie wieder zum Vorschein und hielten auf Sean und Michelle zu.

»Die sehen nicht gerade glücklich aus, dass wir hier sind«, bemerkte Michelle.

Und so war es auch. Die FBI-Agenten wollten nicht glauben, dass Pam Dutton die beiden Privatdetektive herbestellt hatte, ohne dass diese den Grund dafür kannten.

Sean wiederholte zum vierten Mal: »Ich sagte doch schon, ich bin ein Freund der Familie. Pam hat mich angerufen und mich um ein Treffen gebeten. Ich hatte keine Ahnung, worum es ging. Um das herauszufinden, sind wir hier.«

»Um diese Uhrzeit?«

»Pam hat die Zeit festgelegt, nicht ich.«

»Wenn Sie den Duttons wirklich so nahe stehen, haben Sie vielleicht eine Idee, wer für die

Schweinerei hier verantwortlich sein könnte«, sagte einer der Agenten. Der mittelgroße Mann hatte ein schmales Gesicht und breite Schultern und schaute so säuerlich drein wie ein Magenkranker.

»Hätte ich eine Idee, hätte ich es längst gesagt. Haben Sie schon eine Spur vom Pick-up? Übrigens, meine Partnerin hat eine Kugel durch die Windschutzscheibe gejagt.«

»Warum trägt Ihre Partnerin eine Waffe?«, fragte der Magenkranke.

Sean griff langsam in seine Tasche und holte seinen Ausweis heraus. Michelle tat es ihm gleich, legte aber noch ihren Waffenschein dazu.

»Sie sind Privatdetektive?« Der Magenkranke sprach das Wort aus, als wäre es ein Synonym für »Kinderschänder«. Dann gab er Sean und Michelle die Ausweise zurück.

»Und ehemalige Mitarbeiter des Secret Service«, sagte Michelle. »Mein Partner und ich.«

»Schön für Sie.« Der Magenkranke nickte in Richtung Haus. »Der Secret Service wird sich wegen dieser Sache einiges anhören müssen.«

»Wieso?«, fragte Sean. »Geschwister der Präsidentenfamilie haben keinen Anspruch auf

Schutz, es sei denn, es besteht eine unmittelbare Bedrohung. Der Secret Service kann schließlich nicht jeden bewachen.«

»Kapieren Sie denn nicht? Hier geht es um die öffentliche Wahrnehmung dieser Geschichte. Die Mutter ermordet, das Kind entführt ... Das kommt gar nicht gut in den Zeitungen, besonders nicht nach der Party in Camp David heute. Die *First Family* wird wohlbehalten nach Hause gebracht, während die bucklige Verwandtschaft von irgendwelchen Irren heimgesucht wird. Das sind nicht gerade die besten Schlagzeilen, die man sich wünschen kann.«

»Was war das für eine Party in Camp David?«, hakte Michelle nach.

»Ich stelle hier die Fragen«, entgegnete der Magenkranke.

Und so berichteten Sean und Michelle während der nächsten Stunde noch einmal in allen Einzelheiten, was sie gesehen hatten. So unangenehm der Magenkranke auch sein mochte, sie mussten zugeben, dass er gründlich war.

Sie endeten wieder im Haus und blickten auf Pam Duttons Leiche. Ein Kriminaltechniker machte Fotos von den Blutspuren, der tödlichen

Wunde und den Spuren unter Pam Duttons Fingernägeln. Ein anderer notierte die Buchstaben auf den Armen der Toten und tippte sie in einen Laptop.

»Weiß hier jemand, was die Buchstaben zu bedeuten haben?«, fragte Michelle und deutete auf die Leiche. »Ist es eine Fremdsprache?«

Einer der Techniker schüttelte den Kopf.
»Falls ja, habe ich noch nie davon gehört.«

»Das sieht mir eher willkürlich aus«, bemerkte Sean.

»Die Spuren unter den Fingernägeln deuten darauf hin, dass das Opfer sich gewehrt hat«, sagte Michelle. »Sieht so aus, als hätte sie dem Angreifer ziemliche Kratzer beigebracht.«

»Das wissen wir bereits«, sagte der Magen-
kranke.

»Wie geht es Tuck und den Kindern?«, erkundigte sich Sean.

»Unsere Leute sind auf dem Weg ins Krankenhaus, um ihre Aussagen aufzunehmen.«

»Wenn die Einbrecher Tucker niedergeschlagen haben, weil er sich gewehrt hat, hat er vielleicht etwas gesehen«, bemerkte ein Agent.

»Ja. Aber wenn er wirklich was gesehen hat, warum haben die Mörder ihn dann nicht erledigt, so wie seine Frau?«, entgegnete Michelle. »Die Kinder wurden betäubt und haben wahrscheinlich nichts mitbekommen. Aber warum haben die Täter einen Augenzeugen am Leben gelassen?«

Der Magenkranke zuckte mit den Schultern. »Wenn ich noch einmal mit Ihnen sprechen will - und davon können Sie ausgehen -, erreiche ich Sie unter der Adresse, die Sie mir gegeben haben, oder?«

»Ja«, erwiderte Sean.

»Gut«, sagte der Magenkranke und ging mit seinem Team davon.

»Verschwinden wir«, sagte Sean.

»Und wie?«, fragte Michelle. »Die Kerle haben unseren Wagen plattgemacht.«

Sean ging hinaus, starrte auf das Wrack seines Lexus und funkelte Michelle wütend an. »Das hättest du mir ruhig früher sagen können.«

»Ich hatte nicht viel Zeit.«

»Okay. Ich rufe uns ein Taxi.«

Als sie warteten, fragte Michelle: »Und? Sollen wir es jetzt einfach dabei bewenden lassen?«

»Was meinst du?«

Michelle deutete auf das Haus der Duttons.
»Das da. Einer der Mistkerle hat versucht, mich umzubringen. Ich weiß nicht, wie du das siehst, aber ich nehme so was persönlich. Außerdem wollte Pam uns einen Auftrag erteilen. Ich finde, wir sind es ihr schuldig, den Job zu Ende zu bringen.«

»Michelle, wir haben nicht die leiseste Ahnung, weshalb Pam mich angerufen hat und ob es mit ihrer Ermordung zu tun hatte.«

»Wenn nicht, wäre es die Mutter aller Zufälle.«

»Okay, aber was können wir tun? Polizei und FBI arbeiten bereits an dem Fall. Da bleibt nicht mehr viel Raum für uns.«

»Das hat dich früher nicht gestört«, sagte Michelle.

»Diesmal ist es etwas anderes.«

»Und warum?«

Sean antwortete nicht.

»Sean?«

»Ich hab dich gehört.«

»Und? Was ist diesmal anders?«

»Die Leute, um die es geht.«

»Wer? Die Duttons?«

»Nein. Die First Lady.«

»Die hat doch gar nichts damit zu tun.«

»Doch, hat sie.«

»Du redest, als würdest du sie kennen.«

»Tue ich auch.«

»Woher?«

Sean setzte sich in Bewegung.

»Was ist mit dem Taxi?«, rief Michelle ihm hinterher.

Sie bekam keine Antwort.

5.

Sam Quarry liebte sein Heim - oder das, was davon übrig war. Die Atlee-Plantage war seit fast zweihundert Jahren im Besitz seiner Familie. Einst hatte das Anwesen sich über viele Meilen erstreckt, und Hunderte von Sklaven hatten hier geschuftet. Nun waren Quarry nur noch zweihundert Morgen geblieben, und mexikanische Einwanderer brachten die Ernte ein. Auch das Herrenhaus hatte schon bessere Zeiten gesehen,

doch wenn einem die Löcher in der Decke, die zugigen Zimmer und die gelegentliche Maus auf den brüchigen Holzdielen nichts ausmachten, konnte man noch immer in der Villa wohnen. Über den Fußboden des einstigen Herrenhauses waren konföderierte Generäle geschritten, sogar Jefferson Davis höchstpersönlich. Quarry kannte die Geschichte, doch er schwelgte nicht darin. Schließlich konnte niemand sich seine Familie oder deren Geschichte aussuchen.

Quarry war zweiundsechzig, schlank und kräftig, hatte dichtes, schneeweißes Haar, sonnengebräunte Haut und eine laute, befehlsgewohnte Stimme. Er liebte das Leben im Freien und genoss es, auf die Jagd zu gehen, zu fischen und im Garten zu arbeiten. Er war ein »Mann der Erde«, wie er selbst es zu nennen pflegte.

Quarry saß an seinem überladenen, narbigen Schreibtisch in der Bibliothek. Es war derselbe Schreibtisch, hinter dem schon Generationen von Quarrys gesessen und wichtige Entscheidungen getroffen hatten, die das Leben vieler Menschen beeinflusst hatten. Im Gegensatz zu einigen seiner Ahnen, die nachlässig gewesen waren, nahm Sam Quarry seine Verantwortung ernst. Er führte ein strenges Regiment, um für sich selbst und für

die Leute zu sorgen, die hier noch beschäftigt waren. Außerdem war die Atlee-Plantage alles, was Quarry geblieben war.

Er streckte seine eins neunzig große Gestalt und faltete die schwieligen, sonnengebräunten Hände auf dem Bauch. Dann ließ er den Blick über die schlecht gemalten Porträts und die körnigen Schwarzweißfotos seiner männlichen Vorfahren schweifen und überdachte seine Situation. Quarry nahm sich stets Zeit, alles genau zu durchdenken - anders als die meisten anderen Menschen heutzutage, vom Präsidenten bis hin zu Wall-Street-Magnaten und dem Mann von der Straße. Alles musste schnell gehen. Jeder wollte alles am liebsten schon gestern. Diese Ungeduld führte häufig zu Fehlern.

Eine halbe Stunde saß Quarry einfach nur da und rührte sich nicht, während sein Hirn auf Hochtouren arbeitete. Schließlich beugte er sich vor, streifte sich Handschuhe über und begann unter dem strengen Blick seines Großvaters und Namensvetters Samuel W. Quarry, der lange Zeit die Opposition gegen die Bürgerrechtler in Alabama geführt hatte, nach dem Zweifingersystem auf der abgegriffenen Tastatur seiner IBM Selectric zu tippen. Einen PC besaß Quarry

nicht, nur ein Handy. Er hatte oft genug davon gehört und gelesen, wie einfach es sei, Informationen von einem Computer zu stehlen, selbst wenn der Dieb in einem anderen Land saß. Wollte jemand etwas von seiner Schreibmaschine stehlen, müsste er bei Quarry einbrechen - und Quarry bezweifelte, dass ein Einbrecher sein Anwesen lebend verlassen würde.

Quarry hörte zu tippen auf, zog das Blatt heraus, überflog den kurzen Text, steckte das Blatt in einen Umschlag und verklebte die Lasche mit Wasser aus einem Glas auf seinem Schreibtisch. Er wollte keine Spuren hinterlassen, auch nicht in Gestalt der DNA seines Speichels.

Quarry legte den Umschlag in eine Schreibtischschublade, die er mit einem fast hundert Jahre alten Schlüssel verschloss; der uralte Mechanismus funktionierte noch ausgezeichnet. Dann stand er auf, ging zur Tür und trat hinaus ins Tageslicht, um einen Blick auf sein zerfallendes Königreich zu werfen. Dabei kam er an Gabriel vorbei, einem dünnen, elfjährigen schwarzen Jungen, dessen Mutter, Ruth Ann, als Haushälterin für Quarry arbeitete. Quarry tätschelte Gabriel den Kopf und gab ihm einen zusammengefalteten Dollar sowie eine alte Briefmarke aus seiner

Sammlung. Gabriel war ein kluger Junge, der genug Grips hatte, um ein College zu besuchen, und Quarry war entschlossen, ihm dabei zu helfen. Er hatte nicht die Vorurteile seines Großvaters und Urgroßvaters geerbt, die den erzkonservativen George Wallace als großen Politiker hatten hochleben lassen, als einen Mann, »der wenigstens noch wusste, wie man die Nigger auf den Platz verweist, der ihnen zusteht«.

Sam Quarry war der Überzeugung, dass alle Menschen ihre Stärken und Schwächen hatten, egal welcher Hautfarbe sie waren. Seine jüngste Tochter hatte sogar einen Farbigen geheiratet, und Sam hatte die Braut voller Freude zum Altar geführt. Inzwischen waren sie geschieden, und Quarry hatte die beiden seit Jahren nicht gesehen. Doch er gab die Schuld an der Trennung nicht seinem Ex-Schwiegersohn. Er wusste, wie schwierig es war, mit seiner jüngsten Tochter zusammenzuleben.

Quarry verbrachte zwei Stunden damit, mit seinem verbeulten, rostigen Pick-up, der schon mehr als stolze zweihunderttausend Meilen auf dem Buckel hatte, über sein Land zu fahren. Schließlich hielt er vor einem jahrzehntealten, silbernen Airstream-Wohnwagen mit zerfetztem

Zeltvordach. Im Inneren gab es ein winziges Bad mit Toilette, einen mit Propangas betriebenen Herd, einen kleinen Kühlschrank unter der Spüle, einen Boiler, ein Mini-Schlafzimmer und eine Klimaanlage. Über ein Kabel zur großen Scheune wurde der Wohnwagen mit Strom versorgt. Quarry hatte den Airstream von einem Großhändler in Zahlung genommen, der während der Erntezeit in finanzielle Schwierigkeiten geraten war.

Unter dem Vordach saßen drei Männer, Indianer vom Stamm der Coushatta. Quarry war mit der Geschichte der Eingeborenen in Alabama sehr gut vertraut. Die Coushatta hatten jahrhundertlang im Norden von Alabama gesiedelt, mit den Muskogee und Cherokee als östlichen Nachbarn und den Chickasaw und Choctaw im Westen. Im Jahre 1830 waren die Coushatta zwangsweise in Reservate nach Texas und Oklahoma gebracht worden. Heutzutage lebten fast alle Coushatta in Louisiana, doch eine Hand voll hatte es zurück in den Goldammer-Staat geschafft.

Einer der Coushatta war vor Jahren hierhergekommen, lange nachdem Quarry das Anwesen von seinem Vater geerbt hatte. Seitdem lebte der Indianer hier. Quarry hatte ihm den Wohnwagen

als Heim überlassen. Die anderen beiden waren erst seit sechs Monaten hier, und Quarry wusste nicht, ob sie blieben oder nicht. Aber er mochte sie, und sie schienen ihn zu tolerieren. Grundsätzlich vertrauten die Coushatta keinem weißen Mann, duldeten aber Quarrys Besuche und seine Gesellschaft, denn technisch gesehen gehörte sein Land ihnen: Die Coushatta hatte es schon bestellt, lange bevor es Weiße in Alabama gegeben hatte.

Quarry setzte sich auf einen Stuhl mit dickem Gummikissen, trank ein Bier mit den Coushatta, drehte sich ein paar Zigaretten und tauschte Geschichten mit den Indianern. Der Coushatta, dem Quarry vor gut zehn Jahren den Wohnwagen überlassen hatte, war klein und gebeugt, mit weißem Haar und einem Gesicht wie eine Skulptur von Frederic Remington. Von allen Indianern sprach er am meisten, und er trank auch mehr als die anderen. Er war ein gebildeter Mann, doch Quarry wusste nur wenig über ihn.

Quarry unterhielt sich mit den Indianern in deren eigener Sprache, doch sein Coushatta war ziemlich beschränkt; deshalb kamen die Indianer ihm entgegen, indem sie Englisch mit ihm redeten - und *nur* mit ihm, was Quarry ihnen nicht

verübeln konnte: Der Weiße Mann trampelte noch immer auf ihnen herum, obwohl die Indianer das einzige Volk waren, das sich mit Fug und Recht als Amerikaner bezeichnen konnte. Das aber behielt Quarry wohlweislich für sich, denn die Indianer mochten kein Mitleid, hassten es sogar.

Fred, der alte Indianer, erzählte gerne die Geschichte, wie die Coushatta an ihren Namen gekommen waren. »Es bedeutet ›verirrter Stamm‹«, sagte er. »Unser Volk ist vor langer Zeit in zwei Gruppen von hier aufgebrochen, wobei die erste Gruppe Zeichen für die zweite hinterließ, damit diese ihr folgen konnte. Doch am Mississippi verschwanden die Zeichen plötzlich. Die zweite Gruppe zog trotzdem weiter und traf auf ein Volk, das unsere Sprache nicht verstand. Unsere Leute sagten ihnen, sie hätten sich verirrt, was in unserer Sprache coushai heißt. Das andere Volk glaubte, das sei unser Name. So hat er sich entwickelt und ist bis heute geblieben.«

Quarry, der die Geschichte schon ein Dutzend Mal gehört hatte, erwiderte: »Im Grunde, Fred, haben wir alle uns in gewisser Weise verirrt.«

Gut eine Stunde später, als die Sonne den Männern auf die Köpfe knallte und die Luft einem Glutofen glich, stand Quarry auf, klopfte sich den Staub von der Hose, tippte sich zum Abschied an den Hut und versprach den Indianern, bald wiederzukommen und eine Flasche Feuerwasser, Maiskolben, einen Eimer Äpfel und richtige Zigaretten mitzubringen, denn die Indianer konnten sich nur Selbstgedrehte leisten.

Fred schaute zu Quarry auf, steckte sich eine Selbstgedrehte zwischen die Lippen, bekam einen Hustenanfall und sagte: »Bring das nächste Mal die Filterlosen mit, die schmecken besser.«

»Mach ich, Fred.«

Quarry fuhr über zerfurchte Feldwege, sodass sein Wagen durchgeschüttelt wurde, doch er bemerkte es kaum. Das hier war sein Grund und Boden, sein Leben.

Der Weg endete.

Da stand das kleine Haus.

Genau genommen war es kein Haus, sondern eine Hütte. Hier wohnte niemand, jedenfalls noch nicht. Und selbst wenn es einmal so weit war, würde es hier niemand längere Zeit aushal-

ten: Es war bloß ein Zimmer mit einem Dach und einer Tür.

Quarry drehte sich um die eigene Achse. Er sah nichts als Staub, Bäume und ein Stück blauen Alabamahimmel - der schönste Himmel, den er je gesehen hatte. Auf jeden Fall war er schöner als der Himmel in Südostasien, den Quarry inmitten feindlichen Abwehrfeuers durchflogen hatte, als der Vietcong ihn und seine F-4 Phantom II aus der Luft holen wollte.

Quarry ging zu der Hütte und betrat die Veranda. Er hatte die Hütte selbst gebaut. Sie stand nicht auf dem Gelände seines Anwesens, sondern ein paar Meilen entfernt auf einem kleinen Grundstück, das Quarrys Großvater vor siebzig Jahren gekauft hatte. Der alte Herr hatte allerdings nie etwas damit angefangen, denn das Grundstück lag mitten im Nirgendwo. Sein Großvater musste betrunken gewesen sein, als er diesen Flecken Dreck gekauft hatte, und er war oft betrunken gewesen. Für Quarrys Zwecke aber war das Grundstück ideal.

Die Hütte war nur sechzig Quadratmeter groß, aber das reichte. Die einzige Tür war von normaler Größe und hing an Messingscharnieren.

Quarry schloss die Tür auf, ging aber nicht sofort hinein.

Er hatte die Wände fast doppelt so dick gebaut wie bei normalen Gebäuden dieser Art, doch man musste schon genau hinschauen, um es zu bemerken. Zwischen Innen- und Außenwand waren schwere Metallplatten eingelassen, was dem kleinen Gebäude eine unglaubliche Stabilität verlieh. Quarry hatte das Metall selbst eingesetzt und verschweißt. Jede Naht war ein wahres Kunstwerk. Wahrscheinlich hätte nicht einmal ein ausgewachsener Tornado die Hütte zum Einsturz bringen können.

Quarry ließ erst einmal frische Luft ins Innere, ehe er die Hütte betrat. Er hatte einmal den Fehler begangen, das nicht zu tun, und fast das Bewusstsein verloren, weil der Sauerstoffgehalt der Luft im Inneren extrem niedrig war. Es gab keine Fenster, und der Boden bestand aus dicken Holzplanken, mit Sandstrahl behandelt, sodass es nicht den winzigsten Splitter gab. Zwar gab es Fugen zwischen den Brettern, aber sie waren für das menschliche Auge kaum zu erkennen.

Der Unterbau war ebenfalls eine Besonderheit. Quarry konnte mit Fug und Recht behaupten,

dass vermutlich kein Fußboden in Amerika ein Fundament besaß wie dieser. Die Innenwände waren über Weidedraht verputzt, und das Dach war so fest mit den Mauern verbunden wie der Rumpf eines Ozeanriesen mit dem Deck. Quarry hatte extrem starke Bolzen und Nieten verwendet, um jede Eigenbewegung der Hütte und sämtliche Einwirkungen von außen zu unterbinden. Das Fundament bestand aus gegossenem Beton, und es gab einen Kriechgang im Boden, knapp einen halben Meter breit.

Die Möblierung war schlicht: ein Bett, ein mit Leder gepolsterter Stuhl, ein batteriebetriebener Generator und noch ein paar andere Dinge einschließlich eines Sauerstofftanks an der Wand. Quarry stieg von der Veranda hinunter und begutachtete sein Werk. Jede Gehrung an den Außenwänden war perfekt, obwohl Quarry während des Baus häufig bei künstlichem Licht gearbeitet hatte. Es war eine anstrengende, schweißtreibende Arbeit gewesen, doch seine Gliedmaßen und sein Verstand waren von den beiden stärksten menschlichen Gefühlen angetrieben worden:

Hass.

Und Liebe.

Quarry nickte zufrieden. Er hatte gute Arbeit geleistet. Besser konnte er es nicht machen. Die Hütte wirkte unscheinbar, obwohl es sich in Wahrheit um ein ingenieurtechnisches Wunderwerk handelte. Nicht schlecht für einen Jungen aus dem tiefsten Süden, der nicht einmal aufs College gegangen war.

Quarry schaute nach Westen, wo er eine Überwachungskamera in einem Baum angebracht hatte, geschützt vor der Sonne und neugierigen Blicken. Äste und Blattwerk hatte er so zurechtgeschnitten, dass die Kamera alles sehen konnte, was sie sehen sollte. Ein in der Rinde verborgenes Kabel auf der Rückseite des Stammes führte über ein in der Erde verlegtes PVC-Rohr zu dem kleinen Haus, wo es sich gabelte und zwischen den Metallplatten durch die Wände führte.

Quarry schloss die Hütte ab und stieg in seinen Dodge. Jetzt musste er woanders hin, aber nicht mit einem Pick-up.

Quarry schaute hinauf zum makellosen Alabamahimmel. Ein schöner Tag für einen Flug.

6.

Eine Stunde später jagte die alte Cessna über die kurze Startbahn und erhob sich in die Luft. Quarry blickte aus dem Seitenfenster auf sein Land hinunter. Zweihundert Morgen - das hörte sich nach viel an, war es aber nicht.

Quarry flog tief und achtete auf Vögel und andere Maschinen, denn er meldete einen Flug nie an; deshalb musste er doppelt vorsichtig sein.

Nach gut einer Stunde ging er in den Sinkflug, landete auf dem Asphalt einer privaten Landebahn und betankte seine Maschine. Auf diesem Flugfeld gab es keine modernen Anlagen und keine Firmenjets, nur schäbige Wellblechhangars, eine holperige Asphaltstartbahn, einen Luftsack und Flugzeuge wie Quarrys: alte, zusammengeflackte Kisten, die jedoch liebevoll gehegt und gepflegt wurden. Und sie waren billig. Quarry hatte seine Cessna vor Jahren aus dritter Hand gekauft; heute hätte er sich das nicht mehr leisten können.

Quarry flog, seit er in die Air Force eingetreten und mit seiner F-4 Phantom über die Reisfelder

und Dschungel Vietnams hinweggedonnert war. Später hatte er Bomben auf Laos und Kambodscha geworfen und Menschen getötet - und das nur, weil man es ihm befohlen hatte, obwohl diese Angriffe, wie er später herausgefunden hatte, nie offiziell genehmigt worden waren. Aber das wäre ihm damals ohnehin egal gewesen. Soldaten taten, was man ihnen befahl. Allerdings hatte Quarry damals auch nicht die Zeit gehabt, sich groß den Kopf darüber zu zerbrechen, was die hohen Tiere eigentlich wollten - nicht wenn der Feind unter ihm versuchte, ihn abzuschießen.

Quarry stieg wieder in sein kleines Flugzeug, gab Gas und stieg erneut in den Himmel. Er flog weiter und drehte in einen Treibstoff sparenden Gegenwind von fünf Knoten die Stunde.

Kurz darauf zog er den Gashebel wieder zurück, drückte den Steuerknüppel nach vorn und ließ sich von der Thermik tragen. Das war der schwierige Teil: die Landung auf seinem anderen Besitz. Er lag in den Bergen. Dort gab es keine Landebahn, nur einen langen Grasstreifen, den Quarry im Schweiß seines Angesichts gemäht hatte. Der Boden war fest und flach, doch die Seitenwinde stellten eine Herausforderung dar.

Quarrys Gesichtsmuskeln spannten sich, und er packte den Steuerknüppel mit festem Griff. Dann fuhr er die Landeklappen voll aus. Die Maschine setzte auf, machte einen Satz, setzte wieder auf und machte einen erneuten Satz. Als die Cessna das dritte Mal aufsetzte, blieb das Fahrwerk auf der Erde, und Quarry trat mit beiden Beinen auf die Radbremse. Bremse und Landeklappen ermöglichten es der Cessna, knapp vor dem Ende der Bahn zum Stehen zu kommen.

Quarry wendete das Flugzeug und stellte den Motor ab. Dann schnappte er sich seinen Rucksack, stieg aus und legte Bremskeile unter das Fahrwerk, damit die leichte Maschine nicht wegrollen konnte. Schließlich stapfte er mit seinen langen Beinen den Felshang hinauf. Er holte einen Schlüsselbund aus der Manteltasche und suchte den richtigen heraus. Dann bückte er sich und öffnete die dicke Holztür im Berg. Die Tür lag hinter Felsen versteckt, die Quarry mühsam aus einem Vorsprung gebrochen und hier aufgeschichtet hatte.

Sein Großvater hatte jahrzehntelang in dieser Kohlenmine gearbeitet. Genauer gesagt, seine unterbezahlten Arbeiter. Als Kind war Quarry öfter hier gewesen. Damals hatten sie die Straße

benutzt, doch die hatte Quarry gestern versperret. Früher hatten Laster die Kohle über diese Straße ins Tal gefahren; Quarry hatte sie benutzt, um alles hier heraufzuschaffen, was er brauchte. In seinem kleinen Flugzeug hätte er das Material nie transportieren können.

Natürlich war der Berg nicht immer eine Mine gewesen. Wind, Regen und geologische Aktivitäten hatten große Höhlen und Kammern erschaffen. Lange vor der ersten Fahrt einer Kohlenlore, während des amerikanischen Bürgerkriegs, waren in diesen Höhlen gefangene Soldaten der Nordstaaten gestorben. Ohne Sonne und frische Luft waren sie bis auf die Knochen abgemagert und schließlich jämmerlich zugrunde gegangen.

Heutzutage waren die Schächte mit Lampen ausgestattet, doch Quarry benutzte sie nur, wenn es unbedingt nötig war, denn der Strom wurde von einem alten Dieselgenerator erzeugt, und Treibstoff war teuer. Quarry verwendete eine alte Taschenlampe, wenn er etwas sehen wollte. Tatsächlich war es sogar dieselbe Lampe, mit der sein Vater »aufsässige« Schwarze gejagt hatte, nachts, in den Sümpfen von Alabama. Als Kind hatte Quarry oft aus einem Versteck beobachtet, wie sein Alter im Dunkeln nach Hause gekom-

men war, erfüllt von wilder, perverser Freude darüber, was er und seine Kumpane in ihrem Hass getan hatten. Manchmal hatte Quarry das Blut der Opfer an den Händen und Ärmeln seines Vaters gesehen, und der Alte hatte gekichert, wenn er sich anschließend einen Whisky genehmigt hatte. Es war verrückt und abartig, Menschen nur deshalb zu töten, weil sie anders aussahen als man selbst.

»Dieser miese alte Bastard«, schimpfte Quarry vor sich hin. Er verabscheute seinen Vater für all den Kummer, den er über andere Menschen gebracht hatte. Quarry öffnete eine weitere Tür in der Wand des Hauptschachts. Dahinter verbarg sich ein Raum. Quarry nahm eine batteriebetriebene Laterne von einem Regal, schaltete sie ein und stellte sie auf einen Tisch in der Mitte des Raumes. Dann schaute er sich um und bewunderte sein Werk. Er hatte den Raum mit dicken Bohlen verkleidet und mit Spachtelmasse verfügt. Anschließend hatte er das Ganze in therapeutischem Hellblau gestrichen. Quarry hatte das gesamte Material kostenlos von einem Freund bekommen, der eine kleine Baufirma besaß und nicht wusste, wo er Überschüsse lagern sollte. Hinter den Wänden befanden sich die gewaltigen

Innereien des Berges. Doch jeder, der sich in dem Raum umsah, hatte das Gefühl, sich in einem Haus zu befinden. Und das war ja auch der Sinn des Ganzen.

Quarry ging in eine Ecke und musterte die Frau, die dort zusammengesunken auf einem Stuhl saß und schlief, den Kopf zur Seite geneigt. Quarry stupste sie am Arm, doch sie reagierte nicht. Na, das würde sich schnell ändern.

Quarry krempelte den Ärmel der Frau hoch, holte eine sterile Spritze aus seinem Rucksack und stieß sie der Frau in den Arm. Sekunden später schlug sie die Augen auf, und ihr Blick klärte sich. Als sie Quarry sah, öffnete sie den Mund, um zu schreien, aber das Klebeband auf ihren Lippen hinderte sie daran.

Quarry lächelte sie schief an, während er ihr zwei Ampullen Blut abnahm. Die Frau beobachtete ihn entsetzt. Sie konnte sich nicht bewegen; Fesseln hielten sie am Stuhl fest.

»Ich weiß, dass es Ihnen seltsam erscheint, Ma'am«, sagte Quarry, »aber glauben Sie mir, es dient einem guten Zweck. Ich will weder Sie noch sonst jemanden verletzen. Haben Sie verstanden?«

Er zog die Nadel heraus, desinfizierte die Einstichstelle mit einem in Alkohol getunkten Wattebausch und klebte ein Pflaster darauf.

»Haben Sie verstanden?«, fragte er erneut.

Die Frau nickte.

»Gut. Es tut mir leid, dass ich Ihnen Blut abnehmen musste, aber es ging nicht anders. Okay, jetzt bekommen Sie etwas zu essen und können sich waschen. Wir werden Sie nicht die ganze Zeit gefesselt lassen. Sie bekommen ein wenig Bewegungsfreiheit. Ich weiß, dass Sie noch nicht erkennen können, warum das alles nötig ist - die Fesseln und so weiter. Nicht wahr?«

Die Frau schaute ihm in die Augen. Trotz ihrer schrecklichen Situation nickte sie.

»Ausgezeichnet«, sagte Quarry. »Machen Sie sich keine Sorgen. Alles wird wieder gut. Und es wird keine Übergriffe geben, weil Sie eine Frau sind ... Sie wissen, was ich meine. So etwas dulde ich nicht. Sie haben mein Wort.« Zärtlich drückte er ihr den Arm.

Die Frau verzog den Mund zu einem verzerrten Lächeln.

Quarry steckte die Ampullen in seinen Rucksack und wandte sich von der Frau ab.

Einen Augenblick stellte sie sich vor, wie er plötzlich mit einem wahnsinnigen Lachen zu ihr herumwirbelte und ihr eine Kugel in den Kopf jagte oder ihr die Kehle durchschnitt.

Doch Quarry verließ den Raum.

Diane Wohl schaute sich um. Sie hatte keine Ahnung, wo sie sich befand, weshalb sie hier war oder warum der Kidnapper ihr gerade so viel Blut abgenommen hatte. Sie war bei Talbot's einkaufen gewesen, als der Mann plötzlich mit einer Waffe in ihrem Wagen gesessen hatte, und nun war sie hier ... wo immer »hier« sein mochte.

Diane brach in Tränen aus.

7.

Sean King saß im Dunkeln. Als plötzlich das Licht aufflammte, hob er schützend die Hand vor die Augen und betrachtete blinzeln den Eindringling.

»Tut mir leid«, sagte Michelle, aber es klang nicht ehrlich.

»Ich habe geschlafen«, sagte Sean.

Michelle setzte sich auf die Schreibtischkante. »Bist du jetzt sauer? Willst du meine Fragen nicht beantworten? Warum schläfst du im Büro und hockst im Dunkeln?«

Sean schob ihr eine Zeitung hin. »Hast du den Artikel gelesen?«

»Ja, online. Die meisten Fakten stimmen. Und du siehst auf dem Foto angemessen nachdenklich aus.«

»Es ist ein Aktenfoto aus meiner Zeit beim Secret Service.«

»Ah, deshalb siehst du so knackig aus.«

»Ein paar Reporter haben angerufen. Ich habe jedes Mal aufgelegt.«

»Die rufen nicht nur an, die parken auch unten vor unserem Büro. Ich bin durch die Hintertür reingekommen. Ich fürchte allerdings, jemand hat mich gesehen, also dürfte der Weg hintenraus jetzt ebenfalls versperrt sein.«

»Na toll. Wir sitzen also in der Falle.«

Sean erhob sich und ging auf und ab.

»Und? Möchtest du jetzt darüber reden?«, fragte Michelle.

Sean blieb stehen und trat einen Stofffussel vom Teppich. »Die Situation ist ziemlich beschissen«, sagte er.

»Weil wir eine aufgeschlitzte Frau gefunden haben? Weil ein Kind verschwunden ist? Oder sprichst du von irgendwas, das dir im Kopf herumspekt?«

Sean nahm seine unruhige Wanderung wieder auf.

»Du hast gesagt, du kennst die First Lady«, fuhr Michelle fort. »Woher? Als Cox zum Präsidenten gewählt wurde, warst du schon lange nicht mehr beim Secret Service. Komm schon, erzähl. Stell dich nicht quer.«

Sean wollte gerade etwas erwidern, als das Telefon klingelte. Er drehte sich um, doch Michelle war schneller und hob ab. »King und Maxwell«, meldete sie sich. »Was kann ich für Sie ...« Sie verstummte abrupt. »*Was?* Ja ... ja, sicher, er ist hier.«

Sie hielt Sean den Hörer hin.

»Ich will mit keinem reden«, sagte er.

»Mit der hier schon.«

»Wer ist es denn?«

»Die First Lady«, flüsterte Michelle.

Sean nahm den Hörer. »Mrs. Cox?« Er hörte zu, schaute kurz verlegen zu Michelle und sagte dann: »Okay, *Jane*.«

Michelle hob eine Augenbraue und beobachtete ihren Partner aufmerksam.

»Ich weiß. Das ist wirklich eine Tragödie. Willa ... ja, natürlich. Ja, das stimmt. Sie haben richtig verstanden. Haben Sie mit Tuck gesprochen? Ich verstehe ... ja, natürlich. Was?« Er schaute auf die Uhr. »Ja, sicher, das schaffen wir.« Er blickte zu Michelle. »Sie ist meine Partnerin. Wir arbeiten zusammen, aber wenn Sie lieber ... gut, danke.«

Er legte auf.

»Wenn du jetzt wieder den Stummen spielst«, sagte Michelle, »und im Zimmer auf und ab gehst, ziehe ich dir mit der Pistole eins über, das schwöre ich. Was hat sie gesagt?«

»Sie will sich mit uns treffen.«

»Wo?«

»Im Weißen Haus.«

»Warum? Was will sie von uns? Sollen wir ihr erzählen, was wir letzte Nacht gesehen haben?«

»Nicht ganz.«

»Was meinst du damit?«

»Ich glaube, wir sollen in ihrem Auftrag herausfinden, wer dafür verantwortlich ist.«

»Die First Lady will uns einen Auftrag geben? Das kapiere ich nicht. Ihr steht doch das ganze verdammte FBI zur Verfügung.«

»Ja, aber wie es aussieht, will sie uns.«

»Du meinst, sie will *dich*.«

»Glaubst du, wir können die Reporter abschüteln? Ich will nicht, dass sie uns zur Pennsylvania Avenue folgen.«

Michelle stand auf und zog ihre Schlüssel aus der Tasche. »Wie kannst du so was fragen? Willst du mich beleidigen?«

8.

Sam Quarry schloss die Tür auf und spähte ins Zimmer. Er sah sie bei einer Schüssel Müsli am Tisch sitzen. Sie riss den Kopf herum, sprang auf und wich bis an die Wand zurück.

Quarry ging ins Zimmer. Die Tür ließ er offen.
»Es gibt hier nichts, wovor du Angst haben müsstest, Willa.«

»Doch«, erwiderte das Mädchen. »Hier muss man vor allem Angst haben. Besonders vor Ihnen.«

Ihre Wangen zitterten, und Tränen traten ihr in die Augen.

Quarry zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. »An deiner Stelle hätte ich wahrscheinlich auch Angst. Aber ich werde dir nicht wehtun. Okay?«

»Das sagen Sie. Woher soll ich wissen, dass Sie mich nicht belügen? Sie sind ein Verbrecher, und Verbrecher lügen. Deshalb sind sie ja Verbrecher.«

Quarry nickte. »Du hältst mich für einen Verbrecher?«

»Sie sind einer. Sie haben mich entführt. Dafür kommt man ins Gefängnis.«

Quarry nickte erneut und blickte auf die Schüssel. »Ist das Müsli nicht zu dünn? Tut mir leid, wir haben hier nur Milchpulver.«

Willa drückte sich noch immer an die Wand.
»Warum tun Sie das?«

»Was? Meinst du, warum ich dich hergebracht habe?«

»Was sonst?«

Quarry lächelte über Willas Logik. »Ich habe schon gehört, wie klug du bist.«

»Wo ist meine Familie? Ich habe den anderen Mann gefragt, aber der wollte mir nichts sagen. Er hat nur gegrunzt.«

Quarry zog ein Taschentuch hervor und wischte sich übers Gesicht, um einen Ausdruck von Abscheu zu verbergen.

»Warum tragen Sie Latexhandschuhe?«, fragte Willa und starrte auf Quarrys Hände.

»Weißt du, was Ekzeme sind?«

»Sicher.«

»Ich habe welche, und ich will niemanden anstecken.«

»Was ist mit meiner Familie?«, hakte Willa nach. »Geht es ihr gut? Sagen Sie es mir!«

»Es geht ihnen großartig. Aber weil ich ein Verbrecher bin, könnte ich natürlich lügen.«

»Ich hasse Sie!«, rief Willa.

»Das kann ich dir nicht verübeln.«

»Geht es um meine Tante?«, fragte Willa unvermittelt.

»Deine Tante?«, entgegnete Quarry im Unschuldston.

»Verkaufen Sie mich nicht für dumm. Jane Cox ist meine Tante. Mein Onkel ist der Präsident.«

»Da hast du recht.«

»Also geht es um ihn, oder?«

»Diese Frage werde ich nicht beantworten. Tut mir leid.«

Willa zog den Ärmel hoch und deutete auf ein Pflaster in ihrer Armbeuge. »Dann sagen Sie mir wenigstens, wofür das ist.«

»Du hattest dich geschnitten.«

»Nein. Ich habe nachgesehen. Da ist nur ein winziger Stich.«

Quarry schaute wieder zu Willas Schüssel und Löffel. »Bist du fertig damit?«

»Verdammt! Geht es um meinen Onkel oder nicht?«, kreischte Willa.

»Lass mich eins klarstellen, Willa«, sagte Quarry. »Ich will dir nicht wehtun. Es stimmt, ich habe gegen das Gesetz verstoßen und dich hergebracht, aber mir wäre es lieber, dich aus dieser Tür nach Hause gehen zu sehen. Aber solange du hier bist, sollten wir versuchen, so gut

miteinander auszukommen wie möglich. Ich weiß, das ist schwer, aber es muss sein. Das ist besser für mich«, er starrte sie an, »und für dich.«

Dann nahm er Löffel und Schüssel und ging zur Tür.

»Werden Sie meinen Eltern sagen, dass es mir so weit gut geht?«, fragte Willa mit sanfterer Stimme.

Quarry drehte sich noch einmal um. »Na klar.«

Bei dieser Erklärung kam ihm erneut die Galle hoch.

Nachdem Quarry gegangen war, setzte Willa sich auf eine Pritsche in der Ecke und ließ den Blick langsam durchs Zimmer schweifen. Dem Mann gegenüber hatte sie sich tapfer gezeigt, doch sie fühlte sich nicht allzu mutig, im Gegenteil: Sie hatte eine Heidenangst und wollte zu ihrer Familie zurück. Unruhig rang sie die Hände. Tränen liefen ihr über die Wangen, als sie sich ein schreckliches Szenario nach dem anderen vorstellte. Sie betete, sprach laut zu ihrer Mom und ihrem Dad. Sie sagte ihrem Bruder und ihrer Schwester, dass sie beide sehr lieb habe, auch

wenn sie ohne anzuklopfen in ihr Zimmer kamen und ihre Sachen durcheinanderwarfen.

Willa wischte sich die Tränen weg und versuchte, konzentriert zu bleiben. Sie glaubte dem Mann nicht, was die Handschuhe, die Ekzeme und die Wunde an ihrem Arm betraf. Wahrscheinlich hatte das alles mit ihrer Tante und ihrem Onkel zu tun. Was für einen Grund sollte es sonst dafür geben?

Willa ging nervös auf und ab, wobei sie leise vor sich hin sang wie so oft, wenn sie sich Sorgen machte oder Angst hatte.

»Es wird alles wieder gut«, sagte sie dann zu sich selbst, immer wieder und wieder. Schließlich legte sie sich hin und deckte sich zu. Doch bevor sie das Licht ausmachte, schaute sie noch einmal zur Tür, durchquerte das Zimmer und starrte auf das Schloss.

Es war ein stabiler Riegel. Bis jetzt war ihr das gar nicht aufgefallen.

Ein Hoffnungsfunke loderte in ihr auf.

9.

Quarry stieg den Minenschacht hinunter. Gedankenverloren strich er mit einer Hand über den schwarzen Fels, wo noch immer die Reste der alten Flöze zu sehen waren. Quarry öffnete die Tür zu einem weiteren Raum. Dort setzte er sich an einen Tisch, holte die Blutampullen aus seinem Rucksack und beschriftete sie mit unterschiedlichen Zahlen. Von einem Regal an der Wand hob er eine Kiste herunter und öffnete sie. In der Kiste befanden sich weitere Ampullen voller Blut. Ein paar gehörten Pam Dutton, die nun in einer Leichenhalle in Virginia lag; andere enthielten Blut, das er Willa abgenommen hatte, als sie bewusstlos gewesen war.

Quarry beschriftete auch diese Ampullen mit Zahlen und legte sie in eine Kühlbox voll Eis. Anschließend steckte er Willas Schüssel und Löffel in einen Plastikbeutel und deponierte ihn in einer weiteren Box.

Okay, das wäre erledigt.

Quarry stand auf und öffnete einen freistehenden Safe, den er auf seinem Pick-up hierher

transportiert hatte. Im Inneren befanden sich automatische und halbautomatische Pistolen, Schrotflinten, Gewehre, Zielfernrohre, zwei MP5 sowie Sturmgewehre vom Typ AK47, dazu die entsprechende Munition. Dieses Waffenlager repräsentierte die seit Generationen andauernde Liebe der Quarrys zum zweiten Zusatzartikel der amerikanischen Verfassung, der den uneingeschränkten Besitz und das Tragen von Waffen erlaubte. Quarry schaute die Sammlung sorgfältig durch, entschied sich schließlich für eine 45er Cobra Enterprises Patriot und lud sie mit einem vergrößerten Magazin, aber mit Standardmunition. Die Waffe war leicht, besaß jedoch enorme Durchschlagskraft, und man musste einen Druck von zwölf Pfund aufbringen, um den Abzug zu betätigen. Wegen ihres Ungleichgewichts und des großen Kalibers war es kein Vergnügen, diese Pistole abzufeuern; doch sie war leicht zu tragen. Und egal was man mit dieser Waffe aus der Nähe traf: Es war hinüber.

Es war eine kompakte Waffe zum persönlichen Schutz; aber dafür wollte Quarry sie nicht verwenden. Seine Hand schwitzte leicht, als sie sich um den Griff der geladenen Pistole schloss.

Das Magazin enthielt sieben Schuss, doch Quarry würde nicht mehr als zwei benötigen. Und es würde ihm kein Vergnügen bereiten. Kein bisschen.

Er schlurfte durch den Felsengang und bereitete sich geistig darauf vor, was getan werden musste. Sein Daddy und sein Opa hatten auch schon Menschen gejagt, obwohl sie Schwarze eigentlich nicht als Menschen betrachtet hatten. Vermutlich hatten sie diese Leute abgeknallt, ohne groß nachzudenken, einfach so, nicht viel anders, als würden sie im Garten ein paar Maulwürfe killen. Doch genau in diesem Punkt hatte der Sohn - beziehungsweise der Enkel - sich weit von seinen männlichen Vorfahren entfernt. Er würde tun, was getan werden musste, aber er wusste auch, dass die Narben tief sein würden, und dass er den tödlichen Augenblick für den Rest seines Lebens immer wieder durchleben musste.

Quarry erreichte sein Ziel und leuchtete mit der Taschenlampe durch die Gitterstäbe, die eine Nische in der Wand in eine Art Zelle verwandelten. Hinter diesen Gittern hatten vor langer Zeit Dutzende von Unionssoldaten gesessen; aller-

dings hatte Quarry die verrosteten Stäbe ausgewechselt.

An der hinteren Wand kauerten zwei Männer. Sie trugen Drillichanzüge, und die Hände waren ihnen hinter dem Rücken gefesselt. Quarry blickte auf den kleinen, drahtigen Burschen, der neben ihn an das Gitter getreten war.

»Bringen wir es hinter uns, Carlos«, sagte Quarry.

Der Mann leckte sich nervös über die Lippen und sagte: »Mit allem gebührenden Respekt, Mr. Sam, aber ich glaube nicht, dass wir diesen Weg gehen sollten.«

Quarry wirbelte zu ihm herum und starrte ihn von oben herab an. »Hier gibt nur einer den Ton an, und das bin ich, verdammt! Wir haben hier eine Befehlskette. Du bist Soldat, und deshalb weißt du das, Sohn. Vertrau mir. Es tut mir mehr weh, als es dir jemals wehtun wird. Außerdem fehlt es mir an Männern für das, was ich vorhabe. Egal wie man es sieht, es ist einfach nur Scheiße.«

Der zurechtgewiesene Mann senkte den Blick, öffnete die Tür und bedeutete den beiden Gefangenen, dass sie aufstehen sollten. Die Männer

waren auch an den Füßen gefesselt, sodass sie nur langsam vorwärtshumpeln konnten. Als sie ins Licht von Carlos' Taschenlampe traten, glitzerte der Schweiß auf ihrer Stirn.

Einer der Männer jammerte: »Es tut mir leid. O Gott, es tut mir so leid.«

»Mir tut's auch leid, Daryl«, erwiderte Quarry. »Das bereitet mir kein Vergnügen. Ehrlich.«

Daryl war stämmig; der Mann hinter ihm dagegen war dünn und hochgewachsen. Sein Adamsapfel hüpfte ängstlich auf und ab. »Wir haben das nicht gewollt, Mr. Quarry«, krächzte er. »Aber nachdem wir das Kind betäubt hatten, ist sie reingekommen und hat geschrien und sich gewehrt. Sehen Sie sich doch nur mal Daryls Gesicht an! Sie hat ihm fast die Haut von den Knochen gekratzt. Es war Selbstverteidigung! Wir haben versucht, auch ihr eine Spritze zu verpassen, aber sie ist durchgedreht.«

»Was habt ihr von einer Mutter erwartet, der ihr das Kind wegnehmen wollt?«, erwiderte Quarry. »Wir sind die Sache hundert Mal durchgegangen. Ihr habt genau gewusst, was zu tun war. *Mord* war keine Option. Jetzt habe ich hier

ein kleines Mädchen, das seine Mom nie wiedersehen wird. Das hätte nicht passieren dürfen.«

Daryls Stimme nahm einen weinerlichen Tonfall an. »Aber der Daddy war daheim, und das hat uns überrascht.«

»Auch diese Möglichkeit war eingeplant.«

Daryl gab nicht auf. »Aber sie hat mir die Fingernägel ins Auge gebohrt! Da bin ich durchgedreht, hab einfach zugestochen und sie am Hals getroffen. Ich wollte es nicht. Wir haben noch versucht, sie zu retten, konnten aber nichts mehr tun. Es tut mir leid.«

»Das habt ihr mir alles schon erzählt«, sagte Quarry. »Wäre es von Bedeutung, würdet weder ihr noch ich jetzt hier stehen.«

Nervös starrte Daryl auf die Pistole. »Wir waren immer für dich da, das weißt du. Und wir haben dir das kleine Mädchen gebracht, ohne ihr ein Haar zu krümmen.«

»Als ihr euch bereiterklärt habt, mir zu helfen, habe ich euch gesagt, dass es Regeln gibt. Ihr habt gegen die wichtigste Regel verstoßen und euren Eid gebrochen.«

Quarry nickte Carlos zu, der die Männer an den Handgelenken packte und auf die Knie zwang.

Quarry baute sich vor den beiden auf. »Sprecht mit eurem Gott, falls ihr einen habt. So viel Zeit gebe ich euch.«

Daryl murmelte tatsächlich etwas vor sich hin, was nach einem Gebet klang. Sein dürrer Kame-rad hingegen brach in Tränen aus.

Sechzig Sekunden später sagte Quarry: »Fertig? Okay.«

Er drückte Daryl die Pistole auf die Stirn.

»O gütiger Jesus!«, heulte Daryl.

»Bitte!«, kreischte der andere Mann.

Quarrys Finger krümmte sich um den Abzug. Plötzlich nahm er die Waffe wieder weg. Warum, wusste er selbst nicht.

»Steh auf!«

Daryl starrte ihn erstaunt an. »Was?«

»Steh auf, sage ich!«

Daryl gehorchte. Seine Knie zitterten. Quarry schaute sich das zerkratzte Gesicht und das blutige rechte Auge des Mannes an; dann riss er Daryl das Hemd auf. Ein großer blauer Fleck war auf den kräftigen Bauchmuskeln zu sehen.

»Du hast gesagt, dass eine Frau auf dich geschossen hat. Stimmt das?«

»Ja, Sir. Es war dunkel, aber ich habe deutlich gesehen, dass es ein Mädchen war.«

»Das *Mädchen* war eine verdammt gute Schützin. Eigentlich müsstest du jetzt tot sein, Junge.«

»Ich habe eine kugelsichere Weste getragen, ganz wie du gesagt hast, Sir«, stieß Daryl hervor. »Es tut mir leid, dass die Frau getötet wurde. Ich wollte das nicht, ehrlich nicht.«

»Und du hast gesagt, du *glaubst*, eine Ampulle zurückgelassen zu haben?«

»Nur die eine. Auf einmal ging alles ganz schnell ... besonders, nachdem die anderen Typen aufgetaucht sind. Wir haben die Ampullen auf dem Rückweg gezählt. Aber die Leute werden ohnehin wissen, dass wir der Frau Blut abgenommen haben, wenn sie eine Obduktion machen.«

Für einen Moment wirkte Quarry verunsichert. »Dann geh, verdammt.«

»Was?«

Quarry nickte dem erleichterten Carlos zu, der Daryl daraufhin befreite. Der Mann rieb sich die wunden Handgelenke und blickte zu seinem dür-

ren Kameraden, der noch immer auf dem Boden kniete. »Was ist mit Kurt?«

Quarry drückte Daryl die Pistole auf die Brust. »Halt den Mund. Und jetzt geh, bevor ich meine Meinung ändere. Kurt ist nicht dein Problem.«

Daryl wankte davon, stürzte, rappelte sich wieder auf und stolperte in den dunklen Gang hinaus.

Quarry wandte sich Kurt zu.

»Bitte, Mr. Quarry«, murmelte der zum Tode Verurteilte.

»Tut mir leid, Kurt, aber hier gilt Auge um Auge, Zahn um Zahn.«

»Aber Daryl ist doch derjenige, der die Frau getötet hat.«

»Aber er ist auch mein Sohn. Ich habe nicht viel, aber ich habe ihn.«

Er richtete die Pistole auf Kurts Kopf.

»Aber Sie sind wie ein Vater für mich, Mr. Quarry«, jammerte Kurt. Tränen rannen ihm über die Wangen.

»Deshalb ist es ja auch so verdammt hart für mich.«

»Das ist verrückt, Mr. Quarry. *Sie* sind verrückt!«, kreischte Kurt.

»Da hast du recht, Junge. Ich *bin* verrückt!«, brüllte Quarry. »So durchgeknallt wie der verrückte Hutmacher auf Speed. Das liegt mir im Blut. Da kann ich nichts gegen tun.«

Kurt warf sich zur Seite und versuchte wegzukriechen. Seine klobigen Stiefel wirbelten Staub auf, und seine Schreie hallten den Schacht hinunter wie hundertfünfzig Jahre zuvor die Schreie der Unionssoldaten.

»Halt die verdammte Taschenlampe näher an ihn ran, Carlos«, befahl Quarry. »Er soll keine Sekunde länger leiden als unbedingt nötig.«

Die Pistole krachte. Kurts Flucht endete für immer.

Quarry ließ die Waffe sinken und murmelte irgendetwas Unverständliches, während Carlos sich bekreuzigte.

»Weißt du, wie wütend ich deswegen bin?«, fragte Quarry. »Wie groß meine Wut und meine Enttäuschung sind?«

»Ja, Sir«, antwortete Carlos.

Quarry stieß den toten Kurt mit der Stiefelspitze an und schob die noch qualmende 45er unter den Hosenbund.

Dann drehte er sich um und marschierte den Schacht hinunter. Ins Tageslicht.

Er war die Dunkelheit satt.

Er wollte nur noch fliegen.

10.

Michelle ließ ihre Pistole im abschließbaren Sicherheitsfach des SUV. Sie hatte keine Lust, die nächsten Jahre in einem Bundesgefängnis zu sitzen und darüber zu meditieren, dass sie besser nicht mit einer geladenen Waffe in der Tasche ins Weiße Haus hätte gehen sollen.

Sie hatten die Reporter abgehängt, die vor ihrem Haus gelangert hatten. Allerdings hatte es sie eine Menge Reifengummi gekostet, und einer der Presseleute war nach kurzer Verfolgungsjagd gegen einen geparkten Van gerast. Michelle hatte nicht angehalten, um dem Mann zu helfen.

Sean und Michelle waren durch den Besuchereingang ins Gebäude gekommen. Sie hatten erwartet, ins Weiße Haus geführt zu werden, doch

nachdem man sie abgetastet und durchleuchtet hatte, sagte einer der Agenten knapp: »Mitkommen.«

Sie wurden in eine Limousine gescheucht, die vor dem Eingang wartete. Kaum war die Tür zu, fuhr der Wagen los.

Sean fragte den Fahrer: »Was soll das? Wohin fahren wir?«

Der Mann antwortete nicht, und der Bursche neben ihm drehte sich nicht einmal um.

Michelle flüsterte: »Der Secret Service scheint nicht gerade glücklich zu sein.«

»Offenbar sucht man bereits einen Sündenbock«, flüsterte Sean zurück. »Vielleicht wissen sie, warum die First Lady uns herbestellt hat. Und vermutlich mögen sie es nicht, wenn Außenstehende in ihrem Zuständigkeitsbereich herumschnüffeln.«

»Aber wir haben doch mal zu ihrem Verein gehört.«

Sean zuckte mit den Schultern. »Der Secret Service und ich haben uns nicht gerade in Freundschaft getrennt. Bei dir war es genauso. Aber jetzt müssen wir erst mal wissen, wohin wir

fahren.« Sean wollte die Frage gerade stellen, als der Wagen langsamer wurde und hielt.

»Da«, sagte der Fahrer. »In der Kirche.«

»Was?«

»Bewegen Sie Ihren Hintern in die Kirche. Die Lady wartet.«

Kaum waren Sean und Michelle ausgestiegen, erkannten sie, dass sie nur ein kurzes Stück gefahren waren. Sie befanden sich dem Weißen Haus gegenüber auf der anderen Seite des Lafayette Parks. Bei der Kirche handelte es sich um St. John's. Das Portal stand auf.

Während die Limousine davonjagte, betraten Sean und Michelle die Kirche. Sie fühlten die Gegenwart der Sicherheitskräfte mehr, als dass sie die Leute sahen. Als Sean sich neben Jane Cox setzte, vermochte er nicht zu sagen, ob sie geweint hatte. Er vermutete es, wusste aber auch, dass die First Lady nicht zu den Frauen gehörte, die ihre Gefühle offen zeigten, vielleicht nicht einmal ihrem Mann gegenüber.

Unter einem schwarzen Mantel trug Jane ein knielanges blaues Kleid, Pumps und nur wenig Schmuck. Ihr Haar war unter einem Kopftuch verborgen; dennoch konnte man sehen, dass sie

es auf jene Art hochgebunden hatte, die zu ihrem Markenzeichen geworden war. Viele hatten sie wegen ihres Stils schon mit Jackie Kennedy verglichen. Die Frau war nie auffällig gewesen, das wusste Sean, aber sie hatte Klasse.

»Das ist Michelle Maxwell«, stellte Sean seine Partnerin vor. »Mrs Jane.«

Jane lächelte Michelle gnädig an und wandte sich dann wieder Sean zu. »Danke, dass Sie bereit waren, mich so schnell zu treffen.«

»Wir dachten, dieses Treffen findet im Weißen Haus statt.«

»So hatte ich es auch geplant, aber dann habe ich mich anders entschieden. In dieser Kirche ist es privater und friedlicher.«

Sean lehnte sich auf der Bank zurück, schaute kurz zum Altar und fragte dann: »Was können wir für Sie tun?«

»Waren Sie wirklich da, als es passiert ist?«

»Ja. Ich wollte Willa ein Geschenk bringen.« Sean berichtete die Einzelheiten jener Nacht, ließ aber die schlimmsten Grausamkeiten aus.

»Tuck erinnert sich an kaum etwas«, sagte Jane. »Sie haben gesagt, er würde wieder ganz gesund, und dass es keine inneren Blutungen gege-

ben hat, aber sein Kurzzeitgedächtnis scheint geschädigt zu sein.«

»Das passiert häufig nach einem Schlag auf den Kopf«, bemerkte Michelle. »Aber die Symptome verschwinden oft von selbst.«

»Der Secret Service kümmert sich jetzt um den Schutz von ... um den Schutz der ›erweiterten‹ First Family«, sagte Jane.

»Gute Idee«, meinte Sean.

»Also wurde die Achillesferse endlich erkannt«, bemerkte Jane leise.

Sean sagte: »Das FBI hat die Ermittlungen übernommen. Ich weiß nicht ... Ich glaube nicht, dass wir irgendetwas tun können, wozu nicht auch das FBI in der Lage wäre.«

»Ich habe in Camp David eine Geburtstagsfeier für Willa gegeben. Pam war dort, Willas Freunde, ihr Bruder und ihre Schwester. Es war ein ganz besonderer Tag für ein ganz besonderes Mädchen.«

»Ja, sie ist wirklich etwas Besonderes«, pflichtete Sean ihr bei.

»Das hätte nie geschehen dürfen.« Jane starrte Sean an. »Ich möchte, dass Sie Willa finden ... und die Leute, die dafür verantwortlich sind.«

Sean schluckte nervös. »Das ist eine FBI-Ermittlung. Da können wir uns nicht einmischen. Die würden uns lynchen.«

»Sie haben mir schon einmal geholfen, Sean, und das habe ich nicht vergessen. Ich weiß, ich habe kein Recht, Sie darum zu bitten, aber ich brauche Ihre Hilfe.«

»Aber das FBI ...«

Jane winkte ab. »Ich bin sicher, dass diese Leute sehr tüchtig sind, aber ich muss wohl nicht erwähnen, dass das rasch zu einem Politikum werden wird.«

»Wie soll jemand die Ermordung einer Mutter und die Entführung ihres Kindes zu einem Politikum machen?«, fragte Michelle.

Jane schenkte ihr ein Lächeln, das gefährlich an Herablassung grenzte. »Wir stecken mitten im Wahlkampf. Diese Stadt ist darauf spezialisiert, *alles* zu politisieren, Miss Maxwell. Einige Leute kennen keine Grenzen, wenn es darum geht, dem politischen Gegner zu schaden.«

»Und Sie glauben, das könne die FBI-Untersuchung beeinflussen?«, fragte Sean.

»Genau dieses Risiko will ich nicht eingehen. Ich will Leute, die nur das Ziel haben, die Wahr-

heit herauszufinden, und nichts als die Wahrheit. Und das heißt, ich will Sie.«

»Haben Sie eine Idee, warum jemand das tun wollte, Mrs. Cox?«, fragte Michelle.

»Nein. Ich weiß nicht, was das Motiv sein könnte.«

»Was ist mit den üblichen Verdächtigen?«, fragte Sean. »Terroristen? Die First Family wird so gut geschützt, dass diese Leute sich vielleicht ein leichteres Ziel gesucht haben.«

»Wenn das stimmt«, fügte Michelle hinzu, »müsste demnächst irgendeine Gruppe die Verantwortung übernehmen.«

»Vielleicht hören wir ja bald etwas. Was meint der Präsident dazu?«, fragte Sean.

»Er macht sich genauso große Sorgen wie ich«, antwortete Jane.

»Hat er einen Verdacht, wer dafür verantwortlich sein könnte?«

»Ich glaube nicht.«

Sean fügte in vorsichtigem Tonfall hinzu: »Weiß er, dass Sie sich mit uns treffen?«

»Ich wüsste nicht, warum er davon wissen sollte ... jedenfalls jetzt noch nicht.«

»Mit allem gebotenen Respekt, Ma'am«, sagte Michelle. »Ihre Secret-Service-Leute wissen davon.«

»Ich bin sicher, dass ich mich auf deren Diskretion verlassen kann.«

Michelle und Sean schauten einander nervös an. Kein Agent des Secret Service würde dem Präsidenten etwas verheimlichen, jedenfalls nicht vorsätzlich. Das wäre karrieretechnischer Selbstmord, Diskretion hin oder her.

»Okay«, sagte Sean. »Aber wenn wir in diesem Fall ermitteln, wird unsere Beteiligung irgendwann ans Licht kommen.«

Michelle warf ein: »Aber wenn das passiert, können wir behaupten, Sean sei nur ein Freund der Familie. Außerdem war er vor Ort, als es passiert ist. Tatsächlich haben die Kerle ja sogar versucht, mich umzubringen. Daran könnten wir uns festhalten.«

Sean nickte und schaute zu Jane. »Ja, so können wir es machen.«

»Gut.«

»Wir werden mit Tuck, John und Colleen sprechen müssen.«

»Das kann ich arrangieren. Tuck liegt noch im Krankenhaus, und die Kinder wohnen bei Pams Schwester in Bethesda.«

»Und wir brauchen Zugang zum Tatort.«

Michelle fügte hinzu: »Das FBI wird sämtliche Spuren gesichert haben. Wenn wir Ergebnisse liefern sollen, müssen wir die Akten einsehen.«

»Mir wird schon etwas einfallen«, erklärte Jane. »Schließlich geht es hier um meine Familie.«

»Okay«, sagte Sean bedächtig und beobachtete Jane aufmerksam.

»Dann ist es abgemacht?« Sie legte die Hand auf Seans. Der blickte zu Michelle, und diese nickte. »Wir machen es.«

11.

Sie verließen die Kirche. Die Limousine hatte nicht auf sie gewartet.

Offenbar haben wir nicht für eine Rundfahrt bezahlt«, spöttelte Michelle.

Sie hatten sich gerade auf den Weg durch den Lafayette Park gemacht, als Sean sagte: »Festhalten. Da kommen sie.«

Die beiden Männer hielten entschlossen auf sie zu. Einer war der Magenkranke vom FBI. Auch den anderen kannten Sean und Michelle. Er gehörte zum Secret Service - ein hochrangiger Agent mit Namen Aaron Betack. Er hatte rasch Karriere gemacht und war von den Schützengräben ins Zentrum der Macht aufgestiegen. Sean fiel auf, dass Betack einen ungewöhnlich beschwingten Schritt hatte.

Die beiden Männer versperrten Sean und Michelle den Weg.

Sean spielte den Überraschten. »Na, so was. Geht ihr auch ein bisschen spazieren?«

Der Magenkranke sagte: »Wir wissen, wo Sie gewesen sind und mit wem Sie gerade gesprochen haben. Wir sind hier, um dem Ganzen einen Riegel vorzuschieben. Das Letzte, was wir jetzt gebrauchen können, sind zwei Cowboys ...« Er hielt inne und schaute Michelle lüstern an. »Entschuldigen Sie ... einen Cowboy und ein Cowgirl, die ständig Mist bauen.«

»Bitte helfen Sie mir auf die Sprünge«, sagte Sean in süßlichem Tonfall. »Ich glaube, beim letzten Mal habe ich Ihren Namen nicht richtig verstanden.«

»FBI Special Agent Chuck Waters.«

»Das ist gut zu wissen«, warf Michelle ein. »Bis jetzt habe ich Sie immer nur ›Lahmarsch‹ genannt.«

»Maxwell!«, stieß Betack hervor. »Ein bisschen mehr Respekt, verdammt!«

»Wenn *Sie* mir etwas zeigen, was ich respektieren kann«, gab Michelle zurück.

Waters trat einen Schritt auf sie zu und wedelte mit dem Finger direkt vor ihrer Nase. »Sie sollten sich lieber bedeckt halten, kleine Lady.«

Da Michelle fast einen Kopf größer war als Waters, sagte sie: »Wenn ich eine *kleine* Lady bin, müssen Sie ein Zwerg sein.«

»Und nur damit Sie es wissen, *Chuck*«, meldete Sean sich wieder zu Wort. »Diese kleine Lady hier kann Ihnen beiden in den Hintern treten, ohne dabei ins Schwitzen zu geraten. Deshalb schlage ich vor, Sie halten sich zurück.«

Betack, der so groß war wie Sean mit seinen eins neunzig - nur dass er noch breitere Schultern hatte -, räusperte sich, warf seinem FBI-Kollegen einen warnenden Blick zu und schüttelte den Kopf. Waters lief knallrot an, machte aber einen Schritt zurück.

Betack sagte: »Sean, du und Maxwell, ihr werdet *nicht* in diesem Fall ermitteln. Fertig, aus.«

»Als ich das letzte Mal auf meine Gehaltsabrechnung geschaut habe, stand da nichts davon, dass ich für den Staat arbeite.«

»Wie auch immer ...«

»Es gibt kein ›wie auch immer‹. Wir haben uns mit einer potenziellen Klientin getroffen und uns bereit erklärt, besagte Klientin zu vertreten. Wir sind hier in Amerika, Kumpel. So was ist hier erlaubt. Und jetzt entschuldigt uns bitte. Wir haben da einen Fall, um den wir uns kümmern müssen.«

»Das werden Sie bereuen, King!«, zischte Waters.

»Ich habe in meinem Leben schon viele Dinge bereut«, erwiderte Sean, »und doch bin ich noch hier.«

Er schob sich an den beiden Agenten vorbei. Michelle folgte ihm. Dabei versetzte sie Waters einen kräftigen Stoß mit dem Ellbogen.

Als sie Michelles SUV erreichten, sagte sie:
»Ich bin stolz auf dich.«

»Musst du nicht. Wir haben uns gerade zwei der mächtigsten Organisationen der Welt zu Feinden gemacht.«

»Wennschon - dennschon.«

»Ich meine es ernst, Michelle.«

Sie legte den Gang ein. »Das heißt jetzt also, dass wir schnell Ergebnisse liefern müssen.«

»Glaubst du ernsthaft, dass dafür auch nur die geringste Chance besteht?«

»Wir haben auch früher schon harte Nüsse geknackt.«

»Ja, aber das hat immer ganz schön gedauert.«

»Jetzt lass mir doch ein bisschen Optimismus. Wo sollen wir zuerst hin? Zu Tuck?«

»Nein, zu den Kindern.« Sie fuhren los.

»Und?«, fragte Michelle nach einer Weile.

»Was hältst du von Jane Cox' Geschichte?«

»Sie schien mir ziemlich direkt zu sein.«

»Ja?«

»Findest du nicht?«

»Du hast mir nie erzählt, wie gut du die Frau kennst.«

»Ach, weißt du ... Wer kennt jemanden schon richtig?«

»Lass den Mist. Ich will wissen, wie gut du sie kennst.«

»Warum ist das so wichtig für dich?«

»Ich will wissen, ob deine Beziehung zu ihr dein Urteilsvermögen trüben könnte.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Ach, komm schon ... Ihr habt euch zwar gesiezt, aber ich habe gesehen, wie sie die Hand auf deine gelegt hat. Hattet ihr eine Affäre?«

»Glaubst du wirklich, ich wäre mit der Frau des Präsidenten in die Kiste gesprungen? Jetzt mach aber mal halblang.«

»Vielleicht war sie damals ja noch nicht die First Lady«, erwiderte Michelle ruhig. »Aber ich weiß das ja nicht, weil du mir ja nichts sagst, *Partner*. Das hier ist offenbar eine Einbahnstraße. Ich habe dir meine Seele entblößt, da erwarte ich ein wenig Gegenleistung.«

»Okay, okay.« Sean schwieg und schaute aus dem Fenster.

»Okay was?«

»Ich hatte *keine* Affäre mit Jane Cox.«

»Wolltest du?«

Sean blickte sie grimmig an. »Was kümmert dich das?«

Michelle lief rot an. »Ich ... Mir ist es egal, auf wen du scharf bist. Das geht nur dich etwas an.«

»Schön zu wissen, denn ich bin vor allem scharf auf ein bisschen Privatsphäre.«

Verlegenes Schweigen breitete sich aus.

Michelle suchte nach einer neuen Möglichkeit, mit Fragen ans Ziel zu gelangen, und fand sie auch. »Aber du warst doch längst aus dem Secret Service ausgetreten, als ihr Mann sich für das Präsidentenamt beworben hat.«

»Davor war er Senator.«

»Was hat das mit dem Secret Service zu tun? Oder hatte es gar nichts damit zu tun?«

»Doch ... und auch wieder nicht.«

»Toll. Danke, dass du das klargestellt hast.«

Sean schwieg.

»Komm schon, Sean!« Frustriert schlug Michelle aufs Lenkrad.

»Das reicht jetzt, Michelle.«

»Ja, ja. Ich bin ein Plappermaul!«

»Ich habe nie jemandem davon erzählt.«

Michelle schaute zu Sean. Er blickte düster vor sich hin. »Okay.«

Sean lehnte sich zurück. »Vor ein paar Jahren, in Georgia, habe ich mal für das Vorauskommando des Präsidenten gearbeitet. Eines Tages war ich mit einem anderen Agenten zum Essen. Er musste dann wieder zurück, um seine Schicht anzutreten, und ich hatte den Abend frei. Ich habe mir den Ort angeschaut und nach möglichen Problemstellen entlang der Strecke gesucht, die der Konvoi des Präsidenten nehmen würde. Ich war gut eine Stunde unterwegs. Es war so gegen halb zwölf. Da habe ich ihn dann gesehen.«

»Wen?«

»Dan Cox.«

»Den Präsidenten?«

»Damals war er noch nicht Präsident. Er war gerade erst in den Senat gewählt worden.«

»Du hast ihn also gesehen. Und weiter?«

»Er saß in einer Seitenstraße in seinem Wagen, sturzbetrunk, und irgendeine Tussi hat's ihm besorgt.«

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«

»Glaubst du, ich hätte das erfunden?«

»Was ist dann passiert?«

»Ich habe ihn erkannt. Er war bei der Vorbesprechung mit den Würdenträgern der Stadt.«

»Weshalb hat er sich dann in einer Gasse von einer Frau verwöhnen lassen, die nicht seine Angetraute war?«

»Damals wusste ich nicht, dass es nicht seine Frau war. Trotzdem war die Situation ziemlich heikel. Cox gehörte derselben Partei an wie der Präsident, und ich wollte keinen unnötigen Wirbel verursachen. Also habe ich vorsichtig an die Wagenscheibe geklopft. Die Frau ist so schnell von ihm runter, dass ich Angst hatte, sie würde das Autodach durchschlagen. Und Cox war so voll, dass er keine Ahnung hatte, was los war.«

»Was hast du dann getan?«

»Ich habe der Lady gesagt, sie soll aussteigen.«

»War sie eine Nutte?«

»Ich glaube nicht. Sie war jung, aber nicht so gekleidet, wie man es von einer Nutte erwarten würde. Ich weiß noch, dass sie beinahe aus dem Auto gefallen wäre, als sie versucht hat, ihren Slip anzuziehen. Ich habe sie gebeten, sich auszuweisen.«

»Warum?«

»Nur für den Fall, dass mir später jemand in den Hintern tritt. Ich wollte die Frau jederzeit finden können.«

»Und sie hat dir einfach so ihren Ausweis gegeben?«

»Den Führerschein. Sie wollte natürlich nicht, aber ich habe geblufft und ihr gesagt, wenn sie sich weigert, rufe ich die Polizei. Also hat sie mir den Führerschein gegeben, und ich habe mir Name und Adresse aufgeschrieben. Sie wohnte in der Stadt.«

»Was ist dann passiert?«

»Sie ist einfach losmarschiert, ehe ich ihr ein Taxi rufen konnte. Ich wollte ihr hinterher, aber da hat Cox Laute von sich gegeben. Ich bin zum Wagen zurück, hab ihm die Hose zugemacht, ihn auf den Beifahrersitz verfrachtet, die Adresse von seinem Führerschein notiert und ihn nach Haus gefahren.«

»Und dann hast du Jane Cox kennengelernt?«

»Stimmt.«

»Hast du ihr alles erzählt?«

Sean wollte antworten, hielt dann aber inne.

»Diskretion ist der bessere Teil der Tapferkeit, ja?«

»So was in der Art«, erwiderte Sean. »Ich habe ihr nur gesagt, dass ich ihn im Wagen gefunden hätte und dass er ein bisschen ›unpässlich‹ gewesen sei. Allerdings konnte man das Parfüm an ihm riechen, und er hatte Lippenstift auf dem Hemd. Ich habe ihn ins Haus und nach oben ins Schlafzimmer geschleppt. Das alles war ziemlich peinlich. Zum Glück haben die Kinder schon geschlafen. Bei meiner Ankunft habe ich Jane meinen Dienstausweis gezeigt. Sie war mir sehr dankbar und hat gesagt, sie würde mir nie vergessen, was ich für sie getan hätte ... und für ihn. Dann brach sie in Tränen aus. Ich nehme an, es war nicht das erste Mal, dass so etwas passiert ist. Ich habe sie in die Arme genommen und versucht, sie zu beruhigen.«

»Du hast sie in die Arme genommen?«

»Ja, ich hab sie an mich gedrückt. Was hätte ich denn tun sollen, verdammt? Ich habe versucht, sie zu trösten.«

»Und als du sie so in den Armen gehalten hast, bist du scharf auf sie geworden.«

»Michelle!«

»Tut mir leid. Okay, du hast sie also in den Arm genommen. Und dann?«

»Sie hat aufgehört zu weinen, hat sich wieder gefasst und mir noch mal gedankt. Sie hat mir angeboten, mich in die Stadt zurückzufahren, aber das hielt ich für keine gute Idee. Also bin ich ein Stück zu Fuß gegangen und habe mir dann ein Taxi gerufen.«

»Und das war alles?«

»Nein. Sie hat mich angerufen. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll ... Wir wurden Bekannte und schließlich Freunde. Ich glaube, sie war mir wirklich dankbar. Hätte jemand anders Cox und das Mädchen gefunden, wäre er jetzt vermutlich nicht Präsident.«

»Sei dir da nicht so sicher. Politiker sind nicht gerade für ihre vorbildliche Moral berühmt.«

»Jedenfalls, ich kannte mich ziemlich gut in der Stadt aus, und die Frau hat mir Löcher in den Bauch gefragt. Ich glaube, zum Schluss hat sie Washington besser gekannt als ihr Mann.«

»Hast du auf diese Weise auch Tuck und dessen Familie kennengelernt?«

»Jane hat mich zu ein paar Familienfeiern eingeladen. Ich glaube, Cox hat sich nicht an mich erinnert, und auch nicht an jene Nacht. Ich weiß nicht, wie Jane ihm meine Anwesenheit erklärt

hat, aber er hat sie nie in Frage gestellt. Nachdem er Präsident geworden war, habe ich die beiden nur noch selten gesehen. Leute wie ich verkehren nicht in solchen Kreisen. Außerdem war ich zu dem Zeitpunkt aus dem Secret Service ausgeschieden und wohnte nicht mehr in Washington. Aber Jane hat mir immer eine Weihnachtskarte geschickt, und ich habe den Kontakt zu Tuck und seiner Familie aufrechterhalten. Als wir hierher gezogen sind, waren sie die Ersten, die mich willkommen hießen.«

Michelle musterte ihn überrascht. »Warum hast du mich ihnen nie vorgestellt?«

Ein Grinsen schlich sich auf Seans Gesicht. »Ich wollte sie nicht vergraulen.«

»Und jetzt eilst du der Lady wieder mal zu Hilfe.«

»Wie gesagt ... Déjà-vu.«

»Dann lass uns hoffen, dass wir es überleben. Letzte Nacht haben sie mich fast erwischt. Seit ich mit dir zusammenarbeite, brauche ich meine neun Leben verdammt schnell auf.«

»Ja, aber dafür ist es nicht langweilig.«

12.

Sam Quarry fuhr über zerfurchte Straßen zur Atlee-Plantage zurück. Die 45er Patriot, mit der er Kurt erschossen hatte, lag auf dem Sitz neben ihm. Schließlich hielt er vor der Bruchbude aus handgemachten Ziegeln und Stein, die noch aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg stammte und die er sein Heim nannte. Längere Zeit blieb er im Wagen sitzen, die Hand am Steuer, und starrte auf die Waffe neben sich. Dann strich er mit dem Daumen über den Kolben. Er versuchte zu vergessen, was er getan hatte - ausgerechnet, indem er über das Werkzeug strich, mit dem er den Job erledigt hatte.

Quarry wäre auf dem Rückflug mit der Cessna beinahe abgestürzt. Kurz nach dem Start hatte er unkontrolliert zu zittern begonnen. In knapp achtzig Metern Höhe war er dann von einer Bö erfasst worden, und die Maschine wäre beinahe gekippt. Erst später war ihm klar geworden, dass er nur um Haaresbreite einem Strömungsabriss entkommen war. Im letzten Augenblick hatte er die Kontrolle wiedererlangt.

Als Daryl, sein Sohn, aufgewachsen war, hatte Quarry ihn in seiner Nähe behalten, wann immer möglich. Geistig hatte der Junge nie zu den Besten gehört, aber Quarry liebte ihn. Und Daryl tat, was sein Daddy ihm sagte. Fehlenden Intellekt machte er mit wilder Entschlossenheit und größter Aufmerksamkeit selbst für die kleinsten Details wett - beides Attribute, die auch seinen Vater auszeichneten. Diese Eigenschaften hatten Daryl in der Armee gute Dienste geleistet. Er, Kurt und Carlos hatten gemeinsam im Irak und in Afghanistan gekämpft. Zusammen hatten sie acht Auszeichnungen bekommen und das Schlimmste überlebt, was der Feind ihnen hatte entgegensetzen können, einschließlich Selbstmordattentäter.

Dann hatten die Probleme begonnen. Quarry war eines Morgens nach unten gekommen, als die drei Männer in der Küche von Atlee beim Frühstück saßen.

»Was führt euch denn hierher?«, hatte Quarry die drei gefragt. »Ich dachte, ihr hättet Befehl, wieder in den Nahen Osten zu gehen.«

»Heimweh«, murmelte Daryl mit vollem Mund, während er nickte und grinste und seinen

Kaffee schlürfte. Carlos, schon immer der Ruhigere, starrte nervös auf seinen Teller und stocherte mit der Gabel im Essen.

Quarry setzte sich den drei jungen Männern gegenüber. »Lasst mich euch mal eine dumme Frage stellen: Weiß die Army, dass ihr hier seid?«

Die drei schauten einander an; dann sagte Daryl: »Ich nehme an, das wird nicht allzu lange dauern.« Er lachte leise.

»Ihr seid also fahnenflüchtig. Warum?«

»Wir sind das Kämpfen leid«, antwortete Kurt.

»Im Irak ist es noch heißer als in Alabama, und nachts ist es dort kälter als hier im Winter«, fügte Daryl hinzu. »Und wir waren schon vier Mal da. Wir haben Al Kaida und den Taliban oft genug in den Arsch getreten.«

»Diese Freaks mit ihren Handtüchern um den Kopf«, knurrte Carlos und befeingerte seinen Kaffeebecher.

»Aber sie kommen immer wieder«, sagte Kurt. »Macht man einen platt, ist sofort der Nächste da.«

»Auf der Straße fragen Kids dich nach Süßigkeiten und jagen sich dann selbst in die Luft«, fügte Daryl hinzu.

»Es ist das Beschissenste, was man sich vorstellen kann, Mr. Quarry«, sagte Kurt. »Wir haben die Schnauze voll von dem Scheiß, wirklich.«

Daryl legte seine Gabel ab und wischte sich mit dem fleischigen Handrücken über den Mund. »Also haben wir uns gesagt, dass es an der Zeit ist, nach Hause zu gehen, nach Alabama.«

»Sweet Home Alabama.« Kurt grinste.

Am nächsten Tag war die Militärpolizei gekommen.

»Ich habe sie nicht gesehen«, sagte Quarry zu den düster dreinblickenden Soldaten. Sie sprachen mit Ruth Ann, mit Gabriel und sogar mit Fred, dem Indianer; aber keiner von ihnen sagte ein Wort. Familie über alles. Natürlich erzählte Quarry den Militärpolizisten auch nichts von der alten Mine, denn da versteckten sich Kurt, Carlos und Daryl. Quarry hatte die Männer am Abend zuvor dorthin geflogen.

»Es ist eine Straftat, fahnenflüchtigen Soldaten Unterschlupf zu gewähren«, hatte der kleine Ser-

geant lateinamerikanischer Herkunft zu Quarry gesagt.

»Ich habe meinem Land in Vietnam gedient, Sergeant. Ich habe mehr Männer getötet als Sie in Ihren kühnsten Träumen. Das hat mir ein paar Purple Hearts eingebracht, aber kein einziges Dankeschön von Onkel Sam. Stattdessen hat mein Land mir bei der Rückkehr in den Arsch getreten. Für die Jungs aus Vietnam gab es keine Paraden. Na ja, sollte ich meinen Sohn sehen, werde ich mit Sicherheit das Richtige tun.« Dann hatte Quarry salutiert und den Militärpolizisten die Tür vor der Nase zugeknallt.

Das lag nun zwei Jahre zurück, und seitdem war die Army noch zweimal erschienen. Doch es gab nur wenige - und noch dazu sehr lange - Straßen, die in diese Gegend führten, sodass Quarry lange im Voraus wusste, wer da zur Atlee-Plantage kam. Schließlich hatte die Army es aufgegeben. Offenbar hatten sie Wichtigeres zu tun, als drei Jungs aus Alabama zu fangen, die keine Lust mehr hatten, siebentausend Meilen entfernt Araber zu töten.

Kurt war wie ein Sohn für Quarry gewesen, fast wie Daryl. Er kannte den Jungen seit seiner

Geburt. Er hatte ihn aufgenommen, nachdem seine Familie bei einem Brand ums Leben gekommen war. Kurt und Daryl waren einander sehr ähnlich gewesen.

Was Carlos anging, so hatte er vor gut einem Dutzend Jahren plötzlich vor Quarrys Tür gestanden. Damals war Carlos nicht viel älter gewesen als Gabriel jetzt. Er hatte weder eine Familie noch Geld gehabt, nur Hemd, Hose, kräftige Muskeln und eine Arbeitsmoral, die kein Aufgeben kannte. Und Quarry hatte sein Leben lang Streuner aufgenommen.

»Was machen Sie da, Mr. Sam?«

Quarry schob seine Gedanken beiseite und blickte aus dem Fenster des Pick-up. Gabriel beobachtete ihn von der Eingangstreppe aus. Der Junge trug wie immer seine alte, ausgebleichene Jeans, ein weißes T-Shirt und keine Schuhe. Auf seinem Kopf saß eine alte Baseballkappe der Atlanta Falcons, die Quarry ihm geschenkt hatte. Den Schirm hatte er nach hinten gedreht, damit er keinen Sonnenbrand im Nacken bekam ... zumindest hatte er Quarry das mal gesagt, als der gefragt hatte.

»Ich denke ein bisschen nach, Gabriel.«

»Sie denken viel nach, Mr. Sam.«

»Das tun Erwachsene nun mal. Werde bloß nicht zu schnell groß. Kind zu sein ist viel lustiger.«

»Wenn Sie es sagen.«

»Wie war es in der Schule?«

»Naturwissenschaft ist ganz okay, aber Lesen mag ich mehr.«

»Vielleicht wirst du ja mal Science-Fiction-Autor wie Ray Bradbury oder Isaac Asimov.«

»Wer?«

»Warum gehst du nicht und hilfst deiner Mutter? Sie hat immer was zu tun und kaum Hilfe.«

»Okay. Und danke für die Briefmarke. Die hatte ich noch nicht.«

»Hab ich doch gewusst, sonst hätte ich sie dir nicht gegeben, Sohn.«

Gabriel ging davon, und Quarry legte den Gang ein und fuhr den Pick-up in die Garage. Er stieg aus, steckte die Pistole in den Hosenbund und kletterte die Leiter zum Heuboden hinauf. Dabei rutschten seine Stiefel immer wieder von den Sprossen ab, sodass er sich hauptsächlich mit den Armen nach oben ziehen musste. Oben angekommen, stieß Quarry das Tor zum Heuboden auf

und ließ den Blick über die Reste von Atlee schweifen. Er kam mehrere Male am Tag hier rauf, um das zu tun, beinahe so, als würde die alte Plantage verschwinden, wenn er dieses Ritual nicht mehr vollzog.

Quarry lehnte sich an den Holzrahmen, rauchte eine Zigarette und beobachtete die Illegalen, die auf den Feldern im Westen arbeiteten. Im Osten sah er Gabriel, der seiner Mutter Ruth Ann im Küchengarten half, aus dem sie mehr und mehr ihre Nahrung bezogen. Das ländliche Alabama bildete die Speerspitze bei der »Begrünung« Amerikas - allerdings mehr aus Not denn aus Umweltbewusstsein.

Wenn die Menschen sich abrackern, um im Land des Überflusses nicht unterzugehen, tun sie alles, um zu überleben.

Sorgfältig drückte Quarry die Zigarette aus, um das Heu nicht zu entzünden. Dann glitt er die Leiter hinunter, schnappte sich eine Schaufel und marschierte gut eine halbe Meile nach Süden. Dort grub er ein tiefes Loch - eine ziemlich schwere Arbeit, denn der Boden hier war hart. Aber Quarry war körperliche Arbeit gewöhnt, und so grub sich die Schaufel mit jedem Stich

tiefer ins Erdreich. Schließlich warf er die 45er in das Loch, schaufelte es wieder zu und legte einen großen Stein auf die aufgewühlte Erde.

Es war, als hätte er jemanden begraben, doch er sprach kein Gebet. Nicht für eine Waffe. Tatsächlich würde er für nichts und niemanden beten ... nicht mehr.

Quarrys Mutter wäre gar nicht erfreut darüber. Sie hatte ihr Leben lang einer Erweckungsbewegung angehört und konnte in Zungen reden. Jeden Sonntag hatte sie ihren Sohn zum Gottesdienst geschleift. Auf dem Sterbebett, inmitten einer der Regenfluten, die so typisch waren für Alabama, hatte sie in Zungen zu ihrem Herrn geredet. Quarry war damals erst vierzehn gewesen und hatte eine Heidenangst gehabt. Aber nicht die Stimmen waren daran schuld; an die war er gewöhnt. Es war das Sterben, verbunden mit dem Geschrei in einer Sprache, die er nie verstehen würde. Es war, als wüsste seine Mutter, dass sie diese Welt verlassen würde, und nun wollte sie den Herrn wissen lassen, dass sie kam - nur dass der Herr offenbar taub war, sodass sie schreien musste. Quarry hatte fest damit gerechnet, Jesus höchstpersönlich würde im Schlaf-

zimmer erscheinen und dafür sorgen, dass Mom endlich das Maul hielt.

Mit ihrem Sohn hatte Mrs. Quarry in den letzten Stunden ihres irdischen Daseins nicht mehr gesprochen, obwohl er neben ihr gesessen hatte. Dicke Tränen waren ihm über die schmalen Wangen gelaufen. Immer wieder hatte er ihr gesagt, wie sehr er sie liebe, und sehnsüchtig darauf gewartet, dass sie ihn anschaute und sagte: »Ich liebe dich auch, Sammy.« Selbst mit einem schlichten »Leb wohl, Junge« hätte er sich zufriedengegeben. Vielleicht waren solche Worte ja irgendwo bei ihrem Gebrabbel dabei gewesen, und er hatte sie bloß nicht verstanden. Sicher konnte er sich da aber nicht sein. Dann hatte Mom einen letzten Schrei ausgestoßen und aufgehört zu atmen. Quarry hatte nicht schlecht gestaunt, wie einfach das Sterben war - und wie einfach, dabei zuzuschauen.

Quarry hatte ein Weilchen gewartet, um sicherzugehen, dass seine Mutter wirklich tot war und nicht bloß eine Ruhepause einlegte, um sogleich wieder zu ihrem Herrn zu schreien. Dann drückte er ihr die Augen zu und faltete ihr die Hände auf der Brust, wie er es im Fernsehen gesehen hatte.

Quarrys Dad war natürlich mal wieder nicht dabei gewesen. Quarry fand ihn später in jener Nacht betrunken im Bett mit der Frau eines Landarbeiters, der gerade im Krankenhaus lag, weil er mit dem Bein in einen Mähdrescher geraten war. Quarry hatte sich seinen Vater über die Schulter gelegt, hatte ihn aus dem Haus der Frau getragen und zur Atlee-Plantage gefahren. Trotz seiner erst vierzehn Jahre war Quarry schon fast eins achtzig groß und stark, und seit seinem dreizehnten Lebensjahr fuhr er Auto - jedenfalls auf den Feldwegen des ländlichen Alabama der Sechzigerjahre.

Quarry hatte den alten Wagen in die Scheune gefahren, den Motor abgestellt und sich eine Schaufel geschnappt. Damit hatte er dann ein Grab für seinen Vater ausgehoben, direkt neben der Stelle, wo er jetzt die 45er vergraben hatte. Dann war er in die Scheune zurückgekehrt. Auf dem Weg dorthin dachte er darüber nach, wie er seinen Alten am besten umbringen konnte. Quarry hatte Zugang zu allen Waffen in Atlee, und davon gab es viele, und er konnte mit jeder umgehen. Schließlich aber gelangte Quarry zu dem Schluss, dass ein Schlag auf den Kopf wesentlich leiser war als ein Schuss. Er wollte den

alten Ehebrecher zwar umbringen, war aber nicht bereit, sein Leben für dieses Privileg einzutauschen.

Quarry zog seinen Vater aus dem Wagen und legte ihn mit dem Gesicht nach unten auf den mit Heu bedeckten Scheunenboden. Er wollte den tödlichen Schlag im Genick anbringen, wie bei einem Tier, das man von seinem Leid erlöste. Doch Quarry hatte gerade den Vorschlaghammer gehoben, da setzte sein Vater sich unvermittelt auf.

»Wa ... Was zum Teufel ist hier los, Junior?«, hatte der Alte gelallt und seinen Sohn mit vom Alkohol vernebelten Augen angestarrt.

»Nicht viel«, hatte Quarry erwidert, und ihn verließ der Mut. Er mochte so groß sein wie ein Erwachsener, aber er war immer noch ein Junge. Ein Blick seines Daddys reichte, um ihn daran zu erinnern.

»Ich hab Kohldampf«, lallte sein Vater.

Quarry hatte sein Mordwerkzeug beiseitegelegt. Er half seinem Alten hoch und stützte ihn auf dem Weg zum Haus. Dort fütterte er ihn und schleppte ihn dann die Treppe hoch. Oben ließ er

das Licht ausgeschaltet, zog den Alten aus und legte ihn ins Bett.

Als er am nächsten Morgen neben seiner kalten, toten Frau aufwachte, konnte Quarry die Schreie bis in den Melkstall hören, wo er Kühe melkte. Quarry hatte so laut gelacht, dass ihm Tränen in die Augen getreten waren.

Nachdem er die Waffe vergraben hatte, ging Quarry zum Haus zurück. Es war ein schöner Abend. Die Sonne ließ die Ausläufer des Sand Mountain glühen. Alabama, überlegte Quarry, war das schönste Land auf Erden, und die Atlee-Plantage war der schönste Ort in Alabama.

Quarry ging in sein Arbeitszimmer und zündete ein Feuer im Kamin an, obwohl es tagsüber heiß gewesen war und die Nacht nicht viel kühler zu werden versprach. Bestimmt sammelten sich draußen schon Horden von Moskitos, um sich blutdürstig auf die Schlafenden zu stürzen.

Blut. Quarry hatte jede Menge Blut in diesen Kühlbeuteln. Er hatte sie im Safe eingeschlossen, in dem sein Großvater wichtige Dokumente verwahrt hatte. Der Safe stand unten im Keller neben dem alten, klapprigen Heizofen, den man in diesem Teil des Landes ohnehin nur selten

brauchte. Der Safe hatte ein Zahlenrad, das Quarry als Kind immer so schnell gedreht hatte, wie er konnte, in der Hoffnung, irgendwann würde er schon die richtige Zahlenkombination herausfinden. Natürlich war ihm das nie gelungen. Erst aus dem Testament seines Vaters hatte er die richtige Zahlenfolge erfahren. Danach hatte der schwere Klotz seinen Reiz verloren.

Das Feuer kam in Gang. Quarry nahm sich einen Schürhaken und stocherte damit in den Flammen. Schließlich setzte er sich auf seinen Stuhl, krepelte einen Ärmel hoch und drückte sich das rot glühende Metall auf die Haut. Er schrie nicht, biss sich aber auf die Unterlippe. Dann ließ er den Schürhaken fallen und schaute auf seinen vor Schmerz pochenden Arm. Er schnappte nach Luft und versuchte, sich auf die Wunde zu konzentrieren, die das heiße Metall hinterlassen hatte: ein langer Strich. Jetzt fehlten nur noch drei.

Quarry öffnete die Flasche Gin auf seinem Schreibtisch und trank. Dann goss er einen Schwall auf die Wunde. Das verbrannte Fleisch schien vom Alkohol noch mehr anzuschwellen. Es sah aus wie ein winziges Gebirge, das vor Jahrmillionen aus den Eingeweiden der Erde

emporgequollen war. Der Gin war billig, größtenteils Korn, vermischt mit anderem minderwertigen Fusel, und vor Ort gebrannt. Besseres konnte Quarry sich nicht leisten.

Quarry hatte den armen Kurt nicht angelogen. Es *gab* Wahnsinn in seiner Familie. Sein Dad war offensichtlich verrückt gewesen - und dessen Dad auch. Beide Männer hatten ihr Leben in einer staatlichen Irrenanstalt beendet, wo sie ständig irgendwelchen Schwachsinn vor sich hingebrabbelt hatten, den keiner hatte hören wollen. Als Quarry seinen Vater zum letzten Mal sah, hatte der nackt auf dem schmutzigen Boden seines Zimmers gesessen und schlimmer gestunken als ein Plumpsklo im August. Unablässig hatte er auf den »beschissenen Verräter« LBJ und die »gottverdammten Nigger« geschimpft. In diesen Sekunden war Quarry zu dem Schluss gelangt, dass sein Vater nicht verrückt, sondern schlicht und einfach *böse* war.

Quarry lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und betrachtete die Flammen im Kamin.

Ich mag ja ein armseliger Prolet vom Arsch der Welt sein, überlegte er, aber ich werde das durchziehen. Es tut mir leid, Kurt. Tut mir

wirklich leid. Aber eines verspreche ich dir: Du bist nicht umsonst gestorben. Keiner von uns wird umsonst sterben.

13.

Sie fuhren zum Haus von Tucks Schwägerin in Bethesda, Maryland, wo die Kinder untergebracht waren. John und Colleen Dutton standen noch immer unter Schock und wussten nur sehr wenig. Michelle hatte sich mit der siebenjährigen Colleen zusammengesetzt und versucht, etwas aus dem Mädchen herauszubekommen. Colleen erzählte, sie sei in jener Nacht im Bett gewesen. Dann habe sich die Tür geöffnet, doch bevor sie sich habe umdrehen können, habe jemand sie gepackt, und sie habe etwas auf dem Gesicht gespürt.

»Wie eine Hand oder ein Tuch?«, fragte Michelle.

»Beides«, antwortete Colleen. Tränen traten ihr in die Augen. Michelle beschloss, nicht nachzuhaken. Man hatte den Kindern ein Beruhi-

gungsmittel verabreicht; dennoch war offensichtlich, wie sehr sie trauerten.

Der zehnjährige John Dutton hatte ebenfalls in seinem Zimmer geschlafen. Er war aufgewacht, als er neben sich etwas gefühlt hatte. An mehr konnte er sich nicht erinnern.

»War es ein Geruch?«, fragte Sean. »Ein Geräusch?«

Der Junge schüttelte den Kopf.

Keines der beiden Kinder konnte sagen, wo genau Willa sich befunden hatte. John glaubte, sie sei unten bei ihrer Mutter gewesen. Seine kleine Schwester wiederum erinnerte sich, Willa ein paar Minuten vor dem Überfall auf der Treppe gehört zu haben.

Sean zeigte den Kindern eine Kopie der Zeichen auf dem Körper ihrer Mutter, aber die Kinder wussten nicht, was es zu bedeuten hatte.

Dann folgten die üblichen Fragen nach Fremden, die sich in der Gegend herumgetrieben hatten, nach seltsamen Briefen oder merkwürdigen Telefonanrufen.

»Habt ihr eine Ahnung, warum eure Mutter mich sehen wollte? Hat sie mit euch darüber gesprochen?«

Die beiden Kinder schüttelten die Köpfe.

»Was ist mit eurem Dad? Hat einer von euch ihn letzte Nacht gesehen?«

»Daddy war nicht in der Stadt«, sagte Colleen.

»Aber er ist letzte Nacht zurückgekommen«, bemerkte Michelle.

»Ich habe ihn nicht gesehen«, sagten John und Colleen wie aus einem Munde.

Das kleine Mädchen wollte unbedingt wissen, ob sie Willa zurückbekommen würden.

»Wir tun, was wir können«, versprach Michelle. »Und wir sind ziemlich gut in unserem Job.«

»Und was jetzt?«, fragte Michelle, als sie von der trauernden Familie wegfuhr.

»Ich habe eine Nachricht von Jane bekommen. Tuck will uns sehen.«

»Wir können mit jedem reden. Aber solange wir keinen Zugang zum Tatort und den Beweisen haben, werden wir gar nichts herausbekommen.«

»Was ist aus deinem Optimismus geworden, Little Miss Sunshine?«

Michelle blickte in den Innenspiegel. »Das eben gerade hat mich ganz schön mitgenommen. Die Kinder sind völlig fertig.«

»Ja. Aber es wird ihnen noch schlechter gehen, wenn wir Willa nicht finden.«

Zwei Agenten des Secret Service bewachten Tucks Krankenhauszimmer, doch man hatte sie im Vorfeld über Seans und Michelles Besuch informiert, und so ließen sie die beiden hinein. Tuck saß im Bett. Er sah benommen aus. An einem Tropf hingen Beutel mit Medikamenten, und ein Schlauch führte zu Tucks Arm.

Sean stellte Michelle vor und legte Tuck die Hand auf die Schulter. »Das mit Pam tut mir sehr leid.«

Tuck rannen Tränen übers Gesicht. »Ich kann's nicht glauben. Ich kann nicht glauben, dass sie nicht mehr da ist.«

»Wir waren gerade bei John und Colleen.«

»Wie geht es ihnen?« Tuck setzte sich besorgt auf.

»Den Umständen entsprechend«, antwortete Sean diplomatisch.

»Und Willa? Gibt es schon was Neues?«

Sean schaute zu Michelle, zog einen Stuhl heran und setzte sich neben das Bett. »Nein. Was kannst du uns über die Nacht erzählen?«

Michelle trat näher. »Lassen Sie sich Zeit.«

Wie sich herausstellte, konnte auch Tuck ihnen nicht viel berichten. Er war im Schlafzimmer gewesen, als er plötzlich einen Schrei gehört hatte. Sofort war er zur Tür gerannt; dann hatte ihn etwas Hartes auf den Kopf getroffen.

»Die Ärzte sagen, ich hätte die Mutter aller Gehirnerschütterungen, werde aber keine bleibenden Schäden davontragen.«

»Um wie viel Uhr ist es passiert?«

»Ich bin nach oben gegangen, um mich umzuziehen. Ich kam von einem Meeting in der Stadt. Es war spät.«

»Wie spät?«

»Kurz nach elf.«

»Wir sind um halb zwölf gekommen«, sagte Sean.

Tuck schaute ihn verwirrt an. »Du warst da?«

Sean nahm sich die Zeit, es Tuck zu erklären. »Von wo bist du gekommen?«

»Aus Jacksonville.«

»Bist du in deinem Mercedes nach Hause gefahren?«

»Ja.«

»Und du bist direkt nach Hause gefahren? Keine Zwischenstopps?«

»Keine. Warum fragst du?«

»Falls jemand dir gefolgt ist, hättest du es möglicherweise bemerkt, wenn du angehalten hättest.«

Tuck schlug die Hand vors Gesicht. »O Gott! Ich kann das nicht glauben.«

»Darf ich fragen, worum es bei dem Meeting ging?«

Tuck nahm die Hand langsam herunter.

»Nichts Aufregendes. Du weißt ja, dass ich für die Rüstungsindustrie arbeite. Wir haben ein kleines Büro in Jacksonville. Meine Firma arbeitet als Subunternehmer für das Heimatschutzministerium an einem Projekt zur Abwehr biologischer Angriffe. Wir müssen nur noch ein paar Kleinigkeiten erledigen.«

»Und Sie sind genau zur richtigen Zeit zurückgekommen, um sich den Schädel einschlagen zu lassen«, sagte Michelle.

Tuck sprach langsam. »Man hat mir von Pam erzählt ... wie sie gestorben ist.«

»Wer? Die Polizei?«

»Männer in Anzügen. FBI, haben sie gesagt ... glaube ich. Mein Kopf arbeitet immer noch nicht richtig. Tut mir leid.«

Sean und Michelle stellten Tuck die gleichen Fragen, die sie auch seinen Kindern gestellt hatten, und erhielten die gleichen nutzlosen Antworten.

Tuck lächelte schwach. »Es war ein großartiger Tag für Willa. Sie hat ihren Geburtstag in Camp David feiern dürfen. Wie viele Kinder dürfen das schon?«

»Nicht viele«, pflichtete Michelle ihm bei.
»Schade, dass Sie es verpasst haben.«

»Es war das erste Mal, dass ich einen ihrer Geburtstage versäumt habe. Und dann auch noch in Camp David. Da war ich noch nie.«

»Es ist ziemlich ländlich«, sagte Sean. »Die First Lady spielt also eine große Rolle in Willas Leben?«

»Ja ... sofern sie Zeit hat. Manchmal kann ich gar nicht glauben, dass sie mit dem Präsidenten

verheiratet ist. Meine Güte, und ich bin sein Schwager!«

»Habt ihr beide euch immer schon nahege-
standen?«

»Ja. Ich mag Dan. Ich habe ihn sogar ge-
wählt.« Tuck rang sich ein Lächeln ab, musste
dann aber schluchzen. »Ich verstehe nicht, wa-
rum jemand so etwas tut, Sean.«

»Da gibt es einen Wink mit dem Zaunpfahl,
Tuck«, antwortete Sean.

»Willst du damit sagen, es hat mit Dan und Ja-
ne zu tun?«

»Es ist allgemein bekannt, dass ihr zur Familie
gehört. Nur seid ihr ein leichteres Ziel.«

»Wenn es so ist, was wollen die Kerle dann?
Wenn es um Geld geht - der Präsident kann nicht
einfach in die Staatskasse greifen und Lösegeld
bezahlen.«

Sean und Michelle sahen einander an, während
Tuck vom einen zum anderen blickte. »Ich mei-
ne, das geht doch nicht, oder?«

»Konzentrieren wir uns auf die Tatsachen,
Tuck. Für Spekulationen bleibt noch genügend
Zeit.«

»Wir haben aber keine Zeit, Sean. Was ist mit Willa? Sie haben Willa. Sie könnte ...« Erregt setzte Tuck sich wieder auf.

Sean drückte ihn sanft aufs Bett zurück. »Das FBI tut, was es kann, und das werden wir auch. Aber jetzt müssen erst mal alle ruhig bleiben und uns sagen, was sie wissen.«

Sean holte die Kopie mit den Zeichen auf Pams Armen hervor.

»Erkennst du das?«

»Nein. Warum?«

»Das FBI hat dich nicht danach gefragt?«

»Nein. Was ist das?«

»Das hat man Pam mit einem schwarzen Marker auf die Arme geschrieben.«

»O Gott. Ist das irgendwas Kultisches?« Tucks Gesichtsausdruck wechselte von Wut zu Entsetzen. »Hat irgendein neuer Charles Manson, der die Regierung hasst, Willa entführt?«

Die Krankenschwester kam herein und sagte streng: »Ich muss Sie jetzt bitten zu gehen. Sie regen ihn offensichtlich auf.«

Michelle wollte protestieren, doch Sean sagte rasch: »Ja, natürlich. Tut uns leid.« Er packte Tuck am Arm. »Sieh erst mal zu, dass es dir bald

wieder besser geht. John und Colleen brauchen dich. Okay?»

Tuck nickte knapp und ließ sich zurück aufs Bett sinken.

Ein paar Minuten später stiegen Sean und Michelle wieder in den SUV.

»Ich hätte da mal eine Frage«, sagte Michelle.

»Nur eine? Ich bin beeindruckt.«

»Warum war Tuck außerhalb der Stadt auf einem Meeting? Ausgerechnet an dem Tag, an dem seine Tochter ihren Geburtstag in Camp David feiert. Konnte dieses Meeting in Jacksonville nicht warten? Warum haben sie es nicht per Videokonferenz gemacht? Und liegt das jetzt nur an mir, oder warum wollte er so genau wissen, ob der Präsident das Lösegeld aus der Staatskasse bezahlen kann?«

»Ich finde auch, er ist ein bisschen zu schnell auf diese Kultsache angesprungen. Deshalb habe ich ihn nicht gefragt, ob er weiß, warum Pam sich mit uns treffen wollte. Vielleicht hätte es bei dem Treffen ja um *Tuck* gehen sollen.«

»Dann verdächtigst du ihn?«

»Ich verdächtige jeden. Deshalb habe ich es ja auch Jane Cox gegenüber nicht erwähnt.«

»Mir hat gefallen, wie du ihn festgenagelt hast von wegen, dass er direkt nach Hause gefahren ist. Aber glaubst du wirklich, das alles war nur Zufall?«

»Nein.«

»Du glaubst, es hat mit der First Family zu tun.«

»Ich hab's zumindest geglaubt, bis Tuck das gesagt hat.«

»Was gesagt?«

»Dass er an einem BioDefense-Projekt für die Regierung arbeitet.«

14.

Später an diesem Abend fuhren sie nicht weit am Haus der Duttons vorbei, bogen aber nicht in die Straße ein, denn die war von der Polizei gesperrt. Vor den Absperrungen standen Streifenwagen und Einsatzwagen des FBI, und auch dahinter wimmelte es von Fahrzeugen.

Jenseits der Sperrzone konnten Sean und Michelle geschäftige Journalisten mit dicken Mik-

rofonen herumlaufen sehen, dicht gefolgt von ihren beflissenen Kameramännern. An der ganzen Straße parkten Übertragungswagen, und Gaffer versuchten einen Blick auf das zu erhaschen, was vor sich ging. Das machte sie zu idealem Futter für die Reporter, die ohnehin nichts Besseres zu tun hatten, als dumme Kommentare von Passanten zu senden, wenn die Behörden schon nicht reden wollten.

»So viel zum Thema ›unauffälliges Erschleichen von Beweismaterial‹«, bemerkte Michelle.

Sean hörte gar nicht zu. Er starrte auf das Blatt Papier, auf dem die Zeichen standen, die die Täter Pam auf die Arme geschrieben hatten. Er versuchte, die Zeichen so anzuordnen, dass es einen Sinn ergab.

»*Chaffakan. Hatka und Tayyi?*«

»*Chaffakan?* Wie in Chaka Khan? Vielleicht sind die Typen Fans von Popsängern.«

»Würdest du bitte ernst bleiben?«

»Okay. *Tayyi* klingt Japanisch oder Chinesisch. Entweder eine Kampfkunst- oder eine Entspannungstechnik.«

»Was ist mit einem Code?«

»Wenn das ein Code ist, fehlt uns der Schlüssel.«

Sean holte sein Handy aus der Tasche und tippte auf dem Bildschirm.

»Was tust du da?«

»Was heutzutage jeder tut: Ich google.«

Er wartete auf die Suchergebnisse und scrollte dann die Liste herunter. Allzu hoffnungsvoll schaute er dabei nicht drein.

»*Hatka* ist entweder eine Schauspielerin oder ein Entertainment-Unternehmen. Und *Tayyi* hat irgendwas mit Arabern im sechsten Jahrhundert zu tun. Offensichtlich waren es irgendwelche Stammesgruppen.«

»Könnte es mit Terroristen zu tun haben?«

»Glaube ich nicht. Ich versuche es mal mit anderen Buchstabenkombinationen.« Wieder tippte er, und neue Suchergebnisse erschienen. Eines erregte seine Aufmerksamkeit.

»*Yi*.«

»Was ist damit?«

»Ich habe *Yi* statt *Tayyi* eingegeben, und das ist dabei herausgekommen.« Sean las vom Bildschirm ab. »Die Ursprünge der Yi-Schrift sind unbekannt, doch sie wurde stark durch die chine-

sische Schrift beeinflusst. Jedes Zeichen steht dabei für eine Silbe. Die Yi-Schrift wurde vornehmlich für religiöse Schriften und Geheimbotschaften verwendet. Die ihr zugrunde liegende Sprache wird von Millionen Menschen in den chinesischen Provinzen Yunnan und Sichuan gesprochen.«

»Dann ist also ein chinesischer Geheimbund mit religiösen Wurzeln und einer seltsamen Sprache für das alles verantwortlich?« Michelle war skeptisch. »Aber die Buchstaben stammen aus dem lateinischen Alphabet, nicht aus dem Chinesischen.«

»Ich versuche ja auch nur, einen Anhaltspunkt zu finden.« Sean wählte eine Nummer und hob die Hand, als Michelle etwas sagen wollte.

»Hallo, Phil. Ich bin's, Sean King ... Ja, ist lange her. Hör mal, ich bin wieder in D. C., und ich hab da mal eine sprachwissenschaftliche Frage. Nein, ich will keine Fremdsprache lernen, ich will nur wissen, ob es eine Sprache ist oder nicht ... Ja, ich weiß, viel Sinn ergibt das nicht. Kennst du zufällig jemanden, der eine Sprache mit Namen Yi kennt? Aus China?«

Michelle trommelte mit den Fingern aufs Lenkrad, während Sean sprach.

»Ja, ich weiß, dass es keine der Hauptsprachen des Landes ist, aber könntest du mal nachhören, ob jemand in deinem Institut sie kennt? Danke. Ich schulde dir was.« Sean gab Phil seine Nummer und legte auf.

Als Michelle ihn fragend anschaute, sagte er: »Das war ein Kumpel von mir, ein Sprachwissenschaftler in Georgetown. Er ruft zurück.«

»Jippie.«

Sean blickte sie verärgert an. »Hast du vielleicht eine bessere Idee?«

Michelle wollte gerade etwas erwidern, als das Handy klingelte. »Ja?« Sean setzte sich auf und schaute aus dem Fenster. »Jetzt? Okay.«

Er legte auf und blickte verwirrt drein.

»Wer war das?«

»FBI Agent Waters. Er hat uns offiziell eingeladen, bei den Ermittlungen mitzuarbeiten.«

Michelle legte den Gang ein. »Wow! Jane Cox legt sich wirklich ins Zeug.«

15.

Waters empfing sie am Eingang. Es war offensichtlich, dass der FBI-Agent an die kurze Leine gelegt worden war, und dass ihm dies gar nicht gefiel. Er ließ Sean und Michelle elastische Überschuhe überziehen und wies sie an, nur dort entlangzugehen, wo auch er ging. Dabei gab er sich große Mühe, höflich zu sein; dennoch klang es wie ein Knurren.

»Es muss angenehm sein, einflussreiche Freunde zu haben«, bemerkte er, als sie die Treppe zu den Schlafzimmern hinaufstiegen, nachdem sie an den Umrissen von Pams Leiche im Wohnzimmer vorbeigekommen waren.

»Sie sollten es auch mal versuchen. Allerdings müssten Sie sich dann der unmöglichen Herausforderung stellen, sich *überhaupt* Freunde zu machen«, sagte Michelle spitz.

Sean versetzte ihr einen Stoß mit dem Ellbogen, als sie vor der Tür eines der Schlafzimmer stehen blieben. Waters stieß sie auf. Sean und Michelle schauten sich um, gingen aber nicht hinein.

Es war Willas Zimmer. Alles war sauber und ordentlich. Es gab Regale voller Bücher, und auf dem Schreibtisch stand ein Mac-Computer. An einer Wand, die eigentlich eine Schreibtafel war, standen die Worte »Willa-Land«.

»John Dutton vermutet, dass Willa mit ihrer Mutter unten war, als es passiert ist. Aber Colleen hat gesagt, sie habe Willa auf der Treppe gehört«, sagte Sean.

»Uns haben sie das Gleiche gesagt«, erklärte Waters angespannt.

»Und? Haben Sie einen Anhaltspunkt, welche Version stimmt?«

»Falls Willa auf der Treppe angegriffen wurde, haben die Täter zumindest keine Spuren hinterlassen. Womöglich hat Colleen nicht ihre Schwester, sondern die Kidnapper auf der Treppe gehört.«

»Irgendwelche Hinweise auf ein gewaltsames Eindringen?«

»Wir vermuten, dass die Täter durch die Hintertür ins Haus gekommen sind. Sie war nicht verschlossen. Es gibt auch eine Hintertreppe.«
Waters deutete nach links. »Da den Flur hinunter.«

»Dann gehen Sie davon aus, dass die Täter das Haus durch die unverschlossene Hintertür betreten und sich dann von Zimmer zu Zimmer vorgearbeitet haben?«, hakte Michelle nach.

»Sie haben erst Colleen betäubt, dann John. Anschließend haben sie Tuck niedergeschlagen, dann Pam getötet und schließlich Willa mitgenommen«, setzte Sean den Gedankengang fort.

»Warum haben sie nicht auch Tuck betäubt? Er hat uns erzählt, er habe die Tür aufgemacht und dann einen Schlag auf den Kopf bekommen.«

»Tuck ist ein großer Mann, kein Kind. Vielleicht wollten sie bei ihm kein Risiko eingehen. Ein Schlag auf den Kopf war da effektiver.«

»Was für eine Droge haben sie benutzt?«, fragte Sean.

»Offenbar handelt es sich um ein weit verbreitetes Anästhetikum«, sagte Waters.

»Und?«, hakte Sean nach. »Wie lautet Ihre Theorie? Dass Willa von Anfang an das Ziel war?«

»Nicht unbedingt. Es könnte gut sein, dass Willa ihnen bloß als Erste in die Hände gefallen ist. Dann kommt Pam Dutton ins Zimmer, sieht,

was los ist, und versucht, ihre Tochter zu beschützen. Daraufhin haben die Täter sie getötet und das Kind mitgenommen.«

Sean schüttelte den Kopf. »Das Wohnzimmer liegt vorne im Haus. Wenn die Täter hinten reingekommen sind, wie Sie glauben, und sich langsam vorgearbeitet haben, wären sie zuerst auf Tuck, dann auf John, anschließend auf Willa und schließlich auf Colleen gestoßen. Erst dann hätten sie den vorderen Teil des Hauses erreicht. Und wäre Willa in ihrem Zimmer gewesen, hätten sie das Mädchen noch vor Colleen erwischt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie Pam zuerst getötet und sich dann die Mühe gemacht haben, Tuck niederzuschlagen und die anderen Kinder zu betäuben.«

Michelle fügte hinzu: »Und als wir hier angekommen sind, haben wir einen Schrei gehört. Vermutlich Pams Todesschrei. Zu dem Zeitpunkt waren die Mörder also schon im Wohnzimmer. Tuck und die anderen Kinder waren da bereits bewusstlos.«

Sean sagte: »Also hat Willa sich zum Zeitpunkt des Überfalls vermutlich nicht in ihrem Zimmer aufgehalten. Vielleicht war sie im

Wohnzimmer. Sie ist die Älteste, und sie hatte Geburtstag. Vielleicht hat ihre Mom sie länger aufbleiben lassen, oder sie ist aufgestanden, als ihr Dad nach Hause gekommen ist, damit er ihr zum Geburtstag gratulieren konnte.«

Michelle führte den Gedanken weiter. »Mom verlässt das Zimmer ... Vielleicht geht sie in die Küche, um etwas zu holen. Tuck geht nach oben, um sich umzuziehen. Möglicherweise waren die anderen Kinder zu diesem Zeitpunkt bereits bewusstlos. Die Täter schlagen Tuck nieder, laufen ins Wohnzimmer und schnappen sich Willa. Ihre Mom kommt zurück, sieht, was los ist, kämpft und wird umgebracht.«

»Aber der Punkt ist«, fügte Sean hinzu, »dass Willa von Anfang an das Ziel war. Die anderen Kinder hätten die Täter sich lange vorher schnappen können.«

Waters' Miene nach zu urteilen, hatte er das alles noch gar nicht bedacht. Mit so viel Selbstvertrauen, wie er aufbieten konnte, erklärte er: »Es ist viel zu früh, um definitive Aussagen machen zu können.«

Michelles Blick gab ihm die passende Antwort, auch ohne ein Wort zu sagen: *Lahmarsch*.

»Hat der Gerichtsmediziner schon herausgefunden, wie viel Blut Pam Dutton fehlt?«

»Eine Menge. Deutlich mehr, als sie aufgrund der Wunde hätte verlieren dürfen. Auch auf dem Teppich hätte mehr Blut sein müssen.«

»Wer ist eigentlich der zuständige Gerichtsmediziner in diesem Fall?«

»Lori Magoulas. Kennen Sie sie?«

»Der Name kommt mir bekannt vor. Haben Sie eine Ahnung, warum die Täter das Blut mitgenommen haben?«

»Vielleicht sind sie Vampire.«

»Gibt es Spuren unter den Fingernägeln?«

»Die werden noch untersucht«, antwortete Waters gereizt.

»Was ist mit den Ampullen? Gibt es Fingerabdrücke?«

»Die Täter müssen Handschuhe getragen haben. Das waren Profis.«

»So gut waren sie auch wieder nicht«, sagte Sean. »Sonst hätten sie nicht die Kontrolle verloren und Pam getötet - zumindest spricht alles dafür.«

»Vielleicht ja, vielleicht nein«, sagte Waters ausweichend.

»Haben Sie den Geländewagen gefunden?«

»Ja. Der Wagen ist auf die Duttons zugelassen. Wir haben ihn gut eine Meile von hier entfernt im Wald entdeckt. Die Kerle hatten ihn in einen Graben gefahren, vermutlich, um ihn zu verstecken.«

»Irgendwelche Hinweise, wohin sie von dort aus gegangen sind?«

»Wir untersuchen den Wagen noch auf Spuren. Sie müssen ein zweites Fahrzeug in der Nähe gehabt haben, aber davon haben wir noch keine Spur gefunden. Wir fragen überall in der Gegend nach, ob jemand etwas gesehen hat - bis jetzt ohne Erfolg.« Waters beäugte Michelle.

»Sind Sie sicher, dass es zwei Männer waren?«

»Ein Schütze mit einer Maschinenpistole und ein Fahrer. Ich habe den Fahrer durch die Windschutzscheibe gesehen. Definitiv ein Mann, ein ziemlich großer Kerl.«

Sean schaute auf die Uhr. »Wenn man berücksichtigt, wie viel Zeit vergangen ist, seit Willa vermisst wird, und wenn man die mögliche Fahrzeugreichweite hinzunimmt, haben Sie Tausende von Meilen abzudecken.«

»Und mit einem Privatjet könnten sie Gott weiß wo sein«, fügte Michelle hinzu.

»Gehe ich recht in der Annahme, dass keine Lösegeldforderung eingegangen ist?«, fragte Sean.

Waters drehte sich wieder zu ihm um. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, hatte er die kurze Leine gerade abgeschüttelt. »Wissen Sie, ich habe ein paar Nachforschungen über Sie angestellt. Tut es eigentlich immer noch weh, dass man Sie aus dem Service geworfen hat, weil Sie Scheiße gebaut haben, die einem Mann das Leben gekostet hat? Das muss ziemlich hart gewesen sein. Haben Sie je darüber nachgedacht, sich deswegen eine Kugel in den Kopf zu jagen? Ich meine, das wäre ja irgendwie verständlich.«

»Hören Sie, Agent Waters, ich weiß, was für eine unangenehme Situation das ist«, erwiderte Sean. »Und ich weiß auch, dass es so aussieht, als hätte man uns Ihnen aufs Auge gedrückt ...«

»Es sieht nicht nur so aus«, erklärte Waters. »Man *hat* Sie mir aufs Auge gedrückt.«

»Meinetwegen. Ich möchte Ihnen einen Deal vorschlagen. Wenn wir eine Spur finden, geben wir sie Ihnen. Dann können Sie damit machen,

was Sie wollen. Publicity ist mir egal. Ich will nur Willa finden, okay?«

Waters dachte kurz nach. Schließlich hielt er Sean die Hand hin. Doch als Sean danach greifen wollte, zog Waters die Hand wieder zurück und sagte: »Ich habe es nicht nötig, dass Sie mir etwas geben. Okay ... wollen Sie und Ihre Partnerin noch irgendetwas sehen, solange ich den Babysitter für Sie spiele?«

»Wie wäre es mit Ihrem Hirn?«, sagte Michelle spitz. »Wo ist es? Steckt es noch in Ihrem Arsch?«

»Diese Kindereien bringen uns nicht weiter«, mahnte Sean. »Wir müssen Willa finden.«

»Stimmt«, sagte Waters. »Und je länger ich mich mit Ihnen beiden herumschlagen muss, desto weniger Zeit habe ich, an *meinem* Fall zu arbeiten.«

»Dann wollen wir Ihre Zeit nicht länger verschwenden«, sagte Sean.

»Danke für nichts«, fügte Michelle hinzu.

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir uns noch ein bisschen umsehen, bevor wir gehen?« Als Waters den Eindruck machte, als wollte er widersprechen, fügte Sean hinzu: »Ich will sicher-

stellen, dass mein Bericht an Präsident Cox vollständig ist. Natürlich werde ich ihn auch darüber informieren, wie hilfreich Sie gewesen sind.«

Wäre Waters noch etwas bleicher geworden - die Kriminaltechniker vor Ort hätten ihn in einen Leichensack gesteckt. »He, King, warten Sie einen Moment«, sagte er nervös.

Sean war bereits auf dem Weg die Treppe hinunter.

Als Michelle ihn einholte, sagte sie: »Dank Kerlen wie dem bin ich stolz, Amerikanerin zu sein.«

»Vergiss ihn. Erinnerst du dich an Tucks Tasche? Die mit dem Flughafenanhänger?«

»Eine Reisetasche, blau, Polyester, ein wenig ausgefranst. Warum?«

»Handgepäckgröße?«

»Wenn man bedenkt, dass die Leute heutzutage Kisten in ein Flugzeug schleppen, die so groß sind wie mein Auto ... ja, eindeutig Handgepäck.«

Sean holte sein Handy aus der Tasche und drückte ein paar Tasten. Er wartete, bis die Bildschirmanzeige geladen war und ging dann die

Seiten durch. »United Airlines Flug 567 nach Dulles von Jacksonville?«

»Genau.«

Sean starrte auf den winzigen Bildschirm. »Dieser Flug landet planmäßig um 22 Uhr 30. Tuck steigt aus, geht zu seinem Wagen und fährt nach Hause. Wie lange hat das gedauert? Was schätzt du?«

»Hängt davon ab, an welchem Terminal er gelandet ist und ob er mit einem Zubringer erst zum Hauptterminal fahren musste. Ist er an Terminal A gelandet, konnte er zu Fuß zu seinem Wagen gehen.«

Sean rief am Flughafen an. »Die Maschine landete an Terminal A«, sagte er, nachdem er aufgelegt hatte.

»Also kein Zubringerbus. Und um diese Zeit ist auf den Straßen auch nicht mehr viel los. Ich würde sagen, er hat gut dreißig Minuten gebraucht, um nach Hause zu kommen.«

»Nehmen wir an, er hat eine Viertelstunde gebraucht, um zu seinem Wagen zu kommen, dazu die Fahrzeit ... Das wäre dann Viertel nach zehn, spätestens halb elf.«

»Falls der Flug pünktlich war.«

»Das werden wir noch überprüfen. Aber falls ja, sind es dreißig Minuten, über die Tuck dem guten Waters keine Rechenschaft abgelegt hat, wenn wir ihm glauben, dass er um elf nach Hause gekommen ist.«

»Und? Glaubst du ihm?«

»Als wir ihn gefunden haben, war das Blut auf seinem Gesicht bereits getrocknet. Ja, ich glaube ihm.«

»Ich frage mich, was der Mann gemacht hat.«

16.

Sam Quarry fuhr zu einer örtlichen UPS-Annahmestelle und gab das Paket mit den beschrifteten Blutampullen auf. Sie gingen an ein Labor in Chicago, das Quarry bei einer Google-Suche in der Stadtbücherei gefunden hatte.

Nachdem er hundert Meilen nach Osten gefahren war, überquerte er die Grenze nach Georgia. Quarry fuhr vom Highway und auf den Parkplatz einer Raststätte. Er hatte sechs Päckchen dabei, doch nur eines war von Bedeutung. Er parkte

und ging zum Briefkasten. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass es keine Überwachungskameras gab, warf er sämtliche Päckchen in den Briefkasten. Das Päckchen, das zählte, ging an eine Adresse in Maryland. Darin befanden sich die Schüssel und der Löffel, die Willa benutzt hatte; dazu der Brief, den Quarry früher am Abend geschrieben hatte. Quarry hatte keine Ahnung, ob die Behörden feststellen konnten, wo genau ein Päckchen aufgegeben worden war, aber er musste davon ausgehen, dass sie in der Lage dazu waren. Deshalb die anderen fünf Päckchen: Sie dienten zur Tarnung, damit sich später niemand erinnerte, dass hier jemand nur *ein* Päckchen eingeworfen hatte. Auf diese Weise war Quarry nur einer von vielen Truckern, die hier ihre Post aufgaben.

Quarry fuhr nach Alabama zurück. Nur einmal hielt er kurz an, um etwas zu essen. Als er zur Atlee-Plantage zurückkehrte, brannte Licht in Gabriels Zimmer.

Quarry klopfte an die Tür. »Gabriel?«
Der kleine Junge öffnete. »Ja, Mr. Sam?«
»Warum bist du so spät noch auf?«
»Ich lese.«

»Und was?«

»Das hier.« Gabriel hielt ein Buch in die Höhe.

Quarry nahm es und schaute auf den Titel: *Das Absolut Wahre Tagebuch eines Teilzeit-Indianers*.

»Es ist toll«, sagte Gabriel. »Manchmal muss man lachen und manchmal weinen. Und es hat Erwachsenensprache, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Aber du bist doch gar kein Indianer.«

»Darum geht's ja auch gar nicht, Mr. Sam. Da steht für jeden was drin. Die Lady in der Bücherei hat mir davon erzählt. Eines Tages will ich auch ein Buch schreiben.«

»Nun, der Herr weiß, dass du genug Worte dafür im Kopf hast, denn sie kommen manchmal schneller raus, als ich zuhören kann.« Quarry gab dem Jungen das Buch zurück. »Ist deine Ma schon wieder hier?«

»Sie ist vor einer Stunde gekommen. Wir haben uns schon gefragt, wo Sie sind.«

»Ich musste ein paar Dinge erledigen.« Quarry lehnte sich an den Türrahmen und steckte sich eine Zigarette an. »Hast du Kurt in letzter Zeit gesehen?«

»Nein, Sir.«

Quarry musterte Gabriel unter seinen dichten Augenbrauen. »Ich glaube, er ist weitergezogen.«

Gabriel war überrascht. »Warum? Wo will er denn hin?«

Quarry klopfte die Asche am Türrahmen ab. »Jeder muss irgendwann irgendwohin. Manche Menschen brauchen einfach nur länger, um herauszufinden, wohin genau.«

»Da haben Sie wahrscheinlich recht.«

»Sollte jemand fragen, werde ich es ihm wohl sagen. Trotzdem Mist. Er war wie ein Sohn für mich. Dass du mir ja nicht einfach so abhaust, ohne mir vorher Bescheid zu sagen, okay?«

Allein der Gedanke schien Gabriel zu entsetzen. »Sollte ich jemals weggehen, Mr. Sam, werden Sie es als Erster erfahren, gleich nach meiner Ma.«

»Braver Junge. Lies weiter, Gabriel. Man muss immer vorbereitet sein. Die Welt wird dir eine Chance geben, aber beim Schopf packen musst du sie schon selbst. Setzt du es in den Sand, dann war's das.«

»Das haben Sie mir schon oft gesagt.«

»Guter Rat ist es wert, wiederholt zu werden.«

Quarry ging in sein Zimmer im oberen Stock. Es hatte einst seinen Eltern gehört. Ordnung war nie eine von Quarrys Stärken gewesen, aber Ruth Ann und Gabriel taten ihr Bestes, um dieses Manko wettzumachen.

Quarrys Frau, Cameron, war seit mehr als drei Jahren tot. Es war der größte Verlust gewesen, den er je erlitten hatte, und Quarry hatte schon viel verloren. Nach Camerons Tod hatte er nicht mehr in ihrem gemeinsamen Bett geschlafen. Stattdessen hatte er die Nächte auf einer langen, verschlissenen, hundert Jahre alten Couch an der Schlafzimmerwand verbracht. Im Bad verwahrte er noch heute viele Sachen seiner Frau, und Ruth Ann staubte sie pflichtbewusst ab, obwohl sie nie mehr getragen werden würden.

Quarry hätte die Atlee-Plantage schon vor langer Zeit verkaufen können, und vermutlich hätte er es tun sollen, aber letztlich kam es für ihn nicht in Frage. Cameron hatte diesen Ort geliebt, und sich von ihm zu trennen würde bedeuten, auch sie für immer hinter sich zu lassen. Das konnte Quarry einfach nicht, ebenso wenig, wie er seinen eigenen Sohn töten konnte. Allerdings

machte es ihm Angst, wie nahe daran er gewesen war. Das war der Familienwahnsinn der Quarrys. Tag für Tag, Jahr für Jahr war er stärker geworden und hatte sich wie ein Tumor in Quarrys Hirn ausgebreitet.

Quarry setzte sich auf die Couch und griff nach der Ginflasche. Doch bevor er einen Schluck trank, entschied er sich anders, stellte die Flasche wieder weg, stand auf und schnappte sich die Autoschlüssel vom Tisch.

Zwei Minuten später war er wieder auf der Straße und starrte zum Himmel hinauf, der so voller Sterne war, dass man fast hätte glauben können, es sei Tag. Quarry kurbelte das Fenster herunter, schaltete das Radio ein und trank den Gin. Die Hitze der Nacht schlug ihm ins Gesicht. Quarry hasste Klimaanlage. Die Atlee-Plantage hatte nie eine gehabt, ebenso wenig wie jedes Auto, das er je besessen hatte. Ein Mann musste schwitzen. Vor dem Schweiß davonzulaufen war so, als würde man vor dem wegrennen, was einen zu einem Menschen machte.

Quarrys alter Truck fuhr zwanzig Meilen über Staub und Schotter und schließlich auf Asphalt, der noch immer heiß von der Sonne war.

Und dann war er da. Er war schon tausend Mal hier gewesen, und jeder Besuch war gleich und doch anders.

Quarry kannte jeden mit Vornamen. Die Besuchszeit war längst vorbei, aber das kümmerte ihn nicht. Er war Sam Quarry, den jeder kannte, denn jeder kannte Tippi Quarry. Sie hatten sie nach der Schauspielerin benannt. Cameron Quarry hatte den Film mit den vielen durchgeknallten Vögeln geliebt. Suzie, ihre jüngste Tochter, war die Frau, die den Schwarzen geheiratet hatte, um sich dann wieder von ihm scheiden zu lassen. Sie lebte jetzt in Kalifornien und tat Gott weiß was. Ihr Vater wusste es nicht genau. Allerdings war er sicher, dass er es missbilligen würde, *hätte* er es gewusst. Daryl war schon immer sein Baby gewesen.

Nur dass mein verdammtes Baby gerade eine dreifache Mutter umgebracht hat.

Doch keiner von ihnen war wie Tippi geendet. Tippi war vergangenen Monat sechsunddreißig geworden. Sie war schon seit dreizehn Jahren, acht Monaten und siebzehn Tagen hier. Quarry wusste das so genau, weil er im Kopf eine Strichliste führte, als zähle er seine letzten Tage auf

Erden, und in gewisser Weise war es auch so. Seit Tippi hier war, hatte sie kein einziges Mal den Fuß aus diesem Gebäude gesetzt, und sie würde es auch nie tun.

Quarrys lange Beine trugen ihn zum Zimmer seiner Ältesten. Er öffnete die Tür so, wie er es schon unzählige Male getan hatte. Im Zimmer war es dunkel. Quarry schlich zu dem Stuhl, auf dem er schon so oft gesessen hatte, dass die Farbe abgescheuert war. Der Schlauch steckte in ihrem Hals. Bei langfristiger Behandlung taten die Ärzte das immer, weil es sauberer war. Die daran angeschlossene Pumpe arbeitete fleißig und blähte Tippis Lunge. Die Überwachungsgeräte piepten. Ein Sauerstoffschlauch führte von der Wand bis zur Nase seiner Tochter, und mittels computergesteuerter Infusion wurde sie mit Medikamenten und Nahrung versorgt.

Es gab da ein kleines Ritual, das Quarry stets befolgte. Er strich Tippis Haar vom Kissen auf ihre Schulter. Wie oft hatte er sich dieses Haar um den Finger gewickelt, als Tippi noch ein kleines Mädchen gewesen war? Dann berührte er ihre Stirn, die sie jedes Mal gefurcht hatte, wenn er sie als Kind in die Badewanne gesteckt hatte. Schließlich küsste er sie auf die Wange. Als

Kind waren die Haut und die Knochen darunter angenehm zu berühren gewesen. Nun war die Haut verwelkt und hart, wie bei einer alten Frau.

Nachdem er das Ritual beendet hatte, nahm Quarry Tippi's Hand, lehnte sich zurück und sprach zu ihr. Dabei schweiften seine Gedanken zu den Phrasen zurück, mit denen die Ärzte ihn und Cameron über den Zustand ihrer Tochter informiert hatten.

Massiver Blutverlust.

Sauerstoffmangel im Hirn.

Koma.

Und schließlich: *irreversibel.*

Das waren Worte, die keine Eltern je über ihre Kinder hören wollten. Tippi war nicht tot, aber sie war so nahe daran, wie es biologisch möglich war. Sie atmete nur noch dank einer Maschine und teurer Medikamente. Quarry holte ein Buch aus seiner Tasche und begann, Tippi im Licht der kleinen Nachttischlampe vorzulesen.

Bei dem Buch handelte es sich um *Stolz und Vorurteil*, Jane Austens berühmten Roman. Es war Tippi's Lieblingsbuch, seit sie es als Teenager zum ersten Mal gelesen hatte. Ihre Begeisterung hatte Quarry dazu bewegt, das Buch eben-

falls zu lesen, sogar mehrmals. Bevor Tippi hier gelandet war, hatte Quarry sie immer als reales Gegenstück zu Jane Austens Elizabeth Bennet betrachtet. Elizabeth war die intelligente, lebhaft und entschlossfreudige Protagonistin des Romans. Doch nachdem Tippi an diesen Ort gekommen war, hatte Quarry seine Einschätzung überdacht und war zu dem Schluss gekommen, dass Tippi mehr der ältesten Tochter ähnelte, Jane Bennet. Süß, aber schüchtern, sensibel, aber nicht so klug wie Elizabeth. Ihre auffallendste Eigenschaft war, stets das Gute im Menschen zu sehen. Im Roman hatte Jane dadurch ihr Glück gefunden; im echten Leben hatte es für Tippi jedoch zu einer Katastrophe geführt.

Eine Stunde später stand Quarry wieder auf und sagte, was er immer sagte: »Schlaf gut, Liebling. Daddy kommt bald wieder. Ich liebe dich, Baby.«

Quarry fuhr zur Atlee-Plantage zurück. Als er sich mit seinem Gin auf die Couch legte, sah er noch einmal das Bild der jungen Tippi vor seinem geistigen Auge, wie sie ihren Daddy fröhlich anlächelte.

17.

Der Flug der United Airlines, den Tuck Dutton genommen hatte, war nicht verspätet gewesen. Er war sogar zwanzig Minuten zu früh angekommen.

»Also hatte er mindestens fünfzig Minuten frei, nicht nur dreißig«, sagte Michelle. »Vielleicht sogar eine Stunde.«

Sie saßen am nächsten Morgen bei einer Tasse Kaffee in einem Café in Reston, nicht weit von ihrem Büro. Um die Presse loszuwerden, hatte Sean eine unverbindliche Erklärung abgegeben, doch die hatte gereicht, um ihnen ein wenig Raum zum Atmen zu verschaffen. Trotzdem waren sie nicht wieder ins Büro zurückgefahren, sondern in einem Hotel geblieben - für den Fall, dass die Reporter doch wieder die Lust überkommen sollte, ihnen nachzustellen.

»Stimmt.«

»Glaubst du, er hat mit der Sache zu tun?«

»Falls ja, warum hat er sich dann nicht rausgehalten? Warum ist er zurückgekommen, um sich den Schädel einschlagen zu lassen?«

»Um keinen Verdacht zu erregen.«

»Und sein Motiv?«

»Männer töten ihre Frauen mit erstaunlicher Regelmäßigkeit«, sagte Michelle. »Das reicht *mir* als Beweggrund, nie vor den Traualtar zu treten.«

»Und Willa?«

Michelle zuckte mit den Schultern. »Vielleicht gehört das zum Plan. Er hat Willa gekidnappt, aber wir werden sie irgendwo putzmunter auffinden.«

»So was würde vermutlich eine Menge Geld kosten. Es muss Aufzeichnungen darüber geben.«

»Ja. Wäre schön, wenn wir einen Blick in Tucks Konten werfen könnten.«

»Ich weiß, wo sein Büro ist.«

»Gut. Gehen wir direkt hin?«, fragte Michelle.

»Sobald wir mit der Pathologin geredet haben«, antwortete Sean. »Ich habe mit ihr gesprochen. Sie hat gerade die Autopsie beendet.«

»Du kennst sie also doch.«

»Ich bin nun mal allseits beliebt.«

»Genau das macht mir Angst.«

Lori Magoulas war fünfundvierzig, klein und stämmig. Ihr hellblondes Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden.

Nachdem Sean Michelle vorgestellt hatte, sagte Magoulas: »Es hat mich überrascht, von dir zu hören, Sean. Ich dachte, du wärst an deinem See verschollen.«

»Washington zieht einen immer wieder unwiderstehlich an, Lori.«

Lori schaute skeptisch drein. »Ach ja? Ich zumindest kann es nicht erwarten, hier rauszukommen und *meinen* See zu finden.«

Sie führte die beiden einen gefliesten Gang hinunter, wo andere Leute in weiten Krankenhauskitteln sich über Tote beugten. Vor einem Tisch aus rostfreiem Stahl blieben sie stehen. Auf dem Tisch lag Pam Dutton. Ihr Körper war inzwischen nicht nur vom Schnitt durch die Kehle entstellt, sondern auch durch den typischen Y-Schnitt auf der Brust, wie Pathologen ihn machten.

»Was hast du gefunden?«, fragte Sean.

»Sie war bei guter Gesundheit. Vermutlich hätte sie ein langes Leben vor sich gehabt, wäre

das da nicht gewesen«, antwortete die Ärztin und deutete auf den aufgeschlitzten Hals.

»Was ist mit der Blutmenge?«

Magoulas tippte auf einem Laptop und studierte die Daten auf dem Bildschirm. »Soweit ich es herausfinden konnte - und die Menge eingerechnet, die auf dem Teppich und auf ihren Kleidern verblieben ist -, fehlt ihr gut ein halber Liter.«

»Dann haben sie das Blut tatsächlich mitgenommen.«

»Der Schnitt hat die linke Halsschlagader glatt durchtrennt. Sie muss binnen Minuten ausgeblutet sein.«

»Wie ging das vonstatten?«, fragte Michelle.

»Was glauben Sie?«

»Dem Winkel des Schnitts und den Spuren unter den Fingernägeln nach zu urteilen, würde ich sagen, man hat sie von hinten gepackt und ihr den Hals durchgeschnitten. Vermutlich hat sie nach hinten gegriffen und den Angreifer im Gesicht verletzt. Wir haben Gewebe und Blut unter ihren Fingernägeln gefunden. Sie muss ihn ziemlich böse erwischt haben. Das hat seine Laune bestimmt nicht gebessert.«

»Bist du sicher, dass es ein Mann war?«, fragte Sean, was ihm ein Stirnrunzeln Michelles einbrachte.

»Wir haben nicht nur Blut und Gewebe gefunden, auch Bartstoppeln.«

»Ich wollte nur sichergehen«, sagte Sean zu seiner Partnerin.

»Wenn also die *linke* Halsschlagader durchtrennt worden ist und der Angreifer von hinten kam, ist er wahrscheinlich Rechtshänder«, sagte Michelle.

»Stimmt.« Magoulas griff nach einer kleinen Plastikflasche. Darin befanden sich mehrere Fasern eines schwarzen Materials.

»Das haben wir unter dem rechten Daumennagel und dem linken Zeigefinger gefunden, und noch eine weitere im Haar.«

Michelle kniff die Augen zusammen, um die Substanz besser sehen zu können. »Sieht wie Nylon aus.«

»Von einer Maske?«, fragte Sean.

»Der Mann, den ich gesehen habe, hat eine schwarze Maske getragen«, sagte Michelle.

»Pam greift also nach hinten und kratzt den

Mann im Gesicht. Dabei bekommt sie das Nylon unter die Fingernägel.«

»Haben Sie sonst noch etwas gesehen?«, fragte Magoulas.

»Nein. Der Kerl hat mit einer Maschinenpistole auf mich geschossen. Fast hätte er mich zersägt. Ich hielt es für klüger, am Leben zu bleiben, als mir den Schützen näher anzuschauen, um ihn später identifizieren zu können.«

Magoulas grinste. »Kann ich verstehen.«

»Gibt es neue Hinweise, was die Buchstaben auf Pams Armen angeht?«, fragte Sean und deutete auf die Leiche. Inzwischen waren die Schriftzeichen aufgrund der zunehmenden Verfärbung der Haut kaum noch zu lesen. Das tote Fleisch schien die Tinte förmlich zu verschlucken. Die Buchstaben sahen jetzt nicht mehr wie Zeichen aus, eher wie eine Hautkrankheit.

»Ich bin Pathologin, keine Sprachwissenschaftlerin. Es ist schwarze Tinte, vermutlich von einem breiten Textmarker. Blockbuchstaben. Meiner Meinung nach ist die Handschrift nicht besonders gut. Ich spreche fließend Spanisch, und Spanisch ist das nicht, und auch keine ande-

re romanische Sprache. Chinesisch oder Russisch ist es offensichtlich auch nicht.«

»Eine afrikanische Stammessprache vielleicht?«, schlug Sean vor.

»Wie denn? Es sind lateinischen Buchstaben«, sagte Michelle. »Vielleicht ist es bloß irgendwelcher Unsinn, um uns auf eine falsche Fährte zu führen.«

»Okay. Sonst noch was Interessantes?«, fragte Sean.

»Ja, die Frau hat wirklich rote Haare. Ich habe schon eine Menge Rotschöpfe auf dem Tisch gehabt, aber die hier schießt den Vogel ab. Fast hätte ich bei der Autopsie eine Sonnenbrille gebraucht.«

»Warum ist das für die Ermittlungen relevant?«, fragte Michelle.

»Er hat nicht nach *relevant* gefragt, sondern nach *interessant*.« Magoulas grinste. »He, selbst Gerichtsmediziner brauchen von Zeit zu Zeit ein bisschen Aufheiterung. Meist ist es hier ziemlich deprimierend.«

»Okay«, sagte Sean. »Dann will ich mal mitspielen. Sonst noch was *Relevantes*?«

»Die Frau hatte Kinder.«

»Das wissen wir.«

»Zwei Kaiserschnitte.« Magoulas deutete auf die Operationsnarben. Sie sahen wie ausgebliehene Reißverschlüsse aus.

»Und die dritte Geburt vaginal«, fügte Sean hinzu.

»Unmöglich«, sagte Magoulas.

»Wieso?«, erwiderte Sean.

»Wie sich bei der ersten Untersuchung herausgestellt hat, ist ihr Becken ungewöhnlich geformt und der Geburtskanal anormal eng. Röntgenaufnahmen haben diesen Eindruck bestätigt. Bei der Autopsie war dann zu sehen, dass ihr Becken verformt ist. Vermutlich ist sie schon damit geboren worden. Zusammengefasst heißt das, kein Gynäkologe hätte dieser Frau eine vaginale Geburt erlaubt, es sei denn, er wollte wegen eines ärztlichen Kunstfehlers verklagt werden. Viel zu riskant. Sie konnte Kinder nur per Kaiserschnitt bekommen.«

Magoulas schaute zu Sean und Michelle, die beide auf Pam Duttons Bauch starrten, als stünden dort die Antworten.

»Und? Ist das relevant?« Magoulas blickte sie neugierig an.

Sean nahm den Blick von der Toten. »Man könnte sagen, es ist *interessant*.«

18.

Eine Stunde später fuhren sie auf den Parkplatz eines zweistöckigen Gebäudes in einem Bürokomplex in Loudon County.

»Woher weißt du, wo er arbeitet?«, fragte Michelle.

»Ich bin ein Freund der Familie.« Sean hielt kurz inne. »Und ich habe eine Visitenkarte aus Tucks Schlafzimmer mitgehen lassen.«

»Eines der Kinder ist also nicht von Pam. Aber welches?«

»Pam ist rothaarig. Willa hat dunkles Haar. Tuck ist blond, so wie beiden anderen Kids.«

»Dann ist das mit dem roten Haar also vielleicht doch relevant, auch wenn es sich um ein rezessives Gen handelt.«

Sean und Michelle gingen zum Empfang.

»Mein Name ist Sean King«, stellte Sean sich vor, »und das ist meine Partnerin, Michelle

Maxwell. Wir repräsentieren Tuck Dutton in der schrecklichen Angelegenheit, die seiner Familie zugestoßen ist.«

Die Empfangsdame, ein junges Ding mit kurzem braunem Haar und großen, traurigen Augen sagte: »O Gott, ja. Wir haben alle davon gehört. Es ist furchtbar. Wie geht es ihm?«

»Nicht so gut. Er hat uns gebeten, ein paar Sachen für ihn aus seinem Büro zu holen.«

»Ich hoffe, er sorgt sich nicht um seine Arbeit.«

Sean beugte sich näher zu der Frau heran. »Ich glaube, im Augenblick ist Arbeit das Einzige, was ihn aufrecht hält. Wir kommen gerade aus dem Krankenhaus.«

»Und Sie repräsentieren ihn?«, hakte die Frau nach. »Sind Sie Anwälte?«

Sean zeigte ihr seinen Ausweis. »Privatdetektive. Wir wollen herausfinden, wer das getan hat, und natürlich suchen wir auch nach Willa.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück. Willa ist ein paar Mal hier gewesen. Was für ein tolles kleines Mädchen.«

»Ja«, sagte Michelle. »Und bei Entführungen spielt der Zeitfaktor eine besonders wich-

tige Rolle. Deshalb will Tuck auch, dass wir überprüfen, ob seine Arbeit irgendwie mit dem Fall zu tun hat.«

Die Frau schaute verlegen drein. »Ich verstehe ... Nun, vieles von dem, woran Mr. Dutton gearbeitet hat, ist vertraulich. Sie wissen schon. Firmengeheimnisse.«

Sean lächelte. »Natürlich, das verstehen wir. Er hatte es uns schon gesagt. Aber vielleicht gibt es hier jemanden, der uns helfen kann?«

Die Frau lächelte. Offensichtlich war sie froh, die Verantwortung an jemand anderen übertragen zu können. »Selbstverständlich. Ich werde Mr. Hilal anrufen.«

Sie griff nach dem Telefon, und ein paar Minuten später betrat ein großer, dünner, kahler Mann Mitte vierzig die Lobby. »Ich bin David Hilal. Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

Sean erklärte ihm, warum sie hier waren.

»Ich verstehe.« Hilal rieb sich das Kinn. »Kommen Sie bitte mit nach hinten, dann besprechen wir alles.«

Sie folgten dem Mann in sein Büro. Er schloss die Tür und setzte sich ihnen gegenüber.

»Wie geht es Tuck?«

»Körperlich wird er sich erholen«, antwortete Sean. »Emotional sieht es allerdings anders aus.«

»Ja, schrecklich. Ich konnte es nicht glauben, als ich davon gehört habe.«

»Ich weiß, dass Ihr Unternehmen in einem ausgesprochen sensiblen Bereich arbeitet. Tuck hat gesagt, Sie stünden kurz davor, einen wichtigen Regierungsauftrag an Land zu ziehen, nicht wahr?«

»Ja. Wir sind Subunternehmer. Wenn wir den Auftrag bekämen, wäre das ein Riesending für uns. Damit wäre das Geschäft über mehrere Jahre hinweg gesichert. Tuck hat der Sache viel Zeit gewidmet. Wir alle hier.«

»War er deshalb am Tag der Tat in Jacksonville?«

»Das ... stimmt«, antwortete Hilal zögernd.

»Und? War der Trip erfolgreich?«, hakte Michelle nach.

Hilal wirkte verlegen. »Das hier ist Tucks Firma. Ich bin nur sein Partner.«

»Wir arbeiten mit Tuck zusammen«, sagte Sean. »Wir wollen nur, dass die Wahrheit ans Licht kommt. Und wir wollen herausfinden, wer

Pam Dutton ermordet und Willa entführt hat. Ich nehme an, das will auch Tuck.«

»Das ist jetzt wirklich ein bisschen peinlich«, sagte Hilal. »Ich meine, es ist nicht an mir ...«

Michelle beugte sich vor und trommelte mit den Fingern auf den Schreibtisch des Mannes. »Wir reden hier vom Leben eines kleinen Mädchens.«

Hilal ließ sich auf seinem Stuhl zurücksinken. »Okay. Ich glaube, Tuck war mit jemandem in Jacksonville.«

»Mit jemandem? Er hat gesagt, er sei im dortigen Firmenbüro gewesen, um an dem Projekt zu arbeiten. Stimmt das?«

»Nein, wir haben dort selbst ein Büro, allerdings nur einen einzigen Mitarbeiter. Eine Frau.«

Sean und Michelle schauten einander an. »Und hat diese Frau einen Namen?«, fragte Sean.

»Cassandra. Cassandra Mallory. Sie hat ebenfalls an dem Gebot gearbeitet. Wir haben sie vor sechs Monaten eingestellt. Sie hat hervorragende Verbindungen zum Heimatschutzministerium. Eine Menge Leute haben sie gewollt.«

»Weil sie ihnen helfen kann, mit der Regierung ins Geschäft zu kommen?«

»Bundesbehörden sind wie alle anderen. Verträge mit ihnen bauen auf Beziehungen und Vertrauen auf. Cassandra als Teil unseres Angebots hätte uns immens geholfen.«

»Und Tuck war bei ihr. Meinen Sie nicht nur professionell?«

»Sie ist eine sehr attraktive Frau. Sehr klug. Blond, leicht gebräunt ... Und sie liebt Miniröcke«, fügte Hilal in verlegenem Tonfall hinzu. »Sie und Tuck sind bestens miteinander ausgekommen. Cassandras Expertise lag weniger auf der technischen Seite als im Verkauf. Sie kann so ziemlich alles verkaufen.«

Sean beugte sich vor. »Hatte Tuck eine Affäre mit dieser Frau?«

»Wenn Sie mich fragen, ob ich es beweisen kann ... nein. Es waren mehr die kleinen Dinge. Zum Beispiel, dass er so oft zu ihr gefahren ist, und was ich so gehört habe ...«

»Nichts Konkretes also?«, hakte Michelle nach.

»Vor ungefähr einem Monat kam eine Kreditkartenabrechnung. Ich bin hier so etwas wie der inoffizielle Buchhalter. Ich überprüfe die Rechnungen und unterschreibe die Schecks.«

»Was waren das für Rechnungen?«

»Tucks Ausgaben waren irgendwie ... seltsam.«

»Sie meinen Blumen, Süßigkeiten oder Unterwäsche für sexy Cassandra?«, fragte Michelle.

»Nein, Sie missverstehen mich. Das Seltsame war nicht, was er mit der Kreditkarte bezahlt hatte, sondern was er *nicht* damit bezahlt hatte.«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen«, sagte Sean.

»Zum Beispiel hat er für das Hotelzimmer nicht mit der Firmenkarte bezahlt.«

»Vielleicht hat er eine andere Kreditkarte benutzt«, meinte Michelle.

»Er benutzt immer die Firmenkarte. Wenn es um Regierungsaufträge geht, muss man über seine Ausgaben peinlich genau Buch führen. Wir benutzen diese Karte nur für die Firma. Außerdem werden Tuck seine Bonuspunkte auf diese Karte gutgeschrieben. Die verwendet er für Flüge, Upgrades und so weiter. Das tun wir alle.« Hilal holte kurz Luft. »Und er wohnt immer im selben Hotel da unten. Es ist ein nettes Hotel, nicht zu teuer. Diesmal aber war er drei Nächte weg, und es gab keine Hotelrechnung.«

»Und Cassandra hat ein Haus da unten?«

»Eine Eigentumswohnung direkt am Wasser. Wie ich hörte, ist sie todschick.«

»Und es gibt niemand anders, bei dem Tuck hätte wohnen können?«

»Er kannte dort sonst niemanden. Wir haben das Büro in Jacksonville nur eröffnet, weil Cassandra dort wohnt. Sie wollte nicht hierher ziehen, zumal sie die Wohnung aus irgendeinem Grund wohl nicht vermieten kann. Außerdem gibt es dort viel Militär und Rüstungsunternehmen, bei denen wir ebenfalls nach Aufträgen hätten Ausschau halten können. Deshalb machte es Sinn, dort unsere Visitenkarte zu hinterlassen.«

Sean lehnte sich auf seinem Stuhl zurück.

»Was haben Sie wirklich gedacht, als Sie hörten, was mit Tucks Familie passiert ist?«, fragte er.

»Seien Sie ehrlich.«

Hilal stieß einen tiefen Seufzer aus. »Es ist kein Geheimnis, dass er und Pam sich nicht mehr allzu nahestanden. Er hatte sein Geschäft, und sie hütete zu Hause Herd und Kinder. Aber seine Frau zu ermorden und seine eigene Tochter zu entführen? Tuck ist kein Heiliger, aber das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.«

»Glauben Sie, Pam hat vermutet oder vielleicht sogar gewusst, was los war?«

»Keine Ahnung. So viel hatte ich nicht mit ihr zu tun.«

»Wenn er seine Ehe beenden wollte, hätte es einfachere Mittel und Wege gegeben«, bemerkte Michelle.

»Stimmt«, sagte Sam. »Eine Scheidung, zum Beispiel.«

Hilal trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Das wäre problematisch gewesen.«

»Wieso?«

»Wie gesagt, wir haben Cassandra vor sechs Monaten eingestellt. Vorher hatte sie für das Heimatschutzministerium gearbeitet, in der Vertragsabteilung. Und genau von dieser Stelle wollen wir jetzt den Vertrag haben. Das habe ich mit ›gute Kontakte‹ gemeint.«

»Hätte Tuck versucht, sich von Pam scheiden zu lassen, wäre die Affäre vermutlich öffentlich geworden.«

»In der Welt der Regierungsaufträge muss man sogar den *Anschein* eines Interessenkonflikts vermeiden. Wir sind nur Subunternehmer. Hätte der Hauptvertragsnehmer herausgefunden, dass

einer von uns eine Affäre mit einer ehemaligen Mitarbeiterin eines Ministeriums hat, wäre das ein großes Problem gewesen - vielleicht nicht groß genug, um die Beziehung unter normalen Umständen zu beenden, aber das sind keine normalen Umstände.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Sean.

»Tuck ist der Schwager des Präsidenten. Da darf auch nicht der Hauch des Verdachts auf Vetternwirtschaft aufkommen. Und sollte das Ministerium auch nur auf die Idee kommen, dass etwas zwischen Cassandra und Tuck gelaufen sein könnte, *bevor* sie das Amt verlassen hat, würden sie alle alten Verträge noch einmal überprüfen. So etwas kann sehr schnell verflixt kompliziert werden. Dabei ist es so schon schwer genug, diese Typen vom eigenen Können zu überzeugen. Unsere Konkurrenten würden selbst den kleinsten Fehler gnadenlos ausnutzen.«

»Ihnen ist klar, dass Sie gerade ein stichhaltiges Motiv für Tuck konstruiert haben, oder?«, fragte Sean.

»Ich kann trotzdem nicht glauben, dass er seiner Familie etwas antun würde.«

Sean warf Michelle einen unauffälligen Blick zu, den sie sofort richtig interpretierte.

»Mr. Hilal«, sagte sie, »wir hätten da noch ein paar weitere Fragen. Könnte ich einen Kaffee haben? Sie könnten vermutlich selbst eine Tasse vertragen.«

Hilal stand auf. »Da haben Sie recht.« Er schaute zu Sean. »Möchten Sie auch eine?«

»Nein, aber wenn Sie mir den Weg zur Herrentoilette zeigen würden.«

Hilal führte die beiden den Flur hinunter und dirigierte Sean zur Toilette, während er und Michelle ins Pausenzimmer gingen.

Doch statt die Toilette aufzusuchen, machte Sean auf dem Absatz kehrt und schlüpfte in das Büro zwei Türen hinter Hilals, an dem sie bei ihrer Ankunft vorbeigekommen waren. Es war Tuck Duttons Reich, wie an dem Schild neben der Tür unschwer zu erkennen war.

Der Raum war groß und vollgepackt. Offensichtlich arbeitete hier jemand an mehreren Dingen zugleich. Sean verschwendete keine Zeit, ging direkt zum Computer und holte einen USB-Stick aus der Tasche. Darauf befand sich ein Programm, mit dem Strafverfolgungsbehörden

Beweismaterial von einem Rechner ziehen konnten, ohne ihn abzuschalten und zu beschlagnahmen. Sean hatte das Programm einem Kumpel beim FBI abgeschwatzt.

Er steckte den Stick in den Port der Tastatur, machte ein paar Mausklicks, und das Programm auf dem USB-Stick wurde auf den Computer geladen. Der Passwortknacker brauchte ein wenig Zeit; deshalb entschied Sean sich für eine Abkürzung.

Er tippte den Namen »Cassandra« ein. Nichts. Er versuchte es mit »Cassandra1«.

Die digitalen Tore öffneten sich. Nach wenigen Befehlen wurden Tucks Daten auf den Stick übertragen.

19.

Als der junge Agent des Secret Service die Post nach oben brachte, erregte ein Päckchen seine Aufmerksamkeit. Es hatte keinen Absender, und die Adresse war in Blockbuchstaben geschrieben. Der junge Agent gab diese Information an seine Vorgesetzten weiter, und binnen dreißig

Minuten rumpelte der Van des Bombenentschärfungskommandos über die Straße.

Die Bombenexperten wirkten ihre Magie, und glücklicherweise löste die Gegend sich nicht in einem Atompilz auf. Trotzdem war der Inhalt des Päckchens ungewöhnlich.

Es enthielt eine kleine Schüssel mit den Resten von Müsli und Milch.

An einem Löffel klebten die gleichen Überreste.

Dazu befand sich ein Umschlag mit einem maschinengeschriebenen Brief in dem Päckchen.

Nachdem die Spezialisten festgestellt hatten, dass weder Kästchen, Umschlag oder Brief verwertbare Spuren enthielten, richteten die Agenten ihre Aufmerksamkeit auf den Brief.

Überprüfen Sie die Fingerabdrücke auf Schüssel und Löffel. Sie werden feststellen, dass sie Willa Dutton gehören. Wir haben sie. Sie ist in Sicherheit. Wir werden bald Verbindung zu Ihnen aufnehmen.

Das Päckchen war im Haus von Pam Duttons Schwester in Bethesda eingegangen, wo John und Colleen Dutton unter dem Schutz des Secret Service untergebracht waren.

Als man die Fingerabdrücke mit denen verglich, die man in Willas Schlafzimmer genommen hatte, stellte man eine Übereinstimmung fest.

Sofort kontaktierte der Secret Service die Post, um den Herkunftsort des Päckchens festzustellen. Der Angelegenheit wurde höchste Priorität eingeräumt. Allerdings kamen sie nicht weiter als bis nach Dalton, eine Kleinstadt im Norden Georgias.

Später an diesem Nachmittag kontaktierte man Sean und Michelle und bat sie, ins Finanzministerium zu kommen, das sich östlich vom Weißen Haus befand. Sie wurden in den Untergrund des Gebäudes eskortiert, wo sie einen langen Tunnel betraten, der genau nach Westen verlief und das Ministerium mit dem Weißen Haus verband. Sean war schon einmal hier gewesen, als er noch im Weißen Haus gearbeitet hatte; für Michelle war es das erste Mal. Als sie durch den langen Gang mit den geschlossenen Türen gingen, flüsterte Sean Michelle zu: »Ich könnte dir Geschichten erzählen, was so alles hinter diesen Türen passiert ist ...«

»Hat man eine Tür gesehen, kennt man sie alle«, gab Michelle leise zurück.

Die First Lady empfing sie in ihrem Büro im East Wing. Sie trug eine schwarze Hose und einen blassblauen Sweater; unter dem Schreibtisch lagen ihre schwarzen Pumps. Sie sah müder aus als bei ihrem letzten Zusammentreffen.

Sean war überrascht, dass Aaron Betack im Hintergrund stand. Nein, *kauern* war wohl das treffendere Wort, überlegte Sean. Der Mann sah nicht so aus, als wollte er hier sein. Doch was die First Lady wollte, bekam sie zumeist auch.

»In Zeiten wie diesen bereue ich's, das Rauchen aufgeben zu haben«, sagte Jane und winkte die beiden Privatdetektive zu Stühlen ihr gegenüber.

»Waren Sie nicht gerade erst bei einer Wahlkampfveranstaltung in Connecticut?«, fragte Sean.

Jane nickte gedankenverloren. »Nachdem man mir von dem Päckchen erzählt hatte, bin ich früher zurückgekommen. Ich habe Agent Betack hergeben, damit er Ihnen im Namen des Secret Service sämtliche Fragen beantworten kann, falls Sie welche haben.«

Sean und Michelle schauten zu Betack, der nicht im Mindesten interessiert zu sein schien, ihnen auch nur die Uhrzeit zu sagen. Doch er nickte und versuchte sich an einem Lächeln. Dabei sah er jedoch eher so aus, als leide er an Verstopfung.

Jane sagte: »Ich habe gehört, das FBI war nicht sonderlich kooperativ. Ich gehe davon aus, dass das inzwischen geregelt ist, und dass es seitens anderer Behörden keinerlei Schwierigkeiten gibt.«

Neben dem FBI war noch eine weitere Behörde in den Fall involviert, und deren Repräsentant stand direkt hinter ihr. Bei jedem Wort wurde er roter.

Sean beeilte sich zu versichern: »Doch, doch, alle waren sehr kooperativ. Besonders der Secret Service. Die letzte Zeit war stressig für uns alle, aber sie waren immer für uns da.«

»Hervorragend«, sagte Jane.

Betack starrte Sean einen langen Augenblick an und nickte dann knapp - ein stummer Dank für die kleine Lüge.

Jane Cox setzte sich an ihren Schreibtisch und nahm sich ein paar Minuten Zeit zu erklären, was

passiert war. Betack wiederum berichtete technische Details zu Lieferung und Inhalt des Päckchens.

Schließlich sagte Michelle: »Also wird sie tatsächlich von irgendjemandem festgehalten. Sie sagen, sie sei in Sicherheit, und sie würden uns später kontaktieren.«

»Wir wissen nicht, ob sie wirklich sicher ist«, erwiderte Jane gereizt. »Sie könnte genauso gut tot sein.«

»Es ist sehr beunruhigend, dass sie genau wussten, wohin sie das Päckchen schicken mussten«, bemerkte Sean.

Betack nickte. »Wir nehmen an, dass die Täter eingehende Nachforschungen über die Familie angestellt haben. Deshalb wussten sie wohl auch, dass die Tante in der Nähe wohnt. Aber selbst wenn die Kinder dort nicht untergebracht wären, hätte das Päckchen uns erreicht.«

»Oder die Kidnapper verfügen über Insiderwissen«, sagte Sean und schaute Betack scharf an. »Damit will ich nicht sagen, dass diese Informationen vom Secret Service kommen. Lecks könnte es auch anderswo geben.«

»Da haben Sie recht«, bestätigte Betack. »Wir ermitteln bereits in diese Richtung.«

»Und was machen wir jetzt?«, wollte Jane wissen.

»Konnten Sie feststellen, wo das Päckchen aufgegeben worden ist?«, fragte Sean.

»In Dalton, Georgia«, antwortete Jane. »Jedenfalls hat der FBI-Direktor mir das gesagt.«

Betack bestätigte es mit einem Nicken.

»Okay«, sagte Sean, »das ist ja schon mal was. In jedem Postzentrum werden nur die Sendungen in einem bestimmten Umkreis bearbeitet. Das engt die Suche ein. Man braucht zwar jede Menge Leute dafür, aber so ein Gebiet kann man abdecken.«

»Das FBI ist bereits dabei«, sagte Betack.

»Aber wenn ich der Entführer wäre«, warf Michelle ein, »wüsste ich das und würde ein solches Päckchen entsprechend weit von Tennessee oder Alabama entfernt aufgeben.«

»Das macht die Suche zwar schwer, aber nicht unmöglich«, bemerkte Betack. »Außerdem ist es eine der wenigen Spuren, die wir überhaupt haben.«

Sean schaute zu Jane. Sie starrte auf das Foto in ihren Händen. Dann drehte sie es um, sodass alle es sehen konnten. Es zeigte Willa auf einem Pferd.

»Das war kurz nach ihrem sechsten Geburtstag. Sie hatte sich ein Pony gewünscht, wie vermutlich alle kleinen Mädchen. Da war damals noch im Senat. Wir haben sie auf eine kleine Farm nicht weit von Purceville in Virginia mitgenommen. Sie ist sofort auf das Tier geklettert, und wir hätten sie fast nicht mehr herunterbekommen. Die meisten Kinder hätten eine Heidenangst gehabt.«

Langsam legte sie das Foto beiseite.

»Sie ist ein tapferes Mädchen«, sagte Sean leise.

»Ja, sie ist tapfer und klug«, erwiderte Jane, »aber sie ist immer noch ein kleines Mädchen.«

»Hat das FBI irgendeine Idee, was das Motiv betrifft?«, fragte Michelle.

»Soviel ich weiß, nein.«

Sie schaute zu Betack, der nur den Kopf schüttelte.

»Wir haben mit Tuck gesprochen und waren in seinem Büro.«

»Und? Haben Sie etwas gefunden?«

Sean ruckte verlegen auf seinem Stuhl und schaute dann nervös zu Betack. »Das ist jetzt vielleicht ein bisschen zu persönlich.«

Betack drehte sich zur First Lady um. »Ich kann ruhig gehen, Mrs. Cox.«

Jane dachte kurz nach. »Also schön«, sagte sie schließlich. »Danke, Agent Betack. Der Präsident und ich möchten sofort über jede neue Entwicklung informiert werden.«

Nachdem Betack gegangen war, fragte sie: »Was meinst du mit persönlich, Sean?« Nun, da sie alleine waren, wechselte Jane Cox zum »Du«. Leute wie Betack mussten nicht wissen, wie nahe Jane und Sean sich standen.

»Hat Pam dir je von Problemen in ihrer Ehe erzählt?«

»Warum willst du das wissen?«, fragte Jane.

»Ich will nur jede Möglichkeit in Betracht ziehen«, erklärte Sean. »Also, war da was?«

Jane lehnte sich zurück und legte die Finger zusammen, wobei sie bedächtig nickte. »Es war während der Party in Camp David. Wir haben darüber gesprochen, dass Tuck nicht da war.

Dass er geschäftlich unterwegs war. Es war eigentlich nichts, aber ...«

»Aber was?«

»Ich hatte den Eindruck, sie wollte mir etwas sagen, aber das hat sie nicht. Ich habe eine beiläufige Bemerkung gemacht von wegen, Tuck sei nun mal Tuck, und dass er am nächsten Tag wieder da sein würde.« Sie schaute zwischen Sean und Michelle hindurch. »Was ist denn?«, fragte sie.

Die beiden hatten sich vorgebeugt. »Tuck hätte erst am Tag *nach* der Entführung zurückkommen sollen?«, fragte Sean.

Jane sah ihn verunsichert an. »Ja. Ich glaube zumindest, dass sie das gesagt hat. Aber dann war er da, als es passierte.« Jane beugte sich ebenfalls vor. »Was ist los?«

Sean schaute zu Michelle. »Tuck könnte eine Affäre haben.«

Jane stand auf. »Was?«

»Hast du nichts davon gewusst?«

»Natürlich nicht, denn es stimmt nicht. Mein Bruder würde so etwas niemals tun. Was hast du für Beweise?«

»Genug, um eine weitere Untersuchung zu rechtfertigen.«

Jane setzte sich wieder. »Das ... Das ist unglaublich.« Sie hob den Blick. »Wenn ihr glaubt, dass er eine Affäre gehabt hat, wollt ihr damit doch wohl nicht sagen, dass ...«

»Die Frage kann ich nicht beantworten, Jane. Jedenfalls jetzt noch nicht. Wir sind erst seit Kurzem an diesem Fall und tun, was wir können.«

»Das Wichtigste ist, Willa gesund nach Hause zu bringen«, fügte Michelle hinzu.

»Natürlich.« Jane legte zitternd die Hand auf die Stirn. »Deshalb habe ich euch ja um Hilfe gebeten.«

Sean fiel es nicht schwer, ihre Gedanken zu lesen. »Wenn man eine Ermittlung aufnimmt, weiß man nie, wohin sie führt. Manchmal schmerzt die Wahrheit, Jane. Bist du darauf vorbereitet?«

Die First Lady blickte ihn kalt an.

»An diesem Punkt meines Lebens kann mich nichts mehr überraschen«, sagte sie. »Seht zu, dass ihr Willa findet. Was dann passiert, werden wir sehen.«

Alle drei drehten sich um, als sich plötzlich die Tür öffnete. Sean und Michelle sprangen instinktiv auf, als Präsident Cox den Raum betrat, begleitet von zwei Agenten des Secret Service. Er lächelte und streckte die Hand aus.

Cox war ungefähr so groß wie Michelle und damit fast einen Kopf kleiner als Sean, aber er hatte breite Schultern, und auch mit fünfzig Jahren wirkte sein Gesicht noch jugendlich. Das war bemerkenswert, besonders wenn man bedachte, wie viele Jahre er schon unter den Augen der Welt verbracht hatte.

Sean und Michelle schüttelten dem Präsidenten die Hand.

»Ich bin überrascht, dich zu sehen«, sagte Jane.

»Ich habe meine restlichen Termine für heute abgesagt«, erklärte Cox. »Meinen Leuten hat das zwar nicht gefallen, aber es hat auch seine Vorteile, Präsident zu sein. Und wenn man in den Umfragen mit fünfundzwanzig Punkten vorne liegt und dein Gegner mehr mit dir übereinstimmt, als dass er dir widerspricht, ist dann und wann ein freier Tag drin. Selbst wenn ich im

Rennen hinten liegen würde, käme Willa an erster Stelle.«

Jane lächelte ihn dankbar an. »Ich weiß, dass du es immer so gesehen hast.«

Cox ging zu seiner Frau, hauchte ihr einen Kuss auf die Wange und rieb ihr die Schulter, bevor er sich zu den beiden Agenten umdrehte. Kaum merklich zuckte sein Blick zur Tür, und Augenblicke später waren die beiden Männer verschwunden.

Cox sagte: »Jane hat mir gesagt, was Sie beide tun. Ich freue mich, dass Sie uns Ihre Erfahrung zur Verfügung stellen. Wir müssen alles tun, um Willa gesund zurückzubekommen.«

»Natürlich, Mr. President«, erwiderte Sean impulsiv.

Cox setzte sich auf die Schreibtischkante und bedeutete den beiden Privatdetektiven, wieder Platz zu nehmen. »Man hat mich auf dem Flug über dieses Päckchen informiert. Ich bete, dass etwas Gutes dabei herauskommt.« Er hielt kurz inne. »Die Politik darf sich nicht in diese Sache einmischen. Ich werde tun, was ich kann, um das zu verhindern. Allerdings hat die Opposition im Kongress das Sagen, deshalb habe ich keine ab-

solute Macht in dieser Sache.« Er schaute zu seiner Frau und lächelte zärtlich. »Tatsächlich habe ich die nicht mal in meinem eigenen Haus, was aber nicht weiter schlimm ist, denn meine bessere Hälfte ist klüger, als ich es je sein werde.« Sein Lächeln schmolz dahin. »Offiziell leitet das FBI die Untersuchung. Einige meiner Berater sind der Meinung, ich dürfe in dieser Angelegenheit nicht anders vorgehen wie in ähnlichen Fällen, um nicht den Eindruck von Vetternwirtschaft zu erwecken; dennoch habe ich FBI-Direktor Munson gesagt, der Fall habe oberste Priorität. Um den politischen Fallout kann ich mich später noch kümmern. Meine Frau vertraut Ihnen in dieser Sache, also vertraue ich Ihnen ebenfalls. Trotzdem ... Auch wenn Sie weiterhin Zugang zu den Ermittlungsergebnissen haben werden, sollten Sie nicht vergessen, dass Sie lediglich private Berater sind. Das FBI führt Regie bei dieser Show.«

»Gewiss, Mr. President.«

»Sie waren sehr kooperativ«, fügte Michelle hinzu.

»Gut. Haben Sie schon Fortschritte gemacht?«

Sean warf einen kurzen Blick zu Jane Cox. Keine Regung zeigte sich auf ihrem Gesicht, doch Sean konnte ihre Gedanken lesen. »Die Ermittlungen haben gerade erst begonnen, Sir, aber wir arbeiten so schnell wir können. Offenbar bedeutet dieses Päckchen so etwas wie einen Durchbruch. Wie Sie gesagt haben: Hoffentlich führt es uns weiter. Aber das ist oft der Fall. Die bösen Jungs kommunizieren und verplappern sich dabei häufig.«

»Also gut.« Cox stand auf, und Sean und Michelle taten es ihm nach.

»Wir reden später, Liebling«, sagte der Präsident.

Wenige Augenblicke darauf war er verschwunden, ohne Zweifel wieder inmitten seiner stummen Wachen.

Außerhalb des Weißen Hauses galten für das unmittelbare Umfeld des Präsidenten die allerstrengsten Sicherheitsmaßnahmen. Einige Agenten bezeichneten diesen Raum in Anlehnung an American Football als »Red Zone«, wo die Verteidigung um jeden Preis verhindern musste, dass der Gegner einen Punkt machte. Das bedeutete eine Verteidigungsschicht nach der anderen, wie

bei einer Zwiebel. Ein potenzieller Angreifer musste sie förmlich schälen, um bis ins Innere vorzudringen. Die Red Zone war dabei die letzte Mauer, die es zu überwinden galt. Dahinter wartete dann der politische Führer der Freien Welt in Fleisch und Blut. Nur die besten Agenten dienten in der Red Zone. Sie waren wie Brillanten angeordnet - ein verdammt harter Brillant. Jeder einzelne dieser Agenten würde instinktiv bis zum Tod kämpfen, um den Präsidenten zu beschützen, oder sich gar einer Kugel in den Weg werfen. Das war die eine Schicht, die nie durchbrochen werden durfte, denn sie war die letzte.

Selbst im Weißen Haus war der Secret Service nie weiter als ein paar Schritte vom Präsidenten entfernt, mit einer Ausnahme: in der Privatwohnung der First Lady. Der Secret Service durfte nie davon ausgehen, seine Feinde zu kennen, oder dass Freunde wirklich Freunde waren.

Ein paar Minuten später befanden Sean und Michelle sich wieder im Tunnel zum Finanzministerium. Ein Marine in großer Dienstuniform ging ihnen voraus.

»Ich wollte den Präsidenten schon immer kennenlernen«, sagte Michelle zu Sean. »Er ist ein beeindruckender Mann, aber ...«

Michelle senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Aber du wirst ihn immer in diesem Wagen mit der Frau sehen.«

Sean verzog das Gesicht, erwiderte aber nichts.

»Warum hast du Jane nicht nach den zwei Kaiserschnitten und den drei Kindern gefragt?«

»Weil mein Bauch mir gesagt hat, ich soll das lieber lassen ... und im Augenblick macht mein Bauch mir eine Heidenangst.«

20.

Sean gähnte, lehnte sich zurück, trank seinen Kaffee aus und stand auf, um sich noch eine Tasse zu holen, während Michelle konzentriert auf den Computerbildschirm blickte. Sie befanden sich in Michelles Apartment nicht weit von der Fairfax Corner. Während draußen Kunden in das beliebte Einkaufszentrum strömten, kauerten die beiden Privatdetektive in Michelles Wohnung

und starrten auf die Flüssigkristallanzeige des Mac. Es hatte lange gedauert, Tuck Duttons Computerdateien durchzugehen, doch ein paar nützliche Informationen waren dabei herausgekommen.

Der Mann hätte eigentlich erst am Morgen *nach* der Entführung nach Hause kommen sollen. Cassandra Mallorys Handynummer stand auf seiner Kontaktliste. Sean hatte sie angerufen. Die Frau hatte sich gemeldet, und Sean hatte sofort wieder aufgehört. Ihre Adresse stand ebenfalls in Tucks Dateien.

»Wir werden ihr vielleicht einen Besuch abstatten müssen«, bemerkte Michelle.

»Falls sie denn noch da ist.« Sean stellte Michelle eine frische Tasse Kaffee hin.

»Glaubst du, sie steckt mit drin?«

»Schwer zu sagen. Ich habe keine Zweifel, dass die beiden was am Laufen hatten. Man benutzt den Namen einer Mitarbeiterin nicht als Passwort für den eigenen Computer. Aber ob sie davon wusste, oder ob Tuck wirklich etwas damit zu tun hatte ...« Sean zuckte mit den Schultern.

Michelle schaute ihn verwirrt an. »Ich dachte, es gäbe keinen Zweifel, dass Tuck in die Sache verwickelt ist. Falls nicht, war es ein unglaublicher Zufall, oder?«

»Aber wir haben einen raschen Blick auf sein Konto geworfen. Es gibt keine Transaktion, die sich nicht erklären ließe. Haben die Täter das etwa umsonst getan?«

»Vielleicht hat er ja weitere Konten. Der Kerl lebt von Regierungsaufträgen. Willst du mir etwa sagen, solche Leute hätten nicht irgendwelche Nebenkonten?«

»Aber wenn er beschlossen hat, doch früher nach Hause zu fahren, war das offenbar eine spontane Entscheidung. Ich habe bei der Airline nachgefragt. Die Umbuchung geschah auf den letzten Drücker.«

»Wir haben ja schon mal darüber gesprochen. Er könnte es sich noch einmal überlegt und sich gesagt haben, dass es zur Tarnung besser ist, zu Hause zu sein.«

Sean blickte aus dem Fenster. »Ich habe das Gefühl, wir drehen uns im Kreis. Vielleicht findet sich von den Spuren unter Pams Fingernägeln ja irgendetwas in einer Datenbank.«

»Moment mal«, sagte Michelle aufgeregt.
»Was, wenn das Lösegeld die Bezahlung ist? So könnte Tuck das Geld flüssigmachen, und das FBI hätte keine Spur, der es folgen könnte.«

»Dann sind die Kerle sozusagen in Vorleistung gegangen? Ja, das Entführergeschäft ist kein Zuckerschlecken. Die Bezahlung ist immer problematisch. Selbst in Zeiten elektronischer Überweisungen gibt es immer Spuren, denen man folgen kann. Man bekommt sein Geld, und dann klopft das FBI an die Tür.« Sean atmete tief durch. »Und wir haben noch immer keine Ahnung, warum sie Pam Dutton das Blut abgenommen haben.«

»Wie gehen wir denn jetzt bei Tuck weiter vor?«

»Wir fragen ihn noch ein bisschen aus, legen unsere Karten aber nicht offen.«

»Sein Kumpel Hilal könnte uns diese Sorge abnehmen. Ich meine, vielleicht gibt er Tuck einen Tipp.«

»Das glaube ich nicht. Hilals Hauptsorge gilt dem Regierungsauftrag. Und er will sich nicht in die Sache reinziehen lassen, falls Tuck wirklich

schuldig sein sollte. Ich glaube, er wird sich so weit wie möglich raushalten.«

»Sag mal«, wechselte Michelle das Thema, »wenn Pam nicht Willas Mutter ist, wer dann?«

»Das spielt vielleicht gar keine Rolle.«

»Aber du hast doch gesagt, du hältst Willa für das adoptierte Kind.«

»Willa ist zwölf. Wenn eine mögliche Adoption etwas damit zu tun hat, dann hat jemand verdammt lange gewartet.«

»Haben sie in deinem Beisein jemals angedeutet, Willa könnte adoptiert sein?«

»Nie. Ich bin immer davon ausgegangen, dass alle drei ihre leiblichen Kinder sind.«

»Was ist mit Jane Cox?«

»Was soll mit ihr sein?«

»Sie weiß von deinem Verdacht. Was, wenn sie ihrem Bruder davon erzählt?«

Bevor Sean darauf antworten konnte, klingelte Michelles Telefon.

»Hallo?«

»Oh, hallo, Bill. Ich ... was?« Michelle wurde kreidebleich. »O Gott! Wann?«

Michelle hörte zu. Ihr Atem ging immer schneller. »Okay, okay. Ich nehme den nächsten Flug.« Sie legte auf.

»Was ist los?«, fragte Sean besorgt.

»Meine Mutter ist tot.«

21.

Das Fahrwerk der Cessna setzte auf der gepressten Erde mit der Grasnarbe auf. Sam Quarry ließ die Maschine über die improvisierte Landebahn rollen, lenkte mit den Pedalen und drehte das Flugzeug geschickt herum. Schließlich stieg er aus und warf sich den Rucksack über die Schulter. Nachdem er Keile unter die Räder geschoben hatte, öffnete er die Außentür der alten Mine. Dann stapfte er im Licht seiner Taschenlampe und vereinzelter Glühbirnen den Tunnel hinunter.

Ein paar Minuten später traf er sich mit Carlos und Daryl.

»Habt ihr euch um Kurts Leiche gekümmert?«, fragte er.

Daryl senkte den Blick, doch Carlos antwortete: »Wir haben ihn im Südschacht begraben und ein Gebet für ihn gesprochen. Es war alles sehr pietätvoll.«

»Gut.« Quarry schaute zu seinem Sohn. »Hast du irgendwas daraus gelernt, Junge?«

Daryl nickte steif. »Verliere nie die Kontrolle.«

Quarry schlug seinem Sohn auf den Rücken und grub dann die starken Finger in die Haut des jungen Mannes. »Wenn du noch mal die Beherrschung zu verlieren drohst, denk an den Preis, den Kurt bezahlt hat. Vergiss das nie. Niemals. Denn ich hätte genauso gut Kurt davonkommen lassen können. Dann hätten er und Carlos das Vaterunser über *deinem* Loch im Dreck gesprochen. Hast du verstanden?«

»Ja, Daddy.«

»Ein kleines Stück von mir ist mit ihm gestorben«, sagte Quarry. »Vielleicht sogar mehr als nur ein kleines Stück. Durch diese Tat habe ich mich selbst zur Hölle verdammt. Vergiss auch das nicht.«

»Ich dachte, du glaubst nicht an Gott«, sagte Daryl leise, während Carlos zuschaute und seinen Christophorus-Anhänger befragte.

»Vielleicht glaube ich nicht an Gott, aber an den Teufel.«

»Ja, Daddy.«

»Ich erwarte, dass die Regeln befolgt werden, die ich aufstelle. Nur so läuft der Laden. Klar?«

»Jawohl, Sir«, sagte Carlos, der aufhörte, an seinem Medaillon herumzufingern und es wieder unter seinem Hemd verschwinden ließ.

Quarry verließ die Männer und ging weiter. Eine Minute später saß er Willa gegenüber, die eine Cordhose und ein Wollhemd trug, beides von Quarry zur Verfügung gestellt.

»Hast du alles, was du brauchst?«, erkundigte er sich.

»Ich hätte gerne ein paar Bücher«, sagte Willa. »Es gibt hier nichts zu tun, darum würde ich gerne lesen.«

Quarry lächelte und öffnete seinen Rucksack. »Das dachte ich mir schon.« Er nahm fünf Bücher heraus und reichte sie dem Mädchen. Willa musterte sie eingehend.

»Magst du Jane Austen?«, fragte Quarry.

Willa nickte. »Sie ist zwar nicht meine Lieblingsautorin, aber bis jetzt habe ich auch nur *Stolz und Vorurteil* gelesen.«

»Das war das Lieblingsbuch meiner Tochter.«

»War?«

Quarry versteifte sich ein wenig. »Sie liest nicht mehr.«

»Ist sie tot?«, fragte Willa mit der entwaffnenden Offenheit der Jugend.

»Einige nennen es so.« Quarry deutete auf die anderen Bücher. »Ich weiß, dass du sehr klug bist. Also habe ich auf den ganzen Müll verzichtet. Du bist vermutlich darüber hinaus. Aber lass mich wissen, ob dir die Bücher gefallen oder nicht. Ich habe noch jede Menge.«

Willi schaute sich die Bücher an. »Kann ich auch Papier und Stift haben? Ich schreibe gerne. Und es würde mich ablenken.«

»Klar.«

»Haben Sie mit meinen Eltern gesprochen? Sie haben gesagt, Sie würden mit ihnen reden.«

»Ich habe ihnen eine Nachricht geschickt, dass es dir gut geht.«

»Werden Sie mich umbringen?«

Quarry zuckte zusammen, als hätte Willa ihn geschlagen, und irgendwie war es auch so. Es dauerte eine Weile, bis er seine Sprache wiedergefunden hatte. »Wie kommst du denn auf die Idee?«

»Manchmal geben Entführer ihr Opfer nicht mehr frei. Sie bringen es um.« Willa hielt den Blick ihrer großen Augen fest auf Quarry gerichtet. Offensichtlich hatte sie nicht die Absicht, das Thema einfach auf sich beruhen zu lassen.

Quarry rieb sich mit der schwieligen Hand übers Kinn. Dann schaute er sie an, als sähe er sie zum ersten Mal. Es war die gleiche Hand, die Kurts Leben beendet hatte, also hatte das Mädchen vielleicht gar nicht mal so unrecht. *Ich bin ein Mörder.*

»Ja«, erwiderte Quarry schließlich, »ich verstehe, wie du auf diesen Gedanken kommst. Aber wenn ich vorhätte, dich umzubringen, könnte ich einfach lügen. Was also kümmert es dich?«

Willa war auf dieses kleine Logikduell vorbereitet. »Aber wenn Sie mir sagen, dass Sie mich töten *wollen*, ist es vermutlich die Wahrheit. Warum sollten Sie lügen?«

»Verdammt, manche Leute sind einfach klüger als ihnen guttut.«

Willas Unterlippe zitterte leicht, als sie sich von Einstein wieder in den verängstigten Teenager zurückverwandelte, der sie war. »Ich will nach Hause. Ich will meine Eltern sehen, und meinen Bruder, meine Schwester. Ich hab nichts falsch gemacht.« Tränen traten ihr in die Augen. »Ich hab nichts falsch gemacht. Deshalb verstehe ich auch nicht, warum Sie das tun. Ich verstehe es einfach nicht!«

Quarry senkte den Blick. Er konnte nicht in diese großen, verweinten Augen voller Angst blicken. »Es geht hier nicht um dich, Willa. Es ist nur ... Nur so kann das funktionieren. Ich habe mir viele Möglichkeiten überlegt, und das hier ist die einzige Chance, die ich hatte, die einzigen Karten, die ich ausspielen konnte.«

»Worauf sind Sie denn so wütend? Wem wollen Sie es heimzahlen?«

Quarry stand auf. »Wenn du mehr Bücher haben willst, lass es mich wissen.«

Er floh aus dem Raum und ließ Willa mit ihren Tränen alleine. In seinem ganzen Leben hatte er sich noch nie so geschämt.

Ein paar Minuten später beäugte Quarry Diane Wohl, die ihm gegenüber auf den Fersen in einer Ecke ihrer »Zelle« hockte. Auch mit ihr hätte er Mitleid haben sollen, aber dem war nicht so. Willa war ein Kind. Sie hatte nie die Möglichkeit gehabt, eigene Entscheidungen zu treffen oder Fehler zu machen. Diese Frau hier hatte beides getan.

»Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«, fragte Wohl mit zitternder Stimme.

Quarry setzte sich an den kleinen Tisch in der Mitte des Raumes. Ein Teil von ihm war noch immer bei Willa; aber er sagte: »Bitte sehr.«

»Darf ich meine Mutter anrufen? Ich will sie nur wissen lassen, dass es mir gut geht.«

»Das geht leider nicht. Heutzutage kann man alles zurückverfolgen. Die Regierung hat ihre Augen sogar im All. Tut mir leid, aber so ist das nun mal.«

»Können Sie ihr wenigstens sagen, dass ich okay bin?«

»Kann ich machen. Geben Sie mir die Adresse.«

Quarry reichte Diane einen Stift und Papier. Diane legte die Stirn in Falten, als sie die Adresse

se niederschrieb und das Papier zurückgab. Dann fragte sie: »Warum haben Sie mir Blut abgenommen?«

»Ich brauchte es.«

»Wofür?«

Quarry schaute sich in dem kleinen Raum um. Es war zwar kein schickes Hotel, aber Quarry hatte schon an schlimmeren Orten gewohnt. Er hatte sich bemüht, der Frau alles zu bieten, was sie brauchte, um sich einigermaßen wohlfühlen.

Ich bin nicht böse, dachte Quarry. Wenn er sich das noch öfter sagte, würde er es irgendwann vielleicht sogar glauben.

»Darf ich Ihnen auch eine Frage stellen?«

Diane schien überrascht, nickte aber.

»Haben Sie Kinder?«

»Nein. Warum?«

»Nur so.«

Diane rückte näher an ihn heran. Wie Willa, so hatte auch sie sich umgezogen. Quarry hatte die Kleider mitgebracht, die Diane bei Talbot's gekauft hatte. Sie passten ausgezeichnet.

»Werden Sie mich gehen lassen?«, fragte sie.

»Das hängt davon ab.«

»Von was?«

»Wie es läuft. Ich kann Ihnen allerdings versichern, dass ich von Natur aus nicht gewalttätig bin. Aber ich kann nicht in die Zukunft blicken.«

Diane setzte sich Quarry gegenüber an den Tisch und verschränkte die Hände.

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was ich in meinem Leben getan haben könnte, das Sie zu dem hier hätte verleiten können. Ich kenne Sie ja nicht mal. Was habe ich getan, womit ich das hier verdient habe?«

»Ich wüsste da schon was«, sagte Quarry.

Diane hob den Blick. »Was denn? Sagen Sie es mir!«

»Denken Sie selbst darüber nach. Zeit genug haben Sie ja.«

22.

Es war früh am Morgen, als das kleine Flugzeug über die gräulichen Wolken hüpfte, die noch vom Gewitter übrig geblieben waren, das über die Smoky Mountains hinweggezogen war.

Später, als das Flugzeug zur Landung in Nashville ansetzte, machte Michelle das, was sie schon den ganzen Flug über getan hatte: Sie starrte auf ihre Hände.

Als die Flugzeugtür sich öffnete, sprang sie mit ihrer Tasche heraus, besorgte sich einen Mietwagen und war nur zwanzig Minuten nach der Landung auf der Straße. Allerdings trat sie das Gaspedal nicht wie üblich durch. Stattdessen fuhr sie mit beruhigenden fünfzig Meilen die Stunde. Michelle hatte es nicht eilig, zu dem zu kommen, was sie hier erwartete.

Ihrem Bruder Bill zufolge war ihre Mutter gut gelaunt aufgewacht, hatte eine Schüssel Müsli zum Frühstück gegessen und im Garten gearbeitet. Später hatte sie dann neun Löcher auf einem Golfplatz in der Nähe gespielt, war nach Hause zurückgekehrt, hatte geduscht, sich umgezogen, hatte eine Kasserolle für ihren Mann aufgewärmt und sich eine Fernsehshow angesehen, die sie früher am Tag aufgenommen hatte. Sie war gerade auf dem Weg zur Tür, um sich mit ein paar Freundinnen zum Dinner zu treffen, als sie in der Garage zusammengebrochen war. Frank Maxwell war im Bad gewesen. Kurz darauf war er in die Garage gegangen und hatte seine Frau auf

dem Boden gefunden. Offenbar, so glaubte er, war Sally schon tot gewesen, bevor sie auf dem Beton aufgeschlagen war. Sie waren nicht sicher, was genau Sally getötet hatte - ein Schlaganfall, ein Herzinfarkt, ein Blutgerinnsel -, aber sie lebte nicht mehr.

Während die Bäume zu beiden Seiten der Straße nur so vorbeihuschten, rasten Michelles Gedanken sogar noch schneller und bewegten sich von ihren frühesten Kindheitserinnerungen bis hin zu den letzten Treffen mit ihrer Mutter, die allerdings nicht sonderlich bemerkenswert gewesen waren.

Eine Stunde später hatte Michelle mit ihren vier Brüdern gesprochen, von denen zwei ziemlich nahe bei den Eltern lebten; einer, Bobby, wohnte sogar noch in derselben Stadt. Der vierte, Bill Maxwell, lebte in Florida. Er war gerade auf dem Weg zu einem Besuch bei seinen Eltern gewesen, als er nach knapp einer Stunde Fahrt die traurige Nachricht erhalten hatte. Michelle kam als Letzte. Die nächsten Stunden verbrachte sie mit ihrem Vater, der die meiste Zeit lethargisch vor sich hin starrte. Dann und wann erwachte er kurz aus der Schockstarre und kümmerte sich um die Beerdigungsvorbereitungen.

Frank Maxwell hatte den größten Teil seines Lebens bei der Polizei verbracht und seine Karriere als Polizeichef beendet. Er sah noch immer so aus, als könne er jederzeit aus einem Streifenwagen springen, einem Übeltäter hinterherrennen und ihn zu Fall bringen. Michelle hatte diese körperliche Stärke von ihrem Vater geerbt - wie auch ihre Gier nach Erfolg und die Unfähigkeit, sich lächelnd mit dem zweiten Platz zufriedenzugeben. Doch als Michelle ihren Vater nun aus der Ferne beobachtete, sah sie einen rasch alternden Mann, der gerade alles verloren und keine Ahnung hatte, was er nun mit dem Rest seines Lebens anfangen sollte.

Als Michelle es nicht mehr ertragen konnte, zog sie sich in den Hinterhof zurück, setzte sich auf eine alte Bank unter dem Apfelbaum, schloss die Augen und tat so, als würde ihre Mutter noch leben. Sie dachte an ihre Kindheit zurück, doch es fiel ihr schwer. Teile ihrer Jugend hatte sie einfach ausgelöscht - aus Gründen, die für ihren Psychiater offensichtlicher waren als für sie selbst.

Michelle rief Sean an, um ihn wissen zu lassen, dass sie gut angekommen war. Er sagte die angemessenen und üblichen Worte, war hilfsbe-

reit und sanft; doch nachdem Michelle aufgelegt hatte, fühlte sie sich schrecklich allein. Einer nach dem anderen kamen ihre Brüder auf den Hinterhof. Die Geschwister redeten und weinten miteinander. Michelle fiel auf, dass Bill, der größte und älteste - ein harter Cop in den Vorstädten von Miami, die man durchaus als Kriegsgebiet klassifizieren konnte -, am lautesten schluchzte.

So kam es, dass Michelle ihre älteren Brüder bemutterte, obwohl sie nicht gerade der mütterliche Typ war. Doch die leidende Gesellschaft ihrer männlichen Geschwister begann sie zu ersticken. Schließlich ließ sie ihre Brüder im Hof allein und ging zurück ins Haus. Ihr Vater war oben. Michelle hörte ihn mit jemandem telefonieren. Sie schaute zu der Tür, durch die man aus der Küche in die Garage kam. Sie war noch nicht dort drin gewesen, wollte nicht sehen, wo ihre Mutter gestorben war. Andererseits musste sie sich ihren Ängsten stellen.

Michelle drehte den Knauf, öffnete die Tür und starrte auf die drei ungestrichenen Holzstufen, die hinunter in die Doppelgarage führten. Ein Wagen stand dort unten. Es war der blass-

blaue Camry ihrer Eltern. Die Garage sah aus wie jede andere, mit einer Ausnahme.

Der Blutfleck auf dem Betonboden. Michelle trat näher heran.

Blut auf dem Betonboden?

War ihre Mutter die Stufen hinuntergefallen? Hatte sie sich den Kopf angeschlagen? Michelle betrachtete die Tür des Camry. Da war nichts zu sehen. Sie schätzte die Entfernung von den Stufen bis zum Wagen. Ihre Mutter war eine große Frau gewesen. Wäre sie nach vorne gefallen, hätte sie den Wagen getroffen. Zur Seite hätte sie nicht stürzen können; das machte ein hüfthohes Geländer unmöglich. Wäre das der Fall gewesen, wäre sie einfach auf den Stufen zusammengesackt. Nach einem Schlaganfall hätte sie natürlich auch nach vorne stolpern, vom Wagen abprallen und erst dann mit dem Kopf auf den Betonboden aufschlagen können. Das würde das Blut erklären.

Das *musste* das Blut erklären.

Michelle drehte sich um und hätte vor Schreck fast laut geschrien.

Ihr Vater stand hinter ihr.

Frank Maxwell war seinem Ausweis zufolge eins neunzig groß, obwohl Alter und Schwerkraft ihm inzwischen mehr als fünf Zentimeter geraubt hatten. Er besaß die straffe Muskulatur eines Mannes, der sein Leben lang körperlich aktiv gewesen war. Sein Blick huschte über das nervöse Gesicht seiner Tochter; vermutlich versuchte er, alles zu lesen, was es dort zu lesen gab. Dann schweifte sein Blick zu dem Fleck auf dem Boden. Er starrte darauf, als stünde dort eine kryptische Botschaft, die es zu entziffern galt.

»Sie hat unter Kopfschmerzen gelitten«, sagte er. »Ich habe ihr gesagt, sie soll zum Arzt gehen.«

Michelle nickte langsam. Das war eine seltsame Art, ein Gespräch zu eröffnen. »Sie könnte einen Schlaganfall gehabt haben.«

»Oder ein Aneurysma. Der Mann einer Nachbarin hat vor Kurzem eines gehabt. Es hätte ihn fast umgebracht.«

»Wenigstens hat sie keine Schmerzen gelitten«, sagte Michelle, auch wenn es ein wenig lahm klang.

»Ja, das glaube ich auch.«

»Du warst im Bad, nicht wahr? Bill hat es mir gesagt.«

Ihr Vater nickte. »Ich habe geduscht. Wenn ich mir vorstelle, dass sie hier gelegen hat, während ich ...«

Michelle legte ihm die Hand auf die Schulter. Es machte ihr Angst, ihren Vater so zu sehen. Er war drauf und dran, die Fassung zu verlieren. Ausgerechnet er - ein Mann, der stets beherrscht gewesen war.

»Du konntest nichts tun, Dad. So was passiert nun mal. Es ist falsch und ungerecht, aber es passiert.«

»Und gestern ist es mir passiert«, sagte ihr Vater.

Michelle nahm ihre Hand weg und schaute sich in der Garage um. Die Kindersachen waren schon lange aus dem Leben ihrer Eltern verschwunden. Weder Fahrräder noch Planschbecken oder Bälle störten sie in ihrem Ruhestand. Alles war sauber, beinahe steril, als wäre ihre gesamte Familiengeschichte einfach weggewischt worden. Michelles Blick wanderte wieder zu dem Blutfleck. »Sie wollte mit ein paar Freundinnen essen gehen, nicht wahr?«

Ihr Vater blinzelte. Einen Augenblick lang glaubte Michelle, er würde in Tränen ausbrechen. Plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie ihren Vater noch nie hatte weinen sehen. Doch kaum hatte dieser Gedanke Gestalt angenommen, traf es sie wie ein Schlag.

Ich habe meinen Vater schon einmal weinen sehen ... Ich weiß nur nicht mehr wann.

»Ich glaube schon, ja.«

Bei seiner unbestimmten Antwort fühlte Michelles Mund sich wie ausgetrocknet und ihre Haut wie verbrannt an.

Wortlos schlüpfte sie an ihrem Vater vorbei und schnappte sich in der Küche die Schlüssel des Mietwagens. Bevor sie losfuhr, warf sie noch einmal einen Blick aufs Haus. Ihr Vater beobachtete sie durch das Wohnzimmerfenster. Michelle konnte seinen Gesichtsausdruck nicht deuten, aber das wollte sie auch nicht.

Mit einem Becher Kaffee von Dunkin' Donuts in der Hand fuhr sie durch die Straßen der Vorstadt von Nashville, wo ihre Eltern mit der finanziellen Hilfe ihrer fünf Kinder ihr Traumhaus gebaut hatten, wo sie ihren Ruhestand hatten verbringen wollen. Michelle war als Einzige un-

verheiratet und kinderlos, weshalb sie mit Abstand am meisten gezahlt hatte, doch sie hatte es nie bedauert. Eine große Familie mit dem Gehalt eines Cops zu ernähren, war nicht leicht, und ihre Eltern hatten viel für sie geopfert. Michelle hatte keine Probleme damit, die Schuld zu begleichen.

Sie holte ihr Handy aus der Tasche und rief ihren ältesten Bruder an. Sie ließ ihm noch nicht einmal Zeit, »Hallo« zu sagen, bevor sie sich auf ihn stürzte.

»Warum hast du mir nichts von dem Blut in der Garage erzählt, Bill?«

»Was?«

»Das Blut auf dem verdammt Garagenboden!«

»Mom hat sich beim Sturz den Kopf angeschlagen.«

»Woran denn?«

»Vermutlich am Wagen.«

»Bist du sicher? Am Auto ist keine Spur zu sehen.«

»Auf was willst du hinaus?«

»Wird eine Autopsie vorgenommen?«

»Was?«

»Eine Autopsie!«

»Ich ... Das weiß ich nicht. Ich nehme es an«, fügte er verlegen hinzu.

»Warum hast du es nicht erwähnt, als du mich angerufen hast?«

»Weshalb hätte ich das tun sollen? Sie machen eine Autopsie und werden uns sagen, dass Mutter einen Schlaganfall, einen Herzinfarkt oder was weiß ich erlitten hat. Dann ist sie gestürzt und auf den Kopf gefallen.«

»Ja, der Kopf. War die Polizei da?«

»Natürlich. Und auch der Notarzt. Sie waren noch da, als ich gekommen bin.«

»Wer von euch vieren war als Erster da?«

Michelle glaubte die Antwort bereits zu kennen. Ihr Bruder Bobby war Polizeisergeant in der Stadt, wo ihre Eltern wohnten. Sie hörte, wie Bill sich im Hintergrund mit ihren Brüdern besprach.

Dann kam er wieder an den Apparat. »Dad hat Bobby angerufen, und der war nach zehn Minuten da, obwohl er auf der anderen Seite der Stadt wohnt.«

»Toll. Hol Bobby an den Apparat!«

»Meine Güte, weshalb bist du denn so angepisst?«

»Hol ihn an den Apparat, Bill!«

Augenblicke später war Bobbys Stimme zu hören. »Mik, was ist denn los mit dir?«, fragte er in strengem Tonfall.

»Dad hat dich angerufen. Du bist gekommen. Warst du im Dienst?«

»Nein. Ich hatte gestern frei. Ich war zu Hause und habe Joanie beim Abendessen geholfen.«

»Was hat Dad dir erzählt?«

Bobby hob die Stimme. »Was er mir erzählt hat? Er hat mir erzählt, dass unsere Mutter *tot* ist. *Das* hat er mir erzählt!«

»War die Polizei schon da, als du gekommen bist?«

»Ja. Dad hatte sie angerufen. Sie waren ungefähr fünf Minuten vor mir hier.«

»Was genau hat Dad den Beamten gesagt?«

»Dass er unter der Dusche war und deshalb nicht genau sagen könne, was geschehen sei. Er hat Mom gefunden, den Notruf verständigt und dann mich angerufen.«

»Und was haben die Cops gesagt, nachdem sie sich die Sache angesehen haben?«

»Dass es so aussehe, als wäre Mom gestürzt und auf den Kopf gefallen.«

»Aber sie wussten nicht, *warum* sie gestürzt ist.«

»Woher sollten sie das wissen? Wenn Mom gestürzt und auf den Kopf gefallen ist - okay. Das Warum ist Sache der Gerichtsmedizin.« Wütend fügte er hinzu: »Und die Vorstellung, dass sie Mom aufschneiden müssen, macht mich krank.«

»Hast du Blut an der Tür des Wagens gesehen, als du in der Garage warst?«

»Warum willst du das wissen?«

»Weil Mom ihren Kopf ja an irgendwas hat anschlagen müssen, Bobby.«

»Wie ich gerade schon sagte, könnte sie die Treppe runtergestolpert und vom Wagen abgeprallt sein, bevor sie sich den Kopf am Boden angeschlagen hat. Vielleicht ist sie aufs Geländer geknallt. Das hat eine scharfe Kante. Je nachdem, wie du dagegenstößt, ist es vorbei.«

Michelle versuchte sich vorzustellen, wie ihre Mutter mit dem Fuß an irgendetwas hängen blieb - vielleicht an einem Nagel, der sich gelöst hatte -, nach vorne stolperte, gegen den Wagen stieß, ohne eine Delle zu hinterlassen, zur Seite fiel und mit solcher Wucht auf den Boden prallte,

dass sie blutete. Doch wenn die Autopsie einen anderen Grund für ihren Tod erbrachte ...

»Mik? Bist du noch da?«

»Ja.«

»Hör mal ... Wir wissen nicht, worauf du damit hinauswillst, aber ...«

»Das weiß ich selber nicht, Bobby.« Michelle legte auf, hielt an einem kleinen Park, sprang aus dem Auto und rannte los.

Sie hegte Gedanken, die ihr Angst machten, und sie konnte nur versuchen, vor diesen Gedanken davonzulaufen, während das Gesicht ihres Vaters im Fenster sie durch den Park jagte - diese Maske, von der Michelle nicht genau wusste, was sie zu bedeuten hatte.

23.

Während seine Partnerin sich in Tennessee den Dämonen der eigenen Familie stellte, aß Sean eine Pizza in seinem Büro und betrachtete einen Stapel Ausdrucke. Er hoffte, dass irgendwo in diesem Papierwust etwas verborgen war, das ihm

verriet, ob Tuck Dutton aus bislang unbekannten Gründen seine Frau hatte ermorden und seine Tochter hatte entführen lassen.

Das Klingeln des Telefons riss ihn aus seinen Gedanken. Es war Jane Cox.

»Ich möchte, dass du mich im Krankenhaus triffst«, sagte sie. »Tuck will mit dir reden.«

»Worüber?«, fragte Sean misstrauisch.

»Ich denke, das weißt du.«

Sean zog sich sein Jackett an und ging zu seinem Mietwagen. Sein eigenes Auto stand in der Werkstatt. Der Schaden würde ungefähr achttausend Dollar betragen, und seine Versicherung hatte ihm erklärt, »ein Kugelhagel« werde nicht von der Police abgedeckt.

»Warum nicht?«, hatte Sean nachgehakt.

»Weil wir es als terroristischen Akt betrachten, und für entsprechende Schäden braucht man eine Zusatzversicherung, die Sie nicht haben«, erwiderte die Versicherungskauffrau, der es irgendwie gelang, ihre Weigerung in einen fröhlichen Tonfall zu verpacken.

»Das hatte mit Terrorismus nichts zu tun. Es war ein Verbrechen, und ich war das Opfer.«

»Sie haben siebenunddreißig Einschusslöcher in Ihrem Fahrzeug, Mr. King. Laut unseren Geschäftsbedingungen ist das kein Verbrechen, sondern Terrorismus.«

»Das bestimmen Sie anhand der Zahl der Einschusslöcher? Das ergibt doch keinen Sinn!«

»Sie können jederzeit gegen die Entscheidung Einspruch einlegen.«

»Wirklich? Was sagen denn Ihre Geschäftsbedingungen über die Chancen, dass ich den Prozess gewinne? Weniger als null?«

Miss Gutgelaunt hatte ihm daraufhin kurz und knapp für sein Vertrauen gedankt und aufgelegt.

Sean ließ den Motor an und wollte gerade losfahren, als jemand an die Scheibe klopfte. Er drehte sich um. Es war eine Frau, Anfang dreißig, blondes Haar, gut gebaut, ein bisschen zu viel roter Lippenstift und ausgetrocknete Haut von zu viel Make-up im Kampf gegen hochauflösende Kameras. Die Frau hielt ein Mikrofon in der Hand.

Sean schaute an ihr vorbei und sah den Ü-Wagen, der die Ausfahrt versperrte.

Scheiße.

Sean ließ das Fenster herunter.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Sean King?«

»Ja. Hören Sie, ich habe eine Presseerklärung abgegeben. Die können Sie sich gerne besorgen.«

»Die neuesten Entwicklungen rechtfertigen ein erneutes Nachfragen.«

»Was denn für Entwicklungen?«

»Haben Sie vertrauliche Daten aus dem Büro von Tuck Dutton gestohlen?«

Sean zog sich der Magen zusammen, und die Galle kam ihm hoch.

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»Leugnen Sie, in seinem Büro gewesen zu sein?«

»Ich leugne weder etwas, noch gebe ich etwas zu.«

»Tuck Duttons Firma arbeitet an streng geheimen Projekten für das Heimatschutzministerium.«

»Sind Sie Reporterin oder Pressesprecherin eines Unternehmens? Ich kann das nicht mehr so recht unterscheiden.«

»Ist Ihnen klar, dass es ein Verbrechen ist, das Eigentum anderer zu stehlen? Und dass man Sie

des Landesverrats anklagen könnte, sollten Sie vertrauliche Informationen zum Zweck der Spionage entwendet haben?«

»Okay, jetzt reden Sie wie ein Möchtegernanwalt. Ich hingegen bin echt. Wenn Sie Ihrem Freund jetzt also nicht sagen, er soll seinen Van zur Seite fahren, werde ich mal sehen, wie weit ich ihn mit meinem Wagen schieben kann. Und dann werde ich ihn aus der Fahrerkabine zerren und einen Akt der Körperverletzung begehen. Allerdings werde ich es Notwehr nennen. Und die ist nicht strafbar.«

»Wollen Sie uns drohen?«

»Ich stehe kurz davor, die Cops zu holen und Sie wegen Freiheitsberaubung und Nötigung anzuzeigen. Schlagen Sie das ruhig mal in Ihrem Jura für Anfänger nach. Es könnte sich lohnen.«

Sean ließ den Motor aufheulen und legte den Rückwärtsgang ein.

Die Frau sprang zurück, und der Ü-Wagenfahrer trat gerade noch rechtzeitig aufs Gas, um Sean auszuweichen.

Eine halbe Stunde später ging Sean zu Tucks Krankenzimmer. Seine Laune verschlechterte sich mit jedem Schritt. Natürlich hatte er sich die

Informationen besorgt, aber nicht, weil er ein Spion war, sondern weil er feststellen wollte, ob Tuck mit dem Mord an seiner Frau zu tun hatte. Sicher, das konnte man als Straftat auslegen, aber es war nicht das erste Mal, dass er die Regeln ein wenig gebeugt hatte. Deshalb war er auch nicht wütend. Irgendjemand wollte ihm eins auswischen, und er wollte wissen, wer und warum.

Sean zeigte seinen Ausweis einem der Secret-Service-Agenten im Flur. Da die First Lady anwesend war, nahmen sie sich besonders viel Zeit, ihn zu filzen. Dann winkten sie ihn durch. Tuck saß auf einem Stuhl neben dem Bett. Jane Cox stand neben ihm, die Hand unterstützend auf die Schulter ihres Bruders gelegt.

Zwei Agenten standen an der Wand, bis Jane sagte: »Bitte warten Sie draußen.« Ein stämmiger Agent schaute Sean durchdringend an, als er und sein Partner sich zur Tür bewegten. »Wir sind direkt draußen, Ma'am.« Er schloss die Tür hinter sich. Sean drehte sich zu den beiden Geschwistern um.

»Danke, dass du gekommen bist«, sagte Jane.

»Es hörte sich nach einer wichtigen Sache an. Ich hoffe, so ist es auch.«

Seans schroffe Art schien Jane zu überraschen. Bevor sie etwas erwidern konnte, richtete Sean seine Aufmerksamkeit auf Tuck. »Offenbar fühlst du dich schon besser. Die Mutter aller Gehirnerschütterungen verheilt anscheinend gut, oder?«

»Es tut noch immer höllisch weh«, erwiderte Tuck abwehrend.

Sean zog sich einen Stuhl heran und setzte sich den beiden gegenüber.

»Mir ist gerade eine Reporterin auf Hexenjagd ins Genick gesprungen.« Er schaute zu Jane.

»Weißt du was darüber?«

»Natürlich nicht. Wie sollte ich?«

»Ich weiß nicht.« Sean richtete den Blick wieder auf Tuck. »Okay, Zeit ist knapp. Warum also um den heißen Brei reden? Cassandra Mallory?«

»Was ist mit ihr?«

»Wie stehst du zu ihr?«

»Sie ist eine Mitarbeiterin.«

»Das ist alles?«

»Natürlich.«

»Dein Partner hat einen anderen Eindruck.«

»Dann irrt er sich.«

Sean stand auf und blickte aus dem Fenster. Unten wartete die Fahrzeugkolonne darauf, dass die First Lady ihren Besuch beendete. Das Leben im Glashaus - Sean kannte es nur allzu gut. Jede noch so kleine Bewegung wurde überwacht, und das nahm einem beinahe die Luft zum Atmen. Und doch gab man Hunderte von Millionen Dollar aus und widmete Jahrzehnte seines Lebens dem Ziel, in dieses Glashaus hineinzukommen. War das Wahnsinn, Eitelkeit oder etwas von beidem, was sich da hinter der Fassade des Dienstes am Vaterland verbarg?

Sean drehte sich wieder um. Seine Gedanken überschlugen sich. Wenn er zugab zu wissen, dass das Passwort für Tucks Computer »Cassandra1« lautete, würde er damit eingestehen, den Rechner gehackt zu haben. Also fragte er stattdessen: »Wärst du bereit, dich zu diesem Thema einem Lügendetektortest zu unterziehen?«

Tuck wollte etwas erwidern, doch Sean sah, wie die First Lady den Griff um die Schulter ihres Bruders verstärkte, und er schwieg.

»Sean«, begann sie, »warum tust du das?«

»Du hast mich gebeten, diesen Fall zu untersuchen, und genau das tue ich. Ich habe keinen Einfluss darauf, wohin mich das führt, auch wenn es einige Orte gibt, die ich lieber meiden würde. Du hast mir gesagt, ich solle tun, was auch immer nötig sei. Das war im Weißen Haus, vor gar nicht allzu langer Zeit. Ich bin sicher, du erinnerst dich.«

»Ich erinnere mich auch daran, dich gebeten zu haben, Willa zu finden.«

»Das wird mir aber kaum gelingen, wenn ich nicht zuerst herausfinde, wer sie entführt hat - und wer dabei Pam getötet hat.« Bei den letzten Worten funkelte er Tuck an.

»Ich hatte nichts damit zu tun«, beteuerte Tuck.

»Dann hast du sicher auch nichts gegen einen Test mit dem Lügendetektor.«

»Du kannst mich nicht dazu zwingen«, schoss Tuck zurück.

»Nein, aber wenn ich zum FBI gehe und ihnen erzähle, was ich herausgefunden habe, werden sie an Orten nachforschen, von denen du nicht willst, dass sie dorthin gehen. Bestehst du den

Lügendetektortest, erfährt das FBI kein Wort. So ist der Deal.«

Jane sagte ruhig: »Du hast also mit Hilal gesprochen, seinem Partner, ja?«

»Ich dachte, du wärst mit den Geschäften deines Bruders nicht so vertraut.«

Jane fuhr ungerührt fort: »Hat Hilal dir auch erzählt, dass er verzweifelt versucht, Tuck auszukufen? Dass er die Firma alleine haben will?«

Sean schaute zu Tuck. »Stimmt das?«

»Ja. Ich werde nicht lügen. Ich musste ein paar finanzielle Rückschläge in Kauf nehmen. David wusste, dass ich Geld brauchte. Er will mich auskaufen, aber zu einem Preis, der nicht annähernd dem Wert unserer Verträge mit dem Heimatschutzministerium entspricht. Das wären nämlich mehrere Millionen Dollar zusätzlich.«

»Wie du siehst«, sagte Jane, »liegt es in Hilals Interesse, Tuck anzuschwärzen. Wenn Tuck ins Gefängnis geht, bekommt Hilal alles für einen Apfel und ein Ei.«

»Nicht unbedingt«, erwiderte Sean.

»Aber ich müsste dann verkaufen, allein schon, um mir die Anwälte leisten zu können«, erklärte Tuck. »Er würde einen lächerlichen

Preis bezahlen, und ich habe die Firma aufgebaut.«

Jane fügte hinzu: »Sean, du solltest deine Aufmerksamkeit nicht auf Tuck, sondern auf einen plausibleren Verdächtigen richten.«

Sean ließ sich einen Augenblick Zeit, um das zu verarbeiten. »Ihr glaubt also, Hilal habe die Entführung und den Mord in Auftrag gegeben, nur um Tuck die Schuld in die Schuhe zu schieben und die Firma zu übernehmen? Das ist ein bisschen weit hergeholt, meint ihr nicht? Und warum Willa entführen?«

Jane setzte sich auf die Bettkante. »Ich werde nicht versuchen, die Gedankengänge eines potenziellen Psychopathen zu rekonstruieren. Aber das ist nicht weiter hergeholt, als zu glauben, mein Bruder hätte seine Frau ermordet, seine Tochter gekidnappt und sich einen Schlag auf den Kopf verpassen lassen, der ihn genauso gut hätte töten können - und das alles nur, weil er *angeblich* eine Affäre hat.«

Sean blickte wieder aus dem Fenster und steckte die Hände in die Taschen. Was Jane sagte, ergab durchaus Sinn. Vielleicht war er tatsächlich ein wenig voreilig gewesen, was Hilals

Aussage betraf. Aber was war mit dem Computerpasswort? Dann kam ihm ein Gedanke. Was, wenn jemand das Passwort in »Cassandral« geändert hatte? Was, wenn Hilal es getan hatte in dem Glauben, Sean würde den Rechner hacken, das Passwort erraten und daraus ohne Zweifel schließen, Tuck und die Frau hätten ein Verhältnis?

Diese Wahrscheinlichkeit, schloss Sean, war genauso groß wie die, dass die Versicherung für den »Terroristenschaden« aufkam.

Er wirbelte herum. »Tuck, wie lautet dein Computerpasswort im Büro?« Sean schnippte mit den Fingern, um den Mann zur Antwort zu drängen. »Komm schon. Was ist?«

Tuck zögerte gerade lange genug. »Carmichael.«

Jane sagte rasch: »Das ist Pams Mädchenna-
me, nicht wahr?«

Tuck nickte, hob die Hand und wischte sich eine Träne aus dem rechten Auge.

Sie lügen mich beide an, dachte Sean. Irgendwie wissen sie, dass ich den Computer gehackt habe. Sie haben mir dieses Repor-

terweib auf den Hals gehetzt, um mich abzuschrecken.

Tucks Winkelzug war nicht überraschend; aber dass die First Lady dabei mitmachte, kam Sean seltsam vor. Anscheinend musste er noch viel tiefer graben.

»Okay, ich werde Hilal überprüfen.«

»Gut.« Jane stand auf, küsste Tuck auf die Wange und umarmte ihn.

Als sie auf Sean zuing, sagte sie: »Ich wäre dankbar, wenn wir in dieser Angelegenheit weiter zusammenarbeiten würden.«

»Sicher.« Sean ignorierte Janes ausgestreckte Hand und verließ das Zimmer.

24.

Sam Quarry ließ den Blick über sein Farmland schweifen, wischte sich den Schweiß von der Stirn, krümmte den schmerzenden Rücken und spürte ein angenehmes Ziehen, als der Druck von seiner überstrapazierten Wirbelsäule genommen wurde. Er stand auf dem höchsten Punkt der

Atlee-Plantage, einer fünfzehn Meter hohen Felsformation, deren Spitze nur über in den Stein gehauene Stufen zu erreichen war, die von den Stiefeln seiner Vorfahren abgewetzt waren. Solange Quarry zurückdenken konnte, war dieser Fels als »Angel Rock« bekannt, als wäre er eine Leiter zum Himmel oder zumindest zu einem besseren Leben als dem unten auf der Farm, auf der sich die Quarrys abrackerten. Quarry war kein Spieler, aber ein paar Dollar hätte er schon darauf verwettet, dass keiner seiner Vorfahren diese Reise beendet hatte.

Trotz ihrer historischen Bedeutung war die Atlee-Plantage vor allem eine Farm. Das Einzige, was sich in den letzten zweihundert Jahren geändert hatte, waren die Nutzpflanzen, die angebaut wurden, und die Art des Anbaus. Trecker hatten die von Maultieren gezogenen Pflüge ersetzt, und unterschiedliche Getreidesorten hatten den Platz von Baumwolle und Tabak eingenommen. Quarry war nicht mit irgendeiner Getreidesorte verheiratet. Er probierte alles aus, solange es auf so kleinen Farmen wie Atlee Profit einbrachte. Wie die meisten Farmer war er von Details besessen - von der Bodenbeschaffenheit

über die Wetterbedingungen und der Zahl der Angestellten bis hin zu den Bankkrediten.

Für den Kiwianbau lag die Atlee-Plantage zu weit im Norden von Alabama. Quarry hatte es mit Raps probiert, denn in der Nähe hatte eine Rapsmühle eröffnet. Raps war eine ertragreiche Ölfrucht und erbrachte mehr Gewinn pro Hektar als Winterweizen. Dazu produzierte Quarry noch traditionelle Feldfrüchte wie Weißkohl, Bohnen, Melonen, Tomaten und Rüben.

Ein Teil davon ernährte die Menschen, die mit Quarry zusammen auf der Atlee-Plantage lebten, doch das Meiste wurde an örtliche Firmen und Läden verkauft, denn der Profit wurde dringend gebraucht. Quarry hatte außerdem Vieh: Zwanzig Schweine und zwei Dutzend Rinder, die sich in Atlanta und Chicago gut verkaufen ließen. Doch auch von dem Fleisch konsumierten sie einen Teil selbst.

Doch auch unter den besten Umständen war die Landwirtschaft ein riskantes Geschäft. Auch wenn man alles richtig machte, konnte einem eine Hitze- oder Kältewelle die gesamte Ernte vernichten. Und Mutter Natur entschuldigte sich nie für ihre göttliche und manchmal katastrophale

Einmischung. Quarry hatte schon viele gute und auch schlechte Jahre erlebt. Es war klar, dass er mit seiner Arbeit nie reich werden würde, doch um Geld ging es auch nicht. Quarry zahlte stets seine Rechnungen und ging erhobenen Hauptes durch die Stadt. Er war fest davon überzeugt, dass man vom Leben auch nicht mehr erwarten durfte, es sei denn, man war korrupt, übertrieben ehrgeizig oder beides.

Quarry verbrachte die nächsten Stunden, indem er zusammen mit den Leiharbeitern auf dem Feld arbeitete, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen hatte die Feldarbeit ihm schon immer gefallen, zum anderen schienen seine Arbeiter stets kräftiger zuzupacken, wenn *El Jefe* dabei war.

Nachdem er von der eine Meile entfernten Bushaltestelle zu Fuß gekommen war, gesellte Gabriel sich am Nachmittag zu Quarry. Der Junge war kräftig und fleißig, und er wusste mit den Landmaschinen umzugehen. Später, beim Abendessen, ließ Quarry Gabriel das Gebet sprechen, während seine Mutter, Ruth Ann, und Daryl zuschauten. Dann aßen sie eine schlichte Mahlzeit, die fast ausnahmslos aus Lebensmitteln bestand, die sie bei der letzten Ernte eingelagert hatten. Anschließend hörte Quarry sich an,

was Gabriel an diesem Tag in der Schule gelernt hatte.

Schließlich schaute er die Mutter des Jungen bewundernd an. »Er ist sehr klug, Ruth Ann. Er saugt alles auf wie ein Schwamm.«

Ruth Ann lächelte stolz. Sie war klapperdürre und litt an einer Magenstörung, deren Behandlung sie sich nicht leisten konnte und die sie in zehn Jahren vermutlich umbringen würde. »Na, von mir hat er das nicht«, sagte sie. »Kochen und Putzen, mehr habe ich nicht im Kopf.«

»Aber das machst du sehr gut.« Das kam von Daryl, der Gabriel gegenüber saß. Er hatte sich gerade ein großes Stück selbstgebackenes Brot in den Mund gestopft und mit lauwarmem Quellwasser heruntergespült.

»Wo ist Carlos?«, fragte Gabriel. »Er ist doch nicht weggegangen wie Kurt?«

Daryl warf seinem Vater einen nervösen Blick zu, doch Quarry tunkte sein Brot ruhig in die Reste der Tomatensoße und antwortete: »Er ist außerhalb und erledigt ein paar Dinge für mich. Er ist bald wieder zurück.«

Nach dem Abendessen ging Quarry auf den Dachboden und setzte sich in den Schutt seiner

Familiengeschichte, zum größten Teil Möbel, Bücher, Kleider und Papiere. Doch war es nicht Nostalgie, was ihn hier heraufgeführt hatte.

Quarry breitete die Pläne auf einem alten Beistelltisch aus, der seiner Urgroßmutter mütterlicherseits gehört hatte. Man hatte ihren Mann mit einer Schrotflinte getötet, und zwar wegen einer - so die Familienlegende - »Lady mit hübschem Gesicht, guten Manieren und sehr dunkler Haut«.

Quarry studierte die Straße, das Gebäude, Zugangspunkte und potenzielle Problemzonen, die auf den Plänen eingezeichnet waren. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf mehrere Zeichnungen mechanischer Natur, die er vorbereitet hatte. Quarry hatte einst ein Maschinenbaustudium begonnen, das jedoch mit dem Einsatz in Vietnam endete, als sein Vater darauf bestanden hatte, sein Sohn müsse bei der Bekämpfung der kommunistischen Pest in vorderster Front dabei sein. Als Quarry Jahre später zurückkehrte, war sein Vater tot gewesen, und die Atlee-Plantage hatte ihm gehört. Wieder aufs College zu gehen war nicht mehr infrage gekommen.

Doch Quarry hatte seine handwerkliche Begabung nicht eingebüßt: Fast alles, was einen Motor oder bewegliche Teile besaß, konnte er repa-

rieren. Egal wie kompliziert eine Maschine sein mochte, ihre Eingeweide waren für Quarry wie ein offenes Buch. Das hatte sich schon häufig ausgezahlt: Wo andere Farmer auf Werkstätten angewiesen waren, schnappte Quarry sich einen Werkzeugkasten und erledigte die Sache selbst.

So betrachtete er nun auch die Pläne und Zeichnungen mit dem Auge eines Fachmanns und sah sofort, wo Verbesserungen nötig waren, um ein Desaster zu vermeiden. Anschließend ging er wieder nach unten, wo er Daryl in der kleinen Waffenkammer neben der Küche beim Waffenreinigen fand.

»Nichts riecht besser als Waffenöl«, bemerkte Daryl und blickte zu seinem Vater, als dieser den Raum betrat.

»Das sagst du.«

Daryls Lächeln verschwand, vielleicht wegen der Erinnerung an eine 45er, die ausgerechnet von jenem Mann auf seinen Kopf gerichtet worden war, der nun wenige Schritte von ihm entfernt stand.

Quarry schloss die Tür und verriegelte sie. Dann setzte er sich neben seinen Sohn und breitete die Pläne auf dem Boden aus.

»Ich bin das schon mit Carlos durchgegangen, aber ich möchte, dass du es auch verstehst - nur für den Fall.«

»Ich weiß«, sagte sein Sohn und wischte über den Lauf seines Lieblingsjagdgewehrs.

Quarry raschelte mit dem Papier vor Daryls Nase. »Das ist wichtig, Sohn. Es darf nichts schiefgehen. Nichts. Also hör gut zu.«

Nach einer halben Stunde stand Quarry zufrieden auf und rollte seine Pläne zusammen. Als er sie wieder in die lange Röhre steckte, in der er sie aufbewahrte, sagte er: »Das mit Kurt hat mich so sehr mitgenommen, dass ich mit dem verdammt Flieger fast abgestürzt wäre.«

»Ich weiß«, erwiderte Daryl, einen Hauch von Furcht in der Stimme, denn er wusste, wie unberechenbar sein Vater war.

»Wärst du es gewesen, hätte ich wahrscheinlich sogar geweint. Ich wollte nur, dass du es weißt.«

»Du bist ein guter Mann, Daddy.«

»Nein, das glaube ich nicht«, entgegnete Quarry, als er den Raum verließ.

Er ging zu Gabriels Zimmer und rief durch die Tür: »Möchtest du mich zu Tippi begleiten? Ich

muss auf dem Weg auch noch mal bei Fred anhalten.«

»Ja, Sir, gerne.« Gabriel legte sein Buch beiseite, zog seine Tennisschuhe an, setzte die Baseballkappe auf und stieg zu Quarry in den alten Dodge.

Kurz darauf hielten Quarry und Gabriel vor dem Trailer. Zwischen ihnen stand eine Kiste mit ein paar Flaschen Jim Beam und drei Stangen Camel ohne Filter. Nachdem sie die Kiste auf der Treppe des Trailers abgestellt hatten, hoben Quarry und Gabriel zwei große Kisten mit eingeglegtem Gemüse und Äpfeln von der Ladefläche.

Quarry klopfte an die Tür des alten, verbeulten Trailers, während Gabriel eine Eidechse durch den Staub jagte, die aber rasch unter dem Wohnwagen verschwand. Der alte, faltige Indianer öffnete die Tür und half Quarry und Gabriel, die Vorräte hineinzutragen.

»Danke«, sagte der Mann in seiner Muttersprache und beäugte die Kisten.

»Wir haben mehr, als wir brauchen können, Fred.«

Als der Indianer hierhergekommen war, hatte er Quarry seinen Namen nicht genannt; er war

einfach aufgetaucht. Nach ein paar Monaten hatte Quarry ihn einfach Fred genannt, und der Indianer hatte sich nie beschwert. Quarry wusste nicht, wie die anderen Indianer den Mann nannten, aber das war schließlich ihre eigene Angelegenheit.

Die beiden anderen Indianer waren ebenfalls im Wohnwagen. Einer schlief auf der durchgesessenen Couch, die keine Beine und Federn mehr hatte, sodass der Mann fast auf dem Boden lag. Sein lautes Schnarchen ließ darauf schließen, dass die Ausladeaktion ihn nicht im Mindesten kümmerte. Der andere Mann schaute sich eine Comedyshow auf dem alten Fünfzehn-Zoll-Fernseher an, den Quarry Fred vor ein paar Jahren geschenkt hatte.

Sie machten eine Flasche Jim Beam auf, rauchten und redeten, während Gabriel mit dem alten Köter spielte, der Fred und seinen Trailer adoptiert hatte, und an einer Colaflasche nippte.

Wenn Quarry gelegentlich über ein Coughatta-Wort stolperte, schlug Gabriel es nach, und jedes Mal lachte Fred dann und bot Gabriel zur Belohnung einen Schluck Whiskey an.

Und jedes Mal hob Quarry die Hand. »Wenn er ein Mann ist, kann er trinken, aber ich würde ihm nicht dazu raten. Langfristig schadet es ihm mehr, als dass es ihm guttut.«

»Aber Sie trinken doch auch, Mr. Sam«, sagte Gabriel. »Und nicht zu knapp.«

»Nimm dir nicht mich zum Vorbild, Sohn. Such dir ein höheres Ziel aus.«

Schließlich fuhren sie zu Tippi weiter. Quarry ließ Gabriel ihr aus Stolz *und Vorurteil* vorlesen.

»Also, irgendwie ist das langweilig«, verkündete der Junge am Ende des Absatzes.

Quarry nahm ihm das Buch ab und steckte es in seine Tasche. »Sie sieht das anders.«

Gabriel blickte zu Tippi. »Sie haben mir nie erzählt, was mit ihr passiert ist, Mr. Sam.«

»Stimmt, habe ich nicht.«

25.

Sean hatte noch einmal mit David Hilal gesprochen. Er hatte ihn auf dem Parkplatz abgefangen, als der Mann gerade nach Hause fahren wollte.

Tucks Partner hatte nicht viel mehr zu sagen gehabt als das, was er bereits gesagt hatte. Dennoch beantwortete er ruhig und gelassen jede Frage, während er sich an seinen Wagen lehnte und gleichzeitig Nachrichten auf seinem BlackBerry tippte und las.

Doch als Sean auf das Thema Auskaufen zu sprechen kam, änderte sich Hilals Tonfall. Er steckte das BlackBerry in die Tasche, verschränkte die Arme vor der Brust und funkelte Sean an.

»Mit was genau sollte ich ihn denn ausbezahlen? Ich habe mein ganzes Geld in diese Firma gesteckt. Mein Konto ist am Anschlag. Im Augenblick bekäme ich nicht mal einen Kredit beim Autokauf.«

»Er hat gesagt, Sie hätten ihm ein niedriges Angebot unterbreitet.«

»Wir haben mal über so etwas geredet, aber es war genau andersherum.«

»Er wollte *Sie* auskaufen?«

»Genau. Für wenig Geld.«

Okay. Wer von beiden sagt die Wahrheit?

»Aber warum sollten Sie vor dem großen Vertrag über einen Rückzug nachdenken? Tuck hat

gesagt, das würde den Wert der Firma um mehrere Millionen steigern.«

»Absolut«, bestätigte Hilal. »*Wenn* wir den Auftrag bekommen, aber das ist noch lange nicht sicher. Meiner Meinung nach verfügen wir über die beste patentierte Technologie, die es gibt. Deshalb hat der Hauptpartner uns ja auch als Subunternehmer mit ins Boot geholt. Aber wir stehen in Konkurrenz zu einigen Großen, deren Produkte unseren an Leistung und Zuverlässigkeit kaum nachstehen. Und wenn es um Regierungsaufträge geht, wird nicht mit gleichen Einsätzen gespielt. Die Großen bestimmen die Regeln und werfen mit Geld nur so um sich. Und meist sichern sie sich die besten Mitarbeiter. Kleine Firmen müssen sich mit dem zufriedengeben, was übrig bleibt. Ich will nicht aus der Firma raus, aber langsam geht mir das Geld aus, und wenn wir diesen Auftrag verlieren, wird die Firma weniger wert sein als das, was er mir geboten hat. Im Augenblick haben wir vielleicht noch einen Vorteil, aber wie ich Ihnen schon sagte: Wenn der Schwager des Präsidenten eine Affäre mit Cassandra hat, wird uns das nicht gerade helfen. Wenn das rauskommt, haben wir wirklich Probleme.«

»Er hat gesagt, zwischen ihm und Cassandra wäre nichts.«

»Wirklich? Dann fragen Sie ihn mal, wo er da unten gewohnt hat. Ich bin sicher, auch dafür hat er eine plausible Erklärung.«

»Sie haben gesagt, Sie könnten sich nicht vorstellen, dass Ihr Partner seine Frau ermordet hat, aber offensichtlich lieben Sie ihn auch nicht gerade.«

»Das stimmt.«

»Das haben Sie bis jetzt aber nicht erwähnt«, hakte Sean nach.

»Habe ich nicht?«

»Ich schreibe mir alles auf. Immer. Also, nein, das haben Sie nicht.«

»Na schön«, sagte Hilal. »Es ist nicht meine Art, meinen Partner gegenüber Leuten, die ich nicht kenne, durch den Dreck zu ziehen. Aber das fällt mir manchmal ziemlich schwer, um ehrlich zu sein.«

»Warum?«

Hilal seufzte. »Sagen wir, er hat sich bei mir ein paar Mal ... vergriffen.«

»Können Sie mir ein Beispiel nennen?«

»Würden Sie mir glauben, wenn ich es Ihnen erzähle?«

»Ich bin für alles offen«, antwortete Sean.

Hilal nahm sich lange Zeit, bevor er Sean wieder in die Augen blickte. »Das ist ziemlich peinlich.«

»Verschwiegenheit ist mein zweiter Name.«

Hilal warf sich einen Kaugummi in den Mund und kaute und redete so schnell, als könne er nur so die Kraft finden, zu beichten. »Es war auf der letzten Weihnachtsfeier. Wir hatten gerade einen netten kleinen Auftrag an Land gezogen. Nichts Tolles, aber es genügte, um die Stimmung zu heben. Es gab Alkohol, eine Band, ein schickes Buffet und einen Privatsaal im Ritz-Carlton. Wir haben viel zu viel ausgegeben, aber das war schon in Ordnung.«

»Und was dann?«

»Tuck lässt das Arschloch raushängen und baggert meine Frau an.«

»Er hat sie angebaggert? Wie?«

»Sie sagt, er hätte ihr an den Hintern gegriffen und versucht, ihr die Zunge in den Hals zu stecken.«

»Haben Sie es gesehen?«

»Das nicht, aber ich glaube meiner Frau.«

Sean verlagerte das Gewicht auf den rechten Fuß und bedachte Hilal mit einem skeptischen Blick. »Wenn Sie Ihrer Frau geglaubt haben, warum sind Sie dann noch Tucks Partner?«

Hilal senkte den Blick. Das Ganze war ihm offensichtlich äußerst peinlich. »Am liebsten hätte ich ihm in den Hintern getreten und wäre zur Tür rausmarschiert, aber meine Frau wollte das nicht.«

»Sie wollte es nicht?«

»Wir haben vier Kinder. Meine Frau ist Hausfrau. Wie ich bereits sagte: Wir haben alles, was wir besitzen, in die Firma gesteckt. Ich bin der Juniorpartner. Würde ich auszusteigen versuchen, könnte Tuck mich fertigmachen, und ich stünde ohne einen Cent da. Wir hätten alles verloren. Also haben wir unseren Stolz heruntergeschluckt. Aber seitdem habe ich meine Frau nie mehr mit Tuck in einem Zimmer allein gelassen, und das werde ich auch nie. Sie können mit ihr sprechen, wenn Sie wollen. Rufen Sie sie meinewegen sofort an. Sie wird Ihnen genau das Gleiche sagen wie ich.«

»War Pam auch auf dieser Weihnachtsfeier?«

Hilal blickte einen Moment erstaunt drein und nickte dann. »Ich glaube, ich weiß, worauf Sie hinauswollen. Ja, sie war da. Sie war als Mrs. Claus verkleidet - stellen Sie sich das mal vor. Leuchtend rotes Haar und klapperdürre. Ich glaube, einige Leute haben *über* sie gelacht und nicht *mit* ihr.«

»Hat sie beobachtet, was Tuck mit Ihrer Frau gemacht hat?«

»Der Raum war nicht allzu groß. Ich glaube, eine Menge Leute haben es gesehen.«

»Aber Pam hat nicht reagiert?«

»Sie haben die Party nicht gemeinsam verlassen, so viel kann ich Ihnen sagen.« Hilal hielt kurz inne. »Ist sonst noch was? Ich muss jetzt nämlich nach Hause.«

Sean ging zu seinem Wagen zurück. Er glaubte Hilal aus zwei Gründen: Zum einen war da das Passwort auf Tucks Computer, »Cassandral«. Und zum anderen war da Tucks Behauptung, er habe finanzielle Probleme, und Hilal versuche, dies auszunutzen. Nach seinem Gespräch mit Tuck und Jane hatte Sean sich die Kontodaten, die er von Tucks Rechner gestohlen hatte, noch einmal genauer angesehen. Der Mann besaß ein

Aktienportfolio, das einen achtstelligen Betrag wert war, und seine Schulden beliefen sich noch nicht einmal auf ein Viertel dieser Summe. Also war seine Behauptung, verarmt zu sein, an den Haaren herbeigezogen. Aber wenn die beiden wussten, dass Sean den Computer gehackt hatte, mussten sie doch auch gewusst haben, dass er sie als Lügner entlarven würde. Dennoch hatten Schwester und Bruder versucht, ihn an der Nase herumzuführen. Sean schob diese Überlegungen erst einmal beiseite und wandte sich offensichtlicheren Fragen zu.

Warum bist du früher zurückgekommen, Tuck? Und was hast du in der Stunde zwischen dem Flughafen und deinem Haus getan?

Auf der Fahrt zurück in sein Büro rief Sean bei Michelle an, aber sie ging nicht ran. Sean hinterließ eine Nachricht. Er machte sich Sorgen um seine Partnerin. Nach außen hin war sie der härteste Mensch, den er je getroffen hatte, doch inzwischen hatte er genug Risse in dieser Mauer gefunden, um tief in sie hineinschauen zu können.

Sean fuhr nach Hause, packte eine Reisetasche, fuhr zum Flughafen und zahlte einen exor-

bitanten Preis für einen Flug nach Jacksonville, der bereits in einer Stunde startete.

Er musste mit Cassandra Mallory reden. Persönlich.

Sean erhielt den Anruf auf der Fahrt zum Flughafen Dulles. Es war sein Freund Phil, der Sprachwissenschaftler von der Georgetown University. »Ich habe jemanden gefunden, der sich mit der Yi-Sprache auskennt«, berichtete Phil. »Wenn du mir eine Textprobe schickst, kann sie ja mal einen Blick drauf werfen.«

»Ich schicke dir sie per E-Mail«, erwiderte Sean. Als er am Flughafen eintraf, schickte er die Textprobe. Dann ging er zur Sicherheitskontrolle und betete, die Buchstaben auf den Armen der Toten mögen sich als Spur erweisen. Aber je mehr er darüber nachdachte, desto weniger glaubte er daran. Wie Michelle korrekterweise angemerkt hatte, war der Text noch nicht einmal Chinesisch.

Sean schaute sich das Bild von Cassandra Mallory an, das David Hilal ihm per E-Mail geschickt hatte. Sie verfügte definitiv über sämtliche Attribute, einen Mann zu verführen.

Als das kleine Flugzeug sich in den klaren Nachthimmel erhob, hoffte Sean, dass der Flug ihn Willa näherbrachte und ihn nicht weiter von ihr entfernte.

Mit jedem Tag, der verging, wuchs die Wahrscheinlichkeit, dass sie nicht das kleine Mädchen finden würden, sondern ihre Leiche.

26.

Jane Cox blickte aus dem Wohnzimmerfenster der Präsidentenwohnung. 1600 Pennsylvania Avenue lag genau im Zentrum der Hauptstadt. Dennoch hätte das Haus für jene, die hier lebten, genauso gut in einem anderen Sonnensystem liegen können. Außer den anderen Familien, die in diesem Haus gewohnt hatten, konnte niemand verstehen, was es bedeutete, sein Leben an die Präsidentschaft zu binden. Und selbst für diese Leute hatten die Zeiten sich geändert. So hatte Harry Truman vor gar nicht allzu vielen Jahren noch ohne Schutz durch die Stadt spazieren können. Heutzutage war das undenkbar. Außerdem hatten die Pressegeier damals noch nicht mit Ar-

gusaugen auf jede noch so kleine Chance gelauert.

Jane konnte nachvollziehen, warum einige First Ladys alkoholkrank oder depressiv geworden waren. Sie hatte sich bis jetzt von allem ferngehalten, abgesehen von dem ein oder anderen Glas Wein oder Bier im Wahlkampf. Ihre Drogenerfahrung beschränkte sich auf Marihuana während des Studiums und eine einzige Prise Kokain unmittelbar nach dem Examen bei einem Karibikurlaub. Damals hatte das Gott sei Dank niemanden interessiert, und auch später war es nicht wieder ausgegraben worden, als sie von einer emanzipierten Studentin zur »First Verlobten« geworden war.

Jane rief Pam Duttons Schwester an, sprach mit John und Colleen und tat ihr Bestes, die Kinder zu beruhigen. Sie fühlte die Angst der beiden und wünschte sich, sie könnte ihnen mehr sagen als nur, dass sie für Willa hoffe und bete. Danach rief sie bei ihrem Bruder an, der noch immer zur Beobachtung im Krankenhaus lag; allerdings hofften die Ärzte, er könne bald entlassen werden. Die beiden Kinder hatten ihn besucht.

Jane ließ sich von den Angestellten das Abendessen bringen und aß allein. Sie hatte mehrere Einladungen zum Essen für diesen Abend bekommen, aber alle abgelehnt. Die meisten dieser Einladungen stammten von Leuten, die nur ihren eigenen Status aufbessern wollten, indem sie mit der First Lady das Brot brachen. Außerdem ließen sich mit einem gemeinsamen Foto später ganz hervorragend die Enkel langweilen. Jane wollte lieber allein sein ... na ja, so allein, wie es in einem Haus mit mehr als neunzig Angestellten und ungezählten Sicherheitsbeamten möglich war.

Jane beschloss, einen Spaziergang zu machen, natürlich begleitet von Beratern und Männern des Secret Service. Für eine Weile setzte sie sich in den Children's Garden, ein schattiges Fleckchen, entworfen von Lady Bird Johnson. Jane liebte es, sich die in Bronze gegossenen Hand- und Fußabdrücke von Präsidentenenkeln anzusehen, die den Fußweg bildeten. Sie hoffte, ihre Kinder würden ihr und Dan einst auch ein paar Enkel schenken.

Später ging sie an den Tulpenbeeten im Rose Garden vorbei, wo im Frühling Tausende von Pflanzen blühten und den Boden in sämtlichen

Farben leuchten ließen. Als Nächstes machte sie sich auf den Weg zum Solarium, das auf Anregung von Grace Coolidge in einer Dachkammer eingebaut worden war. Es war der am wenigsten formelle Raum im ganzen Haus; außerdem hatte man von dort die beste Aussicht - jedenfalls Janes Meinung nach. Die First Ladys waren stets an vorderster Front gewesen, wenn es darum ging, das Weiße Haus für zukünftige Präsidenten und ihre Familien zu verbessern und ihre eigene Handschrift zu hinterlassen. Auch Jane hatte in den letzten drei Jahren in dieser Hinsicht einiges getan, doch es war nichts im Vergleich zu dem, was auf Jackie Kennedy zurückzuführen war.

Jane kehrte wieder in die Präsidentenwohnung zurück und erinnerte sich an ihren ersten Tag hier, vor drei Jahren. Die alte First Family war um zehn Uhr morgens ausgezogen, und die Cox waren um vier Uhr nachmittags gekommen. Es war wie eine ganz normale Wohnungsübergabe gewesen ... fast. Als sie zur Tür hereingekommen waren, hingen ihre Kleider bereits im Schrank und die Bilder an der Wand. Ihre Lieblingssnacks lagen im Kühlschrank, und im Badezimmer standen ihre persönlichen Toilettenartikel. Jane wusste noch immer nicht, wie die Ange-

stellten das in nur sechs Stunden geschafft hatten.

Später nippte Jane an ihrem Kaffee und dachte über ihre Diskussion mit Sean King nach. Sie konnte sich auf ihn verlassen. Er war ihr immer ein Freund gewesen, und er hatte die politische Karriere ihres Mannes gerettet. Sie wusste, dass King im Augenblick sauer auf sie war, aber das würde vorbeigehen. Sie selbst ärgerte sich mehr über ihren Bruder. Fast ihr Leben lang hatte sie sich um ihn gekümmert, vor allem, weil ihre Mutter gestorben war, als Jane elf Jahre alt gewesen war; Tuck war fünf Jahre jünger. Manche würden sagen, sie hatte ihn verhätschelt. Jetzt musste Jane sich der Tatsache stellen, dass ihr Beschützerinstinkt mehr geschadet als genutzt hatte. Dennoch konnte sie ihm nicht einfach den Rücken zukehren.

Jane ging wieder zum Fenster und beobachtete die Passanten vor dem Weißen Haus. *Ihrem* Haus. Wenigstens für die nächsten vier Jahre, wenn man den Umfragen Glauben schenkte. Doch die endgültige Entscheidung darüber trafen einhundertdreißig Millionen Amerikaner.

Als Jane die Wange an das kugelsichere Glas drückte, richteten sich all ihre Gedanken auf Willa. Das Kind war irgendwo da draußen mit Leuten, die seine Mutter ermordet hatten. Und diese Leute wollten irgendetwas, doch Jane wusste nicht was.

Jane Cox bereitete sich innerlich bereits auf die Möglichkeit vor, dass Willa vielleicht nie wieder in ihr Leben zurückkehren würde, dass sie vielleicht längst tot war. Jane hatte sich antrainiert, ihre Gefühle nie zu zeigen, jedenfalls nicht öffentlich, es sei denn, die politischen Umstände verlangten es. Aber sie war nicht kalt. Nur hatte eine übermäßige Zurschaustellung von Wut, Frivolität oder auch zu auffälliges Heucheln von Ernst schon so manche politische Karriere vor die Wand gefahren. Niemand wollte, dass unmoralische, launische Finger die Abschusscodes von Nuklearwaffen hielten, und die Öffentlichkeit mochte es auch nicht, wenn die Frau eines solchen Mannes nicht ganz dicht im Oberstübchen war.

Also hatte Jane Cox sich seit zwanzig Jahren jedes Wort genau überlegt, jede Bewegung vorher durchdacht und sich jedes körperliche, spirituelle und emotionale Handeln im Vorfeld ein-

gehend überlegt. Und dafür musste sie nicht viel tun ... außer ihre Menschlichkeit aufgeben.

Der Terminplan, den man ihr heute Abend gegeben hatte, enthielt ein Zehnminutenfenster, um ihren Mann anzurufen, der sich auf einer Wahlkampfveranstaltung in Pennsylvania befand. Jane rief an und sagte das Übliche. Sie gratulierte ihm zu den letzten Umfrageergebnissen und seinen Fernsehauftritten, bei denen er ja so gut ausgesehen hatte.

»Alles in Ordnung mit dir, Liebling?«, fragte Cox.

»Alles in Ordnung ... außer Willa«, erwiderte Jane ein wenig emotionaler, als sie beabsichtigt hatte.

Die politischen Fähigkeiten ihres Mannes galten als ausgesprochen gut, selbst bei seinen Konkurrenten. Bei seiner Frau jedoch schien Dan Cox nie dieses Maß an Wahrnehmungsfähigkeit erlangt zu haben.

»Natürlich«, sagte er. Im Hintergrund waren Gespräche zu hören. »Wir tun, was wir können. Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, Jane.«

»Ich weiß.«

»Ich liebe dich«, sagte er.

»Ich weiß. Viel Glück heute Abend.« Jane legte auf. Ihr Zeitfenster war aufgebraucht.

Eine halbe Stunde später schaltete Jane CNN an. In einem Wahljahr schaltete sie prinzipiell keine politischen Sendungen ein, es sei denn, ihr Mann trat irgendwo auf. Die zweite Garde war gerade fertig, und die fünfundsiebzigtausend Menschen warteten auf den Mann, den zu sehen sie gekommen waren.

Begleitet von einem lauten, schnellen Song betrat Präsident Daniel Cox die Bühne. Jane erinnerte sich noch an Zeiten, als politische Veranstaltungen nicht wie Rockkonzerte aufgezogen worden waren; es hatte keine Anheizer gegeben, keine ohrenbetäubende Musik und keine lächerlichen Slogans aus der Menge. Früher war alles würdevoller und vielleicht auch realer gewesen. Nein, nicht vielleicht: Es *war* realer gewesen, echter. Heute war alles nur noch Show. Aufs Stichwort wurde ein Feuerwerk abgebrannt, als Janes Mann ans Rednerpult trat und den Blick auf die unsichtbaren Teleprompter richtete. Ja, auch das war früher anders gewesen, erinnerte sich Jane. Früher hatten Politiker tatsächlich frei gesprochen oder höchstens mal einen Blick auf ihre Notizen geworfen. Jane hatte mal gelesen,

dass manche Politiker zur Zeit des Unabhängigkeitskriegs und des Bürgerkriegs in der Lage gewesen waren, sich mehrere hundert Seiten lange Reden zu merken und fehlerfrei wiederzugeben.

Jane wusste, dass kein heutiger Politiker - ihr Mann eingeschlossen - eine solche Leistung vollbringen konnte. Andererseits war ein Versprecher zu Lincolns Zeiten im Gegensatz zu heute ja auch nicht binnen Sekunden auf der ganzen Welt verbreitet worden. Dennoch sehnte sich ein Teil von Jane nach diesen alten Zeiten, während sie zuschaute, wie ihr Mann vom Teleprompter ablas, mit den Fäusten aufs Rednerpult schlug und im Hintergrund, für die Kameras unsichtbar, Schilder den Teilnehmern der Veranstaltung sagten, wann sie zu applaudieren und zu jubeln hatten. Ja, die gute alte Zeit ... Früher hatten auch sie einmal selbstgemachte Sticker und Flugblätter verteilt, und ihr Mann hatte sich unter die Leute gemischt, aus dem Herzen gesprochen und sie persönlich darum gebeten, ihn zu wählen.

Heutzutage war es mehr, als setze sich ein ganzer Kleinstaat in Bewegung, wann immer der Präsident auf eine Veranstaltung ging. Man brauchte fast tausend Leute, mehrere Frachtflug-

zeuge und genug Fernmeldetechnik, um ein eigenes Telekommunikationsunternehmen aufzubauen, um es Janes Mann zu erlauben, in jedem Hotelzimmer der Welt auf das amerikanische Telefonnetz zuzugreifen. Die Führer der freien Welt konnten nicht spontan sein. Leider galt das auch für ihre Lebenspartner.

Jane schaute Dan weiterhin zu. Er sah gut aus, und das schadete keiner Karriere, auch keiner politischen. Dan wusste, wie er mit seinen Zuhörern umgehen musste. Er hatte einfach diese Art; die hatte er schon immer gehabt. Dan konnte einen gemeinsamen Nenner mit Millionären und Fabrikarbeitern finden, mit Schwarz und Weiß, mit den Klugen und den Dummen. Deshalb war er ja so weit gekommen. Die Menschen liebten ihn. Und sie glaubten, dass er sich wirklich um sie kümmere. Und das tat er auch; Jane glaubte das ebenfalls. Und ohne die bedingungslose Hingabe seiner besseren Hälfte hatte es noch kein Mann bis zum Präsidenten gebracht.

Jane hörte zu, wie Dan seine typische Siebenundzwanzig-Minuten-Jubelrede ablieferte. Heute Abend ging es um Wirtschaft, um Jobs und um die Zukunft der Stahl- und Kohleindustrie, denn Pennsylvania war ein Schlüsselstaat. Jane ertapp-

te sich dabei, wie sie die Worte der Rede mit-
sprach. Genau wie er legte sie dabei rhetorische
Pausen von ein, zwei, drei Sekunden ein, gefolgt
von einem Slogan oder einem Scherz, den sich
irgendein Redenschreiber von den Eliteuniversi-
täten des Ostens ausgedacht hatte.

Jane zog sich aus und schlüpfte ins Bett. Noch
bevor sie das Licht ausknipste, fühlte sie, wie die
Dunkelheit sich um sie schloss.

Am nächsten Morgen würde ein Zimmermäd-
chen die Kissen der First Lady feucht von Tränen
finden.

27.

Willa legte Stolz *und Vorurteil* beiseite. Nicht
lange, nachdem sie hierhergebracht worden war,
hatte sie die Wände abgeklopft und etwas Festes
dahinter entdeckt. Sie hatte auf Schritte gelauscht
und auf ihre Uhr geschaut; so war sie schließlich
zu dem Schluss gekommen, dass jede Stunde je-
mand vor ihrer Zelle patrouillierte. Sie bereitete
sich ihre eigenen Mahlzeiten zu, bestehend aus
Doseneintopf, kalt gegessen, oder Militärratio-

nen. Das war zwar nicht, was sie gewohnt war, aber das kümmerte ihren Magen nicht. Sie trank Flaschenwasser, kaute Cracker, versuchte, sich warm zu halten, und benutzte die batteriegetriebene Lampe nur sparsam. Wenn sie sich ausruhte, schaltete sie die Lampe aus und versuchte, sich nicht von der Dunkelheit ängstigen zu lassen.

Willa lauschte auf den Mann, den großen, älteren Mann. Sie hatte gelernt, ihn am Geräusch seiner Schritte zu erkennen. Sie mochte ihn lieber als die anderen, die ihr Wasser, Essen, saubere Kleidung und neue Batterien für die Lampe brachten. Die anderen sprachen nie, schauten ihr nie in die Augen, und doch hatte Willa Angst vor ihnen. Sie hatte Angst, ihr Schweigen würde plötzlich durch wilde Wut ersetzt werden.

Anfangs hatte Willa versucht, mit ihnen zu sprechen, doch jetzt nicht mehr. Stattdessen versuchte sie, sich unsichtbar zu machen, wann immer die Männer kamen, und wenn sie die Tür wieder hinter sich schlossen, seufzte Willa erleichtert.

Sie blickte auf die Uhr. Die Schritte waren gerade vorbeigekommen. Sie hatte jetzt Zeit. Zwei

Stunden frei. Willa nahm die Lampe und ging zur Tür. Vorsichtig klopfte sie daran. Und wartete. Klopfte. Wartete.

»Hallo?«, sagte sie. »Ich ... äh, ich glaube, hier drin ist ein richtig großes Feuer ausgebrochen.«

Keine Antwort.

Willa stellte die Lampe ab und holte den Stift aus der Tasche, den Quarry ihr gegeben hatte. Genauer gesagt, sie holte die *Klammer* des Stifts heraus. Die hatte einen Neunzig-Grad-Haken an einem Ende. Als Nächstes nahm Willa ein langes Stück Metall mit einem dreieckigen Knauf, das sie aus den Deckeln der Konservendosen gefertigt hatte. Mit der Lampe hatte sie das Metall gehalten, es mit der scharfen Kante eines anderen Deckels zurechtgeschnitten und dann entsprechend zusammengerollt und geformt.

Willa betrachtete das Schlüsselloch und rief sich ins Gedächtnis, was sie über das Schlösserknacken gelernt hatte. Vor zwei Jahren hatten sie die First Family in einem hundert Jahre alten Haus an der Küste von South Carolina besucht, das wohlhabende Freunde dem Präsidenten für einen zweiwöchigen Sommerurlaub zur Verfügung gestellt hatten. Colleen Dutton, damals erst

fünf, hatte sich selbst im Badezimmer eingesperrt. Das verängstigte Mädchen hatte geschrien, gegen die alte Tür gehämmert und an dem antiken Schloss gezerzt, doch ohne Erfolg. Dann war ein Secret-Service-Mann zur Rettung herbeigeeilt. Nach nur zehn Sekunden hatte er das Schloss mit einer Büroklammer geknackt und Colleen befreit.

Willa hatte ihre untröstliche Schwester nach dieser Episode stundenlang in den Armen gehalten. Später hatte sie sich Sorgen gemacht, Colleen würde sich auch daheim versehentlich ins Badezimmer einsperren; also hatte sie den Agenten gebeten, ihr das Schlösserknacken beizubringen. Das hatte der Mann getan; er hatte ihr auch den Unterschied zwischen einem gewöhnlichen und einem Sicherheitsschloss gezeigt. Sicherheitsschlösser waren schwerer zu knacken. Sie verlangten nach größerem Können und zwei verschiedenen Werkzeugen - und genau so einem Schloss sah Willa sich hier gegenüber.

Sie hing die Lampe an den Türgriff, sodass ihr Arbeitsbereich beleuchtet war. Dann schob sie die Stiftklammer hinein, drehte sie wie einen Schlüssel und übte so gerade genug Druck aus, dass die inneren Bolzen nicht wieder zurück-

rutschten. Anschließend schob sie das zweite Werkzeug mit der anderen Hand in den oberen Teil des Schlosses. Sie wandte so viel Kraft auf, dass ihr trotz der Kälte im Raum der Schweiß über die Stirn lief. Einmal rutschte sie ab, und die Klammer löste sich.

Willa steckte sie wieder hinein und versuchte es erneut. Sie hatte diese Handgriffe zu Hause viele Male geübt, hatte aber nie sagen können, wie lange es dauerte. Sie war keine Expertin, und so fehlte es ihr an Gefühl für den Druck der Bolzen. Es konnte Minuten oder auch Stunden dauern. Willa betete, dass es nur Minuten waren.

Als sie Schritte hörte, die näher kamen, erstarrte sie. Sie drehte das Handgelenk, schaute auf ihre Uhr. Es waren erst zwanzig Minuten vergangen. Kam der Mann zu ihr? Der alte Mann, der so sanft sprach? Und doch fühlte sie seinen Zorn und wusste, wie gefährlich er war. Nein, das war nicht sein Schritt. Das war einer der anderen Männer. Willa zog ihre Werkzeuge heraus und wollte gerade zu ihrem Bett zurückfliehen, als die Schritte verhallten. Trotzdem wartete Willa noch, um sicherzugehen.

Schließlich machte sie sich wieder ans Werk, diesmal mit doppelter Konzentration. Jetzt spürte sie, wie die Bolzen von ihrem selbstgemachten Dietrich abglitten. Einen nach dem anderen hob sie sie hoch und hielt dabei die Klammer so fest, dass ihre Hand zu schmerzen begann.

Dann fiel der letzte Bolzen zurück. Willa zog den Hebel heraus und drehte die Klammer wie einen Schlüssel. Der Riegel wurde zurückgezogen. Willa atmete tief durch und sprach ein stummes Gebet. Sie drehte die Lampe auf die niedrigste Stufe hinunter, lauschte aufmerksam und öffnete die Tür.

Dann wartete sie ein paar Augenblicke und verschwand in der Dunkelheit.

28.

Sean nippte an seinem Kaffee und beobachtete den Eingang des Apartmenthauses durch die Linse seiner Kamera. Es war ziemlich warm in Jacksonville, sodass Sean sein Jackett ausgezogen, auf den Beifahrersitz seines Mietwagens geworfen und die Klimaanlage hochgedreht hatte. Von

hier aus war der Parkplatz des Apartmenthauses trotz des Zaunes davor gut einzusehen.

Eine Minute später setzte Sean sich auf und legte den Gang ein. Sein Ziel war soeben aus der Glastür des Gebäudes gekommen und hatte sich einen Moment Zeit genommen, sich die Designersonnenbrille zurechtzurücken. Sean fiel sofort auf, wie aufreizend Cassandra Mallory gekleidet war. Sie trug einen Minirock, High Heels und ein Tanktop mit einem derart tiefen Ausschnitt, dass kaum noch Raum für Fantasie blieb.

Cassandra drückte auf ihren Autoschlüssel; das typische Piepen ertönte, und sie stieg in ihren Wagen. Als sie sich in ihr Mercedes-Cabrio setzte, genügte ein leichter Windstoß, um zu zeigen, dass sie unter dem Minirock nur einen weißen Stringtanga trug. Sie drückte einen Knopf auf dem Armaturenbrett, und das Metalldach wurde automatisch zurückgefahren.

Dann jagte sie mit wehender Mähne los und gab dabei ein Bild ab, das die deutschen Hersteller ihres Wagens in jedem Werbespot hätten zeigen können. Sean fuhr ihr hinterher.

Cassandra hielt zuerst an einer Wäscherei, dann an einer Apotheke. Vielleicht hat sie sich

die Pille geholt, überlegte Sean, während er sie von der anderen Straßenseite aus beobachtete.

Dabei konnte er sich ein Lächeln nicht verkneifen, denn die Frau wusste ihre Reize wahrlich einzusetzen. Wo immer Cassandra hinging - und sie konnte *gehen* -, gafften die Männer. Wenn sie in einen oder aus einem Wagen stieg, geschah es wie in Zeitlupe, und all die Dinge, die Männer des Nachts zum Schwitzen bringen, waren einen schier unendlich langen Augenblick zu sehen. Wenn sie langsamer ging, schienen auch sämtliche Männer langsamer zu werden. Und dann war einen Moment lang alles wie erstarrt, bis die gebräunten Beine, der perfekte Po und der verführerische Ausschnitt davonrasten, fortgerissen von brutaler Mercedes-Kraft.

Ihr nächstes Ziel, eine exklusive Wohngegend, war schon vielversprechender. Sean beobachtete, wie sie in die Einfahrt eines prachtvollen, stuckverzierten roten Hauses mit Palmen vor der Tür fuhr. Mit Hilfe des Zoomobjektivs seiner Kamera konnte Sean erkennen, wer Cassandra die Tür öffnete. Der Mann war groß und elegant, mit dichtem, leicht ergrautem Haar. Er trug eine Leinenhose, ein Polohemd und einen blauen Blazer.

Sean machte mehrere Fotos der beiden; dann verschwanden sie im Haus.

Sean bemerkte den Postwagen, der von Haus zu Haus die Straße hinunterfuhr. Nachdem der Bote die Post ausgeliefert hatte, wartete Sean, bis der Wagen um die Ecke verschwunden war. Dann fuhr er zum Briefkasten, öffnete die Klappe und schaute sich die Post an.

Greg Dawson, las er auf einem Umschlag. Er ging den Stapel weiter durch. Ein Brief erregte seine Aufmerksamkeit. Es handelte sich um ein Werbeschreiben, das offenbar an alle gerichtet war, die in einem bestimmten Geschäftsbereich arbeiteten. *Greg Dawson, Vice President, Science Matters, Ltd.*

Das wurde ja immer interessanter.

Sean steckte die Post zurück in den Briefkasten, fuhr bis zum Ende der Straße und schaute sich dort erst einmal um. Ein von Bäumen bestandenes Grundstück zwei Hausnummern von Dawson entfernt schien *die* Gelegenheit zu sein. Sean stieg aus, ging mit der Kamera in der Hand über das Grundstück, sprang über eine kleine Mauer, huschte über den Hinterhof von Dawsons Nachbar und spähte über die Stuckmauer, die

beide Grundstücke voneinander trennte. Als er niemanden sah, kletterte er auch über diese Mauer und duckte sich auf der anderen Seite hinter Sträucher.

Der Garten war üppig und professionell gestaltet. Sean schaute auf den großen Pool, den Wasserfall und das Poolhaus, das aus dem gleichen Material erbaut war wie das Haupthaus. Dawson hatte eindeutig Geld. Neben dem Pool stand ein Tisch. Ein Pitcher mit Limonade und zwei Teller waren dort angerichtet. Sean stellte seine Kamera ein und wartete. Eine Latina in der Uniform eines Zimmermädchens kam mit einem Tablett Essen heraus, richtete es an und verschwand wieder im Haus.

Dawson und Cassandra kamen ein paar Minuten später. Dawson zog den Stuhl für Cassandra zurück, und sie setzten sich zum Essen. Cassandra lächelte, als sie den Blick über die luxuriöse Umgebung schweifen ließ. Sean konnte sich leicht vorstellen, was die Frau gerade dachte. Sie könnte sich ziemlich schnell an diesen Luxus gewöhnen.

Als Dawson einen Umschlag aus der Jackentasche zog und ihn zu Cassandra schob, gelang es

Sean, auch das zu fotografieren. Dawson sagte irgendetwas, doch Sean konnte es über das Rauschen des Wasserfalls hinweg nicht hören. Cassandra öffnete den Umschlag, und Sean sah Bargeld. Auch davon machte er ein Foto.

Kurz darauf trat Cassandra ihre Stilettos von den Füßen, streckte ein langes Bein aus und legte ihren Fuß auf den Schritt ihres Tischnachbarn. Subtil war die Frau nicht gerade. Allerdings funkelte der Mann sie an und sagte etwas. Sean konnte auch diesmal nichts hören, aber Cassandra schien vor den Kopf gestoßen zu sein und zog sich rasch wieder die Schuhe an.

Sean kannte Dawson nicht, nickte aber anerkennend, dass er Cassandra, der Königin der Schlampen, hatte widerstehen können.

Nach dem Essen fuhr Cassandra nach Hause. Als sie dort ankam, beendete Sean die Beschatung und rief David Hilal an. Ohne ihm zu sagen, was er gerade erfahren hatte, erkundigte er sich nach der Firma Science Matters, Ltd.

»Das ist einer unserer Mitbewerber.«

»Kennen Sie einen Greg Dawson?«

»Er ist für das Gebot der Firma verantwortlich. Ein eiskalter Typ, der über Leichen geht. Warum?«

»Ich überprüfe gerade eine Theorie. Sie betrachten Cassandras Verbindungen zum Heimat-schutzministerium als Vorteil für Sie, nicht wahr?«

»Nun, wir sind der Meinung, unser Angebot und unsere Technologie sind Dawsons Team ohnehin überlegen, aber Cassandra auf unserer Seite zu haben, hilft schon. Wenn es unentschieden steht, wird der Auftrag auf diese Art wohl an uns gehen.«

»Haben dann nicht viele Leute versucht, Cassandra zu bekommen? Science Matters zum Beispiel? Und die sind doch größer als Sie, stimmt's?«

»Sicher. Und ich weiß, dass sie Cassandra vermutlich sehr viel geboten haben - mehr als wir. Aber Tuck konnte sie überzeugen, für uns zu arbeiten.«

Sean nickte nachdenklich. »Und wissen Sie, *wie* ihm das gelungen ist?«

»Ich habe da eine Idee.«

»Lassen Sie hören.«

»Er könnte ihr einen Anteil an der Firma versprochen haben. Ich weiß, dass sie ein Gehalt bekommt, denn ich bezahle die Rechnungen. Aber vielleicht haben die beiden eine Anteilsübertragung unter sich ausgemacht.«

»Obwohl auch Sie ein Partner sind?«

»Wie ich bereits sagte, ich bin der Juniorpartner. Was in etwa heißt, ich muss meinen Brei auslöffeln und höflich um Nachschlag bitten.«

»Aber wenn Tuck und Cassandra eine Affäre haben, und es kommt heraus ...«

»Das wäre gar nicht gut für uns.«

»Könnte Cassandra sich aus irgendeinem Grund *wünschen*, dass die Affäre ans Licht kommt?«, fragte Sean.

»Ich wüsste nicht, warum. Wenn sie Anteile an der Firma hat, würde das auch ihr schaden.«

»Nicht, wenn sie einen viel lukrativeren Plan B hat, Dave.«

29.

Zwei Stunden später wartete Sean, bis ein Wagen durch das Parkplatztor des Apartmentgebäudes fuhr. Er folgte ihm hinein, und das automatische Tor glitt hinter ihm wieder zu. Sean parkte auf einem Besucherparkplatz, schnappte sich den schmalen Karton vom Beifahrersitz und ging ins Foyer.

Der Concierge, ein drahtiger, kahler Mann in viel zu großem blauen Blazer, schaute von seiner Zeitung auf. »Kann ich Ihnen helfen?«

Sean klopfte auf den Karton. »Blumen für Miss Cassandra Mallory.«

»Okay, Sie können sie hierlassen.«

»Das geht nicht. Ich habe strikte Anweisung, sie persönlich abzuliefern. Miss Mallory muss dafür unterschreiben.«

»Das kann ich erledigen. Wir mögen es nicht, wenn Lieferanten die Aufzüge benutzen.«

»Kommen Sie schon. Ich kriege kaum genug, um meine Benzinrechnung bezahlen zu können. Ich lebe vom Trinkgeld. Sie geben mir doch Trinkgeld, ja?«

»Das sind nicht meine Blumen, also werde ich verdammt noch mal auch nichts bezahlen.«

»Hören Sie, Mann, ich versuche doch nur, mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich habe ein Dutzend Rosen in dem Ding und muss bis acht Uhr heute Abend noch fünfzehn weitere Lieferungen machen. Ich reiße mir den Arsch für einen Hungerlohn auf.«

»Sie sehen mir für einen Blumenjungen ein bisschen alt aus.«

»Ich hatte mal eine Vermittlungsagentur für Hypotheken.«

Der Mann schaute Sean wissend an. »Oh.«

»Können Sie nicht einfach oben anrufen und Miss Mallory sagen, dass ich hier bin? Wenn sie die Blumen nicht haben will, kein Problem.«

Der Mann zögerte, hob dann aber den Hörer ab. »Miss Mallory. Carl hier, der Concierge. Ich habe hier eine Blumenlieferung für Sie ...« Er hielt kurz inne. »Äh, ich weiß nicht. Warten Sie mal bitte.« Er blickte zu Sean. »Von wem sind die Blumen?«

Sean kramte in seiner Brusttasche und schaute auf einen Zettel. »Von einem Greg Dawson.«

Carl wiederholte es. »Jawohl. Sie sind der Boss.«

Er legte auf und wandte sich wieder Sean zu. »Heute ist Ihr Glückstag. Sie wohnt in Einheit 756. Der Aufzug ist da drüben.«

»Super. Ich hoffe, sie gibt gutes Trinkgeld.«

»Sie sind ein gutaussehender Bursche. Wenn Sie Glück haben, wird die Dame Sie vielleicht mit etwas anderem entlohnen.«

Sean täuschte Verwirrung vor. »Was meinen Sie damit?«

»Sagen wir mal so, mein Freund: Wenn sie durch die Lobby schlendert, habe ich das Gefühl, in einem Playboy-Video zu sein. Das ist der einzige Grund, warum ich hier noch arbeite.«

Sean fuhr mit dem gläsernen Aufzug nach oben und genoss dabei den unglaublichen Ausblick auf die Küste. Cassandra musste an der Tür gewartet haben, denn kaum hatte er geklopft, machte sie auf. Sie war barfuß und trug einen Frotteemantel, der nur bis zu den Oberschenkeln reichte. Ihr Haar war nass. Entweder war sie geschwommen oder hatte geduscht.

»Blumen?«, fragte sie.

»Genau. Von einem Mr. Dawson.«

»Ich muss sagen, das überrascht mich.«

Sean spielte den Charmanten. »Sie sehen mir wie eine Frau aus, Ma'am, die von den Herren eine Menge Blumen bekommt.«

Sie schenkte ihm ein Lächeln. »Sie sind süß.«

»Bitte, unterschreiben Sie hier.« Sean hielt ihr ein Klemmbrett und einen Stift hin. Während Cassandra unterschrieb, öffnete Sean den Karton. Zwölf langstielige Rosen befanden sich darin, die er für vier Dollar von einem Straßenhändler gekauft hatte.

Cassandra nahm eine und roch daran. »Sie sind wunderschön.«

»Haben Sie eine Vase? Die Blumen müssen gleich ins Wasser.«

Cassandra schaute ihn an, und ihr Lächeln wurde breiter. Während sie den Blick über seine schlanke, eins fünfundachtzig große Gestalt und das attraktive Gesicht schweifen ließ, fragte sie mit kehliger Stimme, sodass Sean sich plötzlich schmutzig vorkam: »Wie heißen Sie?«

»Sean.«

»Ich habe Sie hier noch nie gesehen, *Sean*.«

»Ich war ja auch noch nie hier - leider.«

»Warum bringen Sie die Blumen nicht hinein, während ich nach einer Vase suche?«

Als sie sich umdrehte, strich sie Sean wie unbeabsichtigt mit ihren Brüsten über den Unterarm. Die Bewegung war so subtil, dass Sean daraus nur schließen konnte, dass Cassandra sie jahrelang geübt hatte. Er folgte ihr hinein und zog die Tür hinter sich zu. Der Riegel fiel automatisch ins Schloss.

Die Wohnung war luxuriös. Die Frau hatte einen guten Geschmack, was Kunst, Möbel und Orientteppiche betraf. Sie ging in die Küche, öffnete einen Schrank und beugte sich nach vorne. Der Anblick, der sich Sean bot, ließ ihn erröten. Ein winziges schwarzes Höschen war an die Stelle des weißen Tangas getreten, aber der Rest war ganz und gar Cassandra.

Noch immer vornübergebeugt drehte sie sich um; offensichtlich, um sicherzustellen, dass er sie auch beobachtete. Als ihr Blick dem seinen folgte, spielte sie die Erschrockene. »Oh. Tut mir leid.«

Sean brachte ein Grinsen zustande. »Mir nicht. Der weibliche Körper ist schön. Warum sollte man ihn verstecken?«

Sie erwiderte sein Lächeln. »Mir gefällt Ihre Einstellung.«

Als Cassandra eine Vase aus dem Schrank holte, nahm sie sich so viel Zeit, dass Sean ihre Leiche allein anhand der Pobacken hätte identifizieren können. Schließlich richtete sie sich wieder auf und drehte sich zu ihm um.

Ihr Lächeln erlosch.

Sie starrte auf das Display von Seans Kamera - auf das Foto, das zeigte, wie Greg Dawson ihr den Umschlag gab.

»Was ist das? Wer sind Sie?«

Sean setzte sich auf einen der Barhocker am Küchentresen.

»Woher haben Sie dieses Foto?«, wollte Cassandra vorwurfsvoll wissen.

»Bitte, ziehen Sie sich zuerst etwas an. Ihre Stripteaseshow wird allmählich langweilig.«

Cassandra funkelte ihn an. »Nennen Sie mir einen Grund, warum ich nicht sofort die Polizei rufen sollte!«

Zur Antwort hielt Sean wieder die Kamera in die Höhe. »Weil dann dieser nette Schnappschuss von Ihnen und dem guten Greg ans Heimatschutzministerium geschickt wird. Und wenn

Sie dann keine gute Erklärung dafür haben, dass der Mann, der Tuck Duttons Konkurrenzfirma leitet, Ihnen bei einem gemütlichen Essen bei sich zu Hause einen Umschlag überreicht hat, kann Science Matters sich von dem fetten Auftrag verabschieden. Habe ich recht oder nicht, Cassandra? Und jetzt ziehen Sie sich was an.«

Sie huschte davon, um sich umzuziehen. Als sie zurückkam, trug sie einen grünen Jogginganzug aus Velours.

Sean nickte anerkennend. »Schon besser. Jetzt kann ich Sie endlich wie eine Erwachsene behandeln.« Er setzte sich aufs Sofa. Cassandra hockte sich ihm gegenüber und schob die Beine unter sich.

»Dann waren die Blumen also nicht von Greg, nehme ich an«, bemerkte sie mit giftigem Unterton.

»Stimmt. Dass er Sie beim Essen hat abblitzen lassen, war nicht gespielt. Vielleicht ist er Bräute wie Sie gewöhnt und weiß, was er davon halten soll.«

»Wer sind Sie eigentlich, und was wollen Sie?«, fragte Cassandra. »Denn je schneller Sie von hier verschwinden, desto besser.«

»Ich stelle hier die Fragen, nicht Sie.«

»Warum ...«

Sean hielt wieder das Foto in die Höhe, und Cassandra schloss den Mund.

»Ich weiß von Ihnen und Tuck Dutton.«

Sie verdrehte die Augen. »Geht es darum? Also bitte.«

»Sie haben eine Affäre mit ihm.«

»Beweisen Sie's.«

»Das muss ich nicht. Das kann ich dem FBI überlassen.«

»FBI? Wovon reden Sie, verdammt?«

»Tucks Frau ist ermordet worden, und seine älteste Tochter wurde entführt. Sagen Sie mir jetzt nicht, Sie hätten das nicht gewusst.«

»Natürlich wusste ich das. Die Zeitungen sind ja voll davon. Seine Schwester ist die First Lady.«

»Gefällt es Ihnen, den Schwager des Präsidenten zu ficken?«

»Fahren Sie zur Hölle!«

»Darüber sollten *Sie* sich Sorgen machen.«

»Was soll das nun wieder heißen?«, erwiderte Cassandra in gespielt gelangweiltem Tonfall.

»Es ist das älteste Motiv der Welt: ein Mann, der seine Frau um die Ecke bringt, damit er seine Geliebte heiraten kann.«

»So war das nicht mit Tuck und mir.«

»Wie war es dann? Wenn Sie es mir nicht sagen, müssen Sie es dem FBI erzählen. Und der Agent, der die Ermittlungen leitet, ist nicht annähernd so nett wie ich.«

»Tuck hat sich zu mir hingezogen gefühlt ...«

»Das weiß ich. Und wenn Sie ihm die gleiche Show geboten haben wie mir gerade, kann ich ihm keinen Vorwurf daraus machen. Das heißt ... eigentlich schon, weil er offensichtlich ein schwacher kleiner Bastard ist. Wie kommt es, dass Sie für ihn arbeiten, obwohl größere Gesellschaften Ihnen doch sicherlich bessere Angebote unterbreitet haben?«

»Sie scheinen eine Menge über mich zu wissen.«

»Ich war schon immer neugierig. Also?«

»Er hat gesagt, er würde sehr nett zu mir sein, wenn wir den Auftrag bekommen.«

»Also ging es nicht nur um Gehalt, sondern auch ... nennen wir es ›Dividende‹.«

»So was in der Art.«

»Ich bin nicht an ›so was in der Art‹ interessiert. Ich will Fakten.«

»Zwanzig Prozent vom Gewinns aus diesem Auftrag«, antwortete Cassandra rasch. »Zusätzlich zu meinem Gehalt und der Prämie.«

»Dann aber haben Sie ein besseres Angebot bekommen, nur dass Sie zu diesem Zeitpunkt bereits bei Tuck unterschrieben haben.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, erwiderte Cassandra zögernd.

»Und ob Sie das wissen. Sie hatten eine Affäre mit Tuck. Dawson hat seine Augen überall, deshalb findet er es heraus - oder vielleicht hat er Sie erst dazu animiert, wer weiß. Aber jetzt hat er Beweise, die er dem Heimatschutzministerium vorlegen kann. Den Schwager des Präsidenten ficken ... Wenn das auffliegt, gewinnt Dawson den Auftrag, und Sie werden unter der Hand bezahlt. Vielleicht war ein Teil dieser Bezahlung ja schon in dem Umschlag, den Sie heute bekommen haben.« Sean hob die Kamera. »Allerdings habe ich jetzt Beweise, die ich dem Ministerium vorlegen kann, und damit wäre Ihr Traum vorbei. Das ist eine interessante Entwicklung, finden Sie

nicht? Warum wurde die Sache mit Bargeld abgewickelt?«

»Greg sagte, heutzutage könne man jede Überweisung zurückverfolgen, egal wohin. Das Geld war eine Art Vorschuss.«

»Verstehe.«

»Ich, äh ...«, sagte Cassandra. »Vielleicht können wir uns ja einigen.«

»Ich will kein Geld in einem Umschlag.«

»Es muss nicht immer Geld sein.« Cassandra schaute ihn nervös an. »Ich weiß, dass Sie mich für eine Schlampe halten, aber das bin ich nicht. Wir könnten viel Spaß miteinander haben.*Unheimlich* viel.«

»Danke, aber ich stehe nicht auf Frauen, die jedem Laufburschen, der an ihre Tür klingelt, sofort ihren Hintern zeigen. Ich will ja nicht unverschämt sein, aber wann haben Sie sich zum letzten Mal auf Geschlechtskrankheiten untersuchen lassen?«

Cassandra wollte ihn schlagen, doch Sean packte ihr Handgelenk.

»Aus der Nummer kommen Sie nicht wieder raus, indem Sie die Beine breit machen, Lady. Hier geht es nicht um irgendeinen lausigen Re-

gierungsauftrag oder das schöne Leben in einem Apartmenthaus. Wenn Sie nicht mit mir kooperieren, werden Sie sich dem Vorwurf der Beihilfe zum Mord und zur Entführung stellen müssen. In Virginia sind das Kapitalverbrechen. Der Tod durch Giftspritze mag schmerzlos sein, aber tot sind Sie trotzdem.«

Cassandra rannen die Tränen über die Wangen. »Ich hatte nichts mit alledem zu tun. Ich schwöre.«

Sean holte ein digitales Diktiergerät heraus und legte es auf den Beistelltisch.

»Setzen Sie sich.«

Cassandra gehorchte.

»Folgendes: Wenn Sie mir nicht die vollständige Wahrheit sagen - und ich weiß genug, um zu merken, wenn Sie mich auf den Arm nehmen wollen -, geht die Sache ans FBI, und zwar sofort. Verstanden?«

Cassandra nickte und wischte sich die Tränen aus den Augen.

»Sehr gut.« Sean schaltete das Gerät ein und sagte: »Am Tag vor dem Mord an seiner Frau war Tuck hier bei Ihnen. Er war hier in Ihrer Wohnung. Ist das korrekt?«

Sie nickte.

»Sagen Sie es bitte laut und deutlich.«

»Ja, er war hier.«

»Er hat die Nacht hier verbracht?«

»Ja.«

»Und Sie beide hatten eine Affäre?«

»Ja.«

»Wusste seine Frau davon?«

»Ich weiß nicht. Tuck schien es zumindest nicht zu glauben.«

»Tuck hat Sie wegen Ihres früheren Jobs beim Heimatschutzministerium eingestellt. Er glaubte, auf diese Weise an einen Insider heranzukommen, um sich den Auftrag an Land zu ziehen, korrekt?«

»Ja.«

»Und jetzt hintergehen Sie ihn mit Greg Dawson und Science Matters?«

Cassandra zögerte. Sean griff nach dem Diktiergerät. »Okay. Wie Sie wollen.«

»Warten Sie! Ja, ich arbeite hinter Tucks Rücken mit Greg Dawson zusammen. Er hat uns beschatten lassen und so das mit der Affäre herausgefunden. Er ist zu mir gekommen und hat

mir ein besseres Angebot gemacht. Ich habe es angenommen.«

»Tuck Dutton hätte eigentlich erst einen Tag nach dem Überfall auf seine Familie zurückkommen sollen. Wissen Sie, warum er früher geflogen ist?«

»Wir ... Wir hatten eine Meinungsverschiedenheit.«

»Worüber?«

»Ich glaube, er hat geahnt, dass da was hinter seinem Rücken lief.«

»Mit Dawson und Ihnen?«

Cassandra blickte Sean überrascht an. »Nein. Genau das Gegenteil.«

Sean wirkte verwirrt. »Das Gegenteil?«

»Er dachte, seine *Frau* habe eine Affäre. Ich habe ihm gesagt, wie dumm diese Vermutung sei und wie gering die Chancen stünden, dass er und seine Frau gleichzeitig mit anderen in die Kiste hüpfen. Das war vielleicht ein bisschen taktlos, aber Männer sind wie kleine Jungen, wenn es um Ehebruch geht. Okay, du hast Mist gebaut, aber so schlimm ist das auch wieder nicht. Sieh zu, dass du darüber hinwegkommst.«

»Aber er ist nicht darüber hinweggekommen.«

»Nein. Ich war sicher, dass er mich schlägt. Er hat gesagt, er liebe seine Frau, und dabei saßen wir nackt auf dem Bett, nachdem wir uns halb bewusstlos gefickt hatten. Ich sagte irgendwas Dummes wie ›Na, dann hast du aber eine tolle Art, das zu zeigen.‹ Dann hat er mich angeschrien, hat seine Sachen geschnappt und ist verschwunden.«

»Hat er gesagt, wie er auf den Gedanken gekommen ist, dass seine Frau eine Affäre habe?«

»Er hat irgendetwas von Anrufen erwähnt, die er mitgehört hatte. Und er sagte, einmal sei er Pam gefolgt, und sie habe Kaffee mit einem ihm unbekannten Mann getrunken.«

Sean lehnte sich auf die Kissen zurück. Was Cassandra sagte, eröffnete ihm ganz neue Blickwinkel, an die er nie auch nur gedacht hatte.

»Hat er Ihnen erzählt, wie der Kerl aussah?«

»Nein.«

»Es gibt da eine Stunde zwischen Tucks Ankunft und seiner Ankunft zu Hause, von der wir nicht wissen, was er in der Zeit getan hat. Ungefähr zwischen halb zehn und elf Uhr abends. Hat er Sie in dieser Zeit angerufen?«

»Nein. Seit er hier herausgestürmt ist, habe ich kein Wort mehr von ihm gehört.«

Sean schaute sie zweifelnd an. »Die Wahrheit, Cassandra.«

»Ich schwöre. Überprüfen Sie meine Telefonverbindungen. Ich bin ins Bett gegangen und habe mit keinem mehr geredet.«

Sean schaltete das Diktiergerät aus. »Kann sein, dass ich noch einmal mit Ihnen sprechen muss. Dann will ich Sie nicht lange suchen müssen, okay?«

»Werden Sie das alles bekanntmachen?«

»Nein. Jedenfalls jetzt noch nicht. Aber ich will Ihnen einen Rat geben. Sagen Sie dem guten Greg, er soll das Angebot zurückziehen.«

»Er wird sich schrecklich aufregen. Er hat mir schon eine Menge Geld gezahlt.«

»Das ist Ihr Problem. Warum zeigen Sie ihm nicht mal Ihren Hintern? Auf den Fuß am Sack scheint Greg ja nicht zu stehen.«

Sean flog noch am selben Abend nach D. C. zurück. Er hatte eine Menge herausgefunden. Das Problem war nur, dass er jetzt noch mehr Fragen hatte als zuvor.

30.

Willa hielt sich dicht an der Felswand, als sie durch den Gang huschte, während ihre Finger über die unebene Oberfläche glitten. Sie lauschte auf jedes Geräusch, hielt nach jedem noch so kleinen Licht Ausschau. Ihre Lampe hatte Willa so weit heruntergedreht, dass sie kaum sehen konnte. Es war kalt, und der Dunst ihres eigenen Atems folgte dem Mädchen auf seinem dunklen Weg. Willa bog um die Ecke und blieb stehen.

Kam da jemand? Sie schaltete das Licht aus, drückte sich an den Fels. Fünf Minuten später war sie wieder in Bewegung. Diesmal ließ sie das Licht ausgeschaltet. Ihre Hand glitt über Holz und dann Metall. Erneut blieb Willa stehen und schaltete das Licht wieder ein. Ein Metallschloss.

Genau wie das Schloss an meiner Tür.

Willa nahm allen Mut zusammen, hob die Hand und klopfte leise an das Holz. Keine Antwort. Sie klopfte noch einmal, diesmal lauter.

»Wer ist da?«, fragte eine zittrige Stimme.

Willa schaute sich um; dann drückte sie das Gesicht an die Tür und flüsterte: »Sind Sie eingesperrt?«

Sie hörte Schritte. Dann fragte die Stimme:
»Wer sind Sie?«

»Ich heiße Willa. Ich war auch eingesperrt, aber ich bin entkommen. Ich glaube, ich kann Sie auch rausbekommen. Wie heißen Sie?«

»Diane«, flüsterte die Stimme.

»Wissen Sie, warum Sie hier sind?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Warten Sie.«

Willa holte ihre improvisierten Dietriche hervor und machte sich an die Arbeit. Hier war es schwieriger als an ihrer eigenen Tür, denn hier durfte sie das Licht nicht hherstellen. Außerdem lauschte sie auf jedes noch so leise Geräusch, während sie sich gleichzeitig darauf konzentrierte, die Bolzen korrekt zu verschieben.

Schließlich drehte sie den Dietrich, und die Tür schwang auf.

Diane Wohl schaute sie an. »Du bist ja noch ein Kind.«

»Ich bin fast ein Teenager«, verbesserte Willa sie, »und ich habe es geschafft, aus meinem

Raum rauszukommen und Sie aus Ihrem rauszuholen. Kommen Sie.«

Als sie sich auf den Weg machten, schaute Diane sich um. »Wo sind wir?«

»Sie müssen leise sprechen«, flüsterte Willa. »An Orten wie diesen trägt jedes Geräusch weit.«

»Orten wie was?«, fragte die Frau, diesmal leiser.

Willa legte die Hand auf die Wand. »Ich glaube, wir sind im Schacht einer alten Mine.«

»O Gott«, stieß Diane hervor. »Wenn wir in einer alten Mine sind, kann sie jeden Augenblick über uns einstürzen!«

»Glaub ich nicht. Die Stützbalken sehen stabil aus, und die Männer, die uns hier festgehalten haben, hätten uns nie an einen gefährlichen Ort gebracht.«

»Warum nicht?«

»Weil es für sie dann ebenfalls gefährlich wäre.«

»Weißt du, wo es hier rausgeht?«

»Ich versuche, einen Luftzug zu finden. Dann wissen wir, in welche Richtung wir müssen.«

»Aber wenn wir weitergehen, verirren wir uns ... vielleicht für immer.«

»Keine Angst.« Willa leuchtete mit der Lampe auf den Boden. »Ich habe die Etiketten der Konservendosen zerrissen und alle paar Schritte einen Fetzen fallen lassen. So wissen wir, woher wir gekommen sind, wenn wir wieder zurückwollen.«

Sie gingen weiter.

Willa schaute auf ihre Uhr. »Uns bleiben noch zwanzig Minuten, bis sie wieder vorbeikommen. Der andere Mann könnte aber auch auftauchen. Er ist unberechenbar.«

»Der große Kerl mit dem weißen Haar?«

»Ja. Er scheint nicht so schlimm zu sein wie die anderen; trotzdem habe ich Angst vor ihm.«

»Ich habe Angst vor allen.«

»Wo wohnen Sie?«

»In Georgia.«

»Ich bin aus Virginia. Hoffentlich geht es meiner Familie gut. Der Mann hat gesagt, er hätte sich mit ihnen in Verbindung gesetzt und ihnen gesagt, dass es mir gut geht. Haben Sie auch Familie?«

»Nein«, antwortete Diane. »Jedenfalls keine eigene. Aber ich habe ihn gebeten, meiner Mutter zu sagen, dass mit mir so weit alles in Ordnung ist ... nur weiß ich nicht, ob es so bleibt.«

»Das wäre ein Grund mehr, von hier zu verschwinden«, sagte Willa.

»Was war das?«, zischte Diane plötzlich.

Hinter ihnen war ein Schrei ertönt.

»Ich glaube, sie haben herausgefunden, dass wir verschwunden sind«, sagte Willa. Im selben Augenblick spürte sie einen Luftzug auf der Wange. Sie ergriff Dianas Hand. »Hier lang.«

Sie eilten den Gang hinunter.

»Schauen Sie!«, sagte Willa.

Der Gang endete an einer dicken Tür.

Diane versuchte, die alte Tür zu öffnen, doch ohne Erfolg.

Willa hielt bereits ihre Werkzeuge in der Hand. Während Diane das Licht für sie hielt, schob das Mädchen die Dietriche ins Schloss und arbeitete schnell, aber methodisch.

»Wo hast du das gelernt?«, fragte Diane erstaunt.

»Manchmal ist es gar nicht schlecht, wenn man eine kleine Schwester hat, die sich immer

wieder im Badezimmer einschließt«, antwortete Willa und fuhrwerkte mit den Dietrichen herum.

Diane schaute in den Gang zurück. »Sie kommen. O Gott, ich glaube, sie kommen! Beeil dich!«

»Wenn ich zu schnell mache, klappt es nicht«, erwiderte Willa ruhig.

»Und wenn du nicht schnell machst, schnappen sie uns.«

Der letzte Bolzen fiel an seinen Platz. Willa drehte den Dietrich und schob mit Dianas Hilfe die schwere Tür auf. Das Licht, das sie dahinter erwartete, war so grell, dass sie die Augen schützen mussten. Sie rannten hinaus und schauten sich blinzeln um.

Sekunden später traf das Geräusch der schnellen Schritte hinter ihnen sie härter als das Sonnenlicht.

»Komm!«, schrie Diane.

Sie packte Willas Hand. Gemeinsam rannten sie in dem Augenblick auf das Feld hinaus, als dort ein kleines Flugzeug landete.

»Wer ist das hinter uns?«, fragte Diane.

Willa schaute sich um. Ihr fiel auf, dass man diesen Ort offenbar nur mit dem Flugzeug errei-

chen konnten. »Auf jeden Fall keiner, dem wir begegnen wollen. Hier entlang. Schnell.«

Sie änderten die Richtung und duckten sich im selben Moment hinter einen Felsen, als Daryl und Carlos aus der Mine stürmten und in verschiedene Richtungen davonrannten. Willa und Diane krochen und hangelten sich den steilen Hang hinauf und hielten sich dabei so gut in Deckung wie möglich.

»Vielleicht kommen wir ja bis oben und können auf der anderen Seite runter«, keuchte Willa.

Diane atmete so schwer, dass sie kaum antworten konnte. Sie packte Willa am Arm. »Ich ... muss ein bisschen ... zu Atem kommen. Ich war noch nie ... eine gute Sportlerin.«

Eine Minute später setzten sie ihren Aufstieg fort. Schließlich erreichten sie den Kamm und blickten auf der anderen Seite über die Kante hinunter.

»Gott steh uns bei«, sagte Diane. Vor ihnen ging es steil, beinahe senkrecht hinunter. »Das schaffe ich nie.«

»Ich werde es auf jeden Fall versuchen«, erklärte Willa. »Ob Sie hier ein Versteck finden

können? Wenn ich's schaffe, von hier wegzukommen, hole ich Hilfe.«

Diane schaute sich um. »Ja, ich glaube, das geht.« Sie blickte noch einmal über die Kante in die Tiefe. »Willa, das wirst du nicht überleben. Das geht nicht.«

»Ich *muss*.«

Willa packte einen Felsen, tastete mit dem Fuß nach einem schmalen Vorsprung und machte den ersten Schritt nach unten. Der Vorsprung hielt, auch wenn ein paar Kiesel und Sand die Wand hinunterfielen und vom Wind verwirbelt wurden.

»Sei vorsichtig!«, flehte Diane.

»Ich versuch's«, keuchte Willa. »Das ist wirklich schwer.«

Sie ließ sich zu einem weiteren Vorsprung hinunter und wollte gerade weiter, als der Fels, auf dem sie stand, plötzlich nachgab.

»Willa!«, schrie Diane.

Das Mädchen griff nach allem, was Halt versprach, doch sie bekam nur lose Erde zu packen, und Steine prasselten auf sie ein.

»Hilfe!«

Diane wurde beiseite gestoßen, als der Mann an ihr vorbeistürmte, den Arm ausstreckte und

Willa am Handgelenk packte - eine Sekunde, bevor sie verloren gewesen wäre.

Willa wurde wie ein Fisch aus dem Meer in die Höhe gezogen. Als sie auf dem Boden lag, schaute sie hinauf in das Gesicht ihres Retters.

Sam Quarry sah gar nicht glücklich aus.

31.

Michelle starrte auf die Leiche ihrer Mutter. Die Autopsie war beendet, und auch wenn noch ein paar Untersuchungsergebnisse ausstanden, war jetzt bereits klar, dass Sally Maxwell keines natürlichen Todes gestorben war. Sie war durch einen Schlag auf den Kopf getötet worden.

Michelle hatte mit dem leitenden Gerichtsmediziner gesprochen. Da ihr Bruder Sergeant bei der hiesigen Polizei war, hatte sie Zugang zu Stellen bekommen, die ihr ansonsten verschlossen geblieben wären. Die Familien von Mordopfern erhielten üblicherweise nur offizielle Beileidsbekundungen und ein bisschen Zeit allein mit ihren Toten, aber keine Fakten. Der Grund

dafür war so einfach wie beunruhigend: Häufig fanden Morde innerhalb der Familie statt.

Der Pathologe hatte sich knapp ausgedrückt, doch seine Aussage war unmissverständlich gewesen. »Ihre Mutter ist nicht gestürzt und hat sich den Kopf aufgeschlagen. Dafür war die Wunde zu tief. Der glatte Betonboden hätte eine solche Verletzung nicht hervorrufen können, und am Türgriff oder dem Treppengeländer fanden sich keine Spuren. Außerdem hätten die Kanten auch nicht zum Wundprofil gepasst.«

»Was genau war das denn für ein Profil?«

»Ich sollte eigentlich nicht mit Ihnen darüber reden«, erwiderte der Arzt gereizt.

»Bitte. Es geht um meine Mom. Ich bin dankbar für jede Hilfe, die Sie mir geben können.« Das Flehen schien den Mann zu rühren.

»Es war ein ungewöhnliches Profil. Ungefähr zehn Zentimeter lang und einen Zentimeter breit. Müsste ich raten, würde ich auf Metall tippen. Aber es war von der Form her wirklich seltsam.«

»Also wurde sie eindeutig umgebracht.«

Der Pathologe schaute Michelle durch seine Brille hindurch an. »Ich mache das jetzt schon seit dreißig Jahren, aber ich habe noch nieman-

den gesehen, der sich selbst durch einen Schlag mit einem stumpfen Gegenstand tötet und die Waffe nach seinem Tod dann so gut versteckt, dass die Polizei sie nicht mehr finden kann.«

Anschließend war die Leiche von Michelles Mutter freigegeben und an ein Bestattungsinstitut überstellt worden. Michelle war noch einmal hergekommen, um ihre Mutter zu sehen, bevor sie für die Beerdigung zurechtgemacht wurde. Eine Decke verhüllte sie bis zum Hals; deshalb war zum Glück der y-förmige Schnitt nicht zu sehen, den der Gerichtsmediziner vorgenommen hatte.

Michelles Brüder hatten sie nicht begleiten wollen. Als Polizisten wussten sie, dass eine Leiche nach der Autopsie wie die andere aussah, besonders, wenn der Tod bereits achtundvierzig Stunden zurücklag. Die Phrase »Schönheit geht nicht tiefer als die Haut« war nirgends passender als hier. Nein, Michelles »harte« Brüder wollten warten, bis der Körper künstlich aufgefrischt, geschminkt, elegant gekleidet und in einem Dreitausend-Dollar-Sarg aufgebahrt war.

Michelle wollte sich aber nicht so an ihre Mutter erinnern; deshalb war sie hier. Sie musste se-

hen, welche Gewalt der Frau angetan worden war, die ihr vor über dreißig Jahren das Leben geschenkt hatte. Michelle war versucht, den Kopf der Toten zu drehen, um sich die Wunde selbst anzusehen, widerstand aber diesem Verlangen. Es wäre despektierlich gewesen. Und wenn der Pathologe die Tatwaffe schon nicht bestimmen konnte, dann konnte Michelle es erst recht nicht.

Sie stellte sich die letzten Augenblicke im Leben ihrer Mutter vor. Hatte sie ihren Mörder gesehen? Hatte sie ihn gekannt? Hatte sie gewusst, warum sie ermordet worden war? Hatte sie Schmerzen gelitten?

Und die letzte, furchtbarste Frage:

Hat Dad sie ermordet?

Michelle nahm die Hand ihrer Mutter und streichelte sie. Sie sagte Dinge zu der toten Frau, die sie nie über die Lippen gebracht hatte, als sie noch am Leben gewesen war. Michelle fühlte sich leerer denn je, und in letzter Zeit waren ihre Depressionen schon schlimm genug gewesen.

Fünf Minuten später war sie wieder an der frischen Luft und atmete tief durch. Die Nachhausefahrt ging in Erinnerungen an ihre

Mutter unter. Als Michelle schließlich in der Einfahrt ihres Hauses parkte, blieb sie noch eine Zeitlang im Auto sitzen und rang um Fassung.

Ihr Vater hatte Abendessen gemacht. Michelle setzte sich zu ihm. Ihre Brüder waren gemeinsam ausgegangen - vermutlich so ein Männerding, nahm Michelle an - und gaben ihrer kleinen Schwester auf diese Weise ein wenig Zeit allein mit ihrem alten Herrn.

»Die Suppe schmeckt gut«, bemerkte Michelle.

Frank löffelte sich ein wenig Hühnerbrühe in den Mund. »Die habe ich selbst gemacht. Im Laufe der Jahre habe ich immer häufiger gekocht.« Dann fügte er ein wenig verbittert hinzu: »Aber das kannst du ja nicht wissen. Du warst ja nicht hier.«

Michelle lehnte sich zurück, brach sich ein Stück Brot ab und kaute darauf, während sie sich fragte, was sie erwidern sollte. In gewisser Weise konnte sie nichts darauf erwidern: Siewar nicht hier gewesen. Auf der anderen Seite fragte sie sich, warum Dad ihr ausgerechnet jetzt Schuldgefühle bereiten wollte.

»Hatte Mom auch genug Beschäftigung?«

»Sie hatte ihre Freundinnen. Deine Mutter war schon immer sozialer als ich. Ich nehme an, das lag am Job. Ich musste stets eine gewisse Distanz wahren. Sie hatte nie dieses Problem.«

Und sie war nicht so verbittert.

»Man weiß nie, ob ein Kumpel nicht plötzlich gegen das Gesetz verstößt.« Kaum hatte Michelle ausgesprochen, wünschte sie sich, diese Worte nie gesagt zu haben.

Frank ließ sich Zeit, bevor er erwiderte: »Ja, so was in der Art.«

»Gab es da jemand Besonderen? Freunde, meine ich.«

»Freundinnen. Rhonda, Nancy, Emily, Donna.«

»Was haben sie denn so gemacht?«

»Karten spielen, Shoppen, Golf, Essen gehen, ein Schwätzchen halten ... was Rentnerinnen eben so machen.«

»Und du hast dich ihnen nie angeschlossen?«

»Manchmal. Aber es war nun mal eine Frauenrunde.«

»Zu wem wollte Mom an jenem Abend?«

Wieder ließ Frank sich länger Zeit, bevor er antwortete. Wäre Michelle eine Spielerin gewe-

sen, sie hätte darauf gewettet, dass ihr Vater ihr eine Lüge auftischte.

»Zu Donna ... glaube ich. Sie hat irgendwas von Abendessen gesagt. Sicher bin ich mir aber nicht. Das war so im Vorbeigehen.«

»Wie heißt Donna mit Nachnamen?« Diesmal zögerte Frank nicht. »Warum?«

»Warum was?«

»Warum willst du Donnas Nachnamen wissen?«

»Jemand hat sie angerufen und ihr gesagt, Mom habe es nicht geschafft, weil sie tot ist.«

»Nicht in diesem Ton, Kleine!«

»Ich bin seit zwanzig Jahren keine *Kleine* mehr, Dad.«

Frank legte den Löffel weg. »Ich habe sie angerufen, okay? So groß ist die Stadt auch nicht. Sie hatte es bereits gehört.«

»Dann wollte Mom also wirklich zu Donna?«

Einen Augenblick lang schaute Frank seine Tochter verwirrt an. »Was? Ja ... Ja, ich glaub schon.«

Michelle spürte einen schrecklichen Schmerz in der Brust. Sie stand auf, murmelte irgendeine dumme Entschuldigung und verließ das Haus.

Draußen rief sie den einzigen Menschen an, dem sie je wirklich vertraut hatte.

Sean King war gerade eben in Washington gelandet.

»Ich brauche dich«, sagte Michelle, nachdem sie Sean informiert hatte, was passiert war.

Sean suchte sich einen Flug nach Nashville.

32.

Du hättest dich umbringen können«, sagte Quarry wütend, als er Willa gegenüber in ihrer »Zelle« saß.

»Ich bin hier gefangen, und Gefangene haben die Pflicht zu fliehen«, erwiderte das Mädchen.
»Das ist ihr Job. Das weiß doch *jeder*.«

Quarry trommelte mit seinen langen, dicken Fingern auf der Tischplatte. Er hatte Willas Dietriche konfisziert, sämtliche Konservendosen wegräumen lassen und Carlos und Daryl zu zusätzlichen Patrouillen verdonnert.

»Wer ist Diane?«, fragte Willa.

»Eine Frau«, antwortete Quarry barsch.

»Das weiß ich. Warum ist sie hier?«

»Das geht dich nichts an.«

Quarry stand auf, um zu gehen.

»Übrigens ... danke.«

Quarry drehte sich um und blickte überrascht drein. »Für was?«

»Sie haben mir das Leben gerettet. Wären Sie nicht gewesen, läge ich jetzt am Fuß des Berges.«

»Gern geschehen. Aber versuch das nicht noch einmal.«

»Darf ich Diane wiedersehen?«

»Vielleicht.«

»Wann?«

»Ich weiß nicht.«

»Warum nicht? Das ist doch eine ziemlich einfache Frage.«

»Und warum stellst du so viele Fragen, obwohl du weißt, dass ich sie nicht beantworte?«, entgegnete Quarry wütend und fasziniert zugleich von der Frechheit des kleinen Mädchens.

»Weil ich weiter darauf hoffe, dass Sie sie irgendwann beantworten werden«, erklärte Willa und strahlte Quarry an.

»Ein Mädchen wie dich habe ich noch nie kennengelernt. Nein, das stimmt so nicht. Du erinnerst mich an jemanden.«

»Und an wen?«

»An jemanden.«

Quarry schloss die Tür hinter sich und schob einen schweren Riegel vor. Selbst wenn es Willa gelingen sollte, noch einmal das Schloss zu knacken - es würde ihr nicht gelingen, die Tür zu öffnen.

Auf dem Weg durch den Gang zog Quarry Papiere aus der Tasche. Sie waren der Grund, warum er heute hergefliegen war. Er erreichte die Tür und klopfte.

Mit zitternder Stimme fragte Diane: »Wer ist da?«

»Ich muss mit Ihnen reden«, rief Quarry durch die Tür. »Sind Sie sauber nach Ihrem kleinen Ausflug? Und angezogen?«

»Ja.«

Quarry schloss die Tür auf und ging hinein.

Wie bei Willa gab es auch hier eine Pritsche, einen kleinen Tisch, eine Lampe, eine Campingtoilette, Wasser und Seife, Konservendosen und ein paar Kleidungsstücke. Diane hatte die auf der

Flucht verdreckten Sachen gegen eine weite Hose und eine weiße Bluse getauscht.

Quarry schloss die Tür hinter sich. »Ich habe gerade mit Willa gesprochen.«

»Bitte tun Sie ihr nichts für das, was ich verbockt habe.«

»Ich will ihr nichts tun«, erwiderte Quarry, fügte dann aber in grimmigem Tonfall hinzu: »Es sei denn, Sie beide ziehen noch einmal so eine Nummer ab. Es führt kein Weg von hier fort, auch nicht, wenn Sie aus der Mine rauskommen.«

»Warum tun Sie das?«

Quarry setzte sich an den Tisch und hielt die Papiere hoch. »Deshalb.« Er nickte zu dem einzigen anderen Stuhl im Raum. »Möchten Sie sich nicht setzen?«

»Ich will nach Hause.«

»Sie müssen sich das ansehen.«

Diane nahm ihren Mut zusammen und trat langsam vor. »Werden Sie mich dann gehen lassen?« Ihre Stimme klang flehentlich, und Tränen standen in ihren Augen. Sie wollte einfach nur irgendetwas von Quarry, das ihr Hoffnung auf Freiheit machte.

»In jedem Fall werde ich Sie nicht mehr lange hier behalten. So viel steht fest.«

»Warum haben Sie mich hierhergebracht? Und Willa?«

»Ich brauchte Sie beide«, antwortete Quarry.
»Nichts von dem, was ich tun muss, würde ohne Sie geschehen.« Abermals hielt er die Papiere in die Höhe. »Ich habe das Blut, das ich Ihnen abgenommen habe, an ein Labor geschickt. Dort hat man ein paar Analysen gemacht. DNA-Tests. Natürlich hätte ich eine Streichprobe nehmen können, aber nach dem zu urteilen, was ich gelesen habe, ist Blut besser. Ich wollte Fehler ausschließen.«

»DNA?«

»Ja. Das ist wie ein Fingerabdruck, nur sicherer. Das benutzen sie immer, um Unschuldige aus der Todeszelle zu bekommen.«

»Ich habe kein Verbrechen begangen.«

»Das habe ich auch nicht gesagt.« Quarry schaute auf die Papiere und las sich die Ergebnisse noch einmal durch. »Aber Sie haben vor zwölf Jahren ein Mädchen geboren und dann zur Adoption freigegeben. Hat es Ihnen gefallen, es heute wiederzusehen?«

Diane wich alles Blut aus dem Gesicht. »Was reden Sie da?«

»Willa ist Ihre Tochter. Sie heißt jetzt Willa Dutton und hat gerade ihren zwölften Geburtstag gefeiert. Der Name ihrer Mutter - ihrer Adoptivmutter, meine ich - lautet Pam Dutton. Sicherheitshalber habe ich auch Mrs. Duttons Blut überprüfen lassen, falls Ihres nicht passt. Es passte aber. Sie sind ohne jeden Zweifel Willas Mutter.«

»Das ist unmöglich«, sagte Diane fassungslos. Beinahe hätte es ihr die Sprache verschlagen.

»Sie sind schwanger geworden, haben das Kind auf die Welt gebracht, und dann haben die Duttons es adoptiert.« Er wedelte mit den Papieren. »Die DNA lügt nicht, Lady.«

»Warum tun Sie das?«, fragte Diane, Panik schlich sich in ihre Stimme.

»Ich hab meine Gründe.« Quarry stand auf. »Würden Sie Ihre Tochter gerne wiedersehen?«

Diane musste sich am Tisch abstützen. »Was?«, keuchte sie.

»Ich weiß, dass Sie beide sich gerade erst kennengelernt haben, aber ich dachte, wo Sie jetzt

Bescheid wissen, würden Sie das Mädchen gerne wiedersehen.«

Michelle schaute auf die Papiere. »Ich glaube Ihnen nicht.«

Quarry reichte ihr die Dokumente. »Ich habe sie in eine Sprache übersetzen lassen, die Leute wie ich verstehen. Der erste Test ist Willas, darunter ist Ihrer. Sehen sich Sie das Ergebnis an.«

Diane nahm die Papiere und las langsam. »Neunundneunzigprozentige Übereinstimmung von Mutter und Kind«, sagte sie dumpf.

Dann warf sie die Papiere auf den Tisch und rief: »*Wer sind Sie?*«

»Das ist eine lange Geschichte, und ich bin nicht bereit, sie mit Ihnen zu teilen. Wollen Sie das Mädchen jetzt sehen oder nicht?«

Diane schüttelte heftig den Kopf.

Quarry schaute mit einer seltsamen Mischung aus Mitgefühl und Ekel auf sie hinunter. »Sie hätten das Kind behalten können, aber irgendwie verstehe ich auch, warum Sie es nicht getan haben. Das heißt aber nicht, dass ich es gutheiße. Kinder sind etwas sehr Kostbares. Man muss sie festhalten. Das habe ich auf verdammt harte Art gelernt.«

Diane richtete sich wieder auf. »Ich weiß nicht, wer Sie sind und was Sie wollen, aber Sie haben kein Recht, mich zu verurteilen.«

»Würde ich dazu neigen, irgendjemanden zu verurteilen, wären Sie vermutlich schon tot.«

Diese Bemerkung ließ Diane auf die Knie sinken. Sie krümmte sich zusammen und schluchzte unkontrolliert.

Quarry beugte sich vor, hob die Untersuchungsberichte auf und betrachtete Diane. »Das ist Ihre letzte Chance, das Mädchen wiederzusehen.«

Eine Minute verging. Dann fragte Diane:
»Muss ... Muss sie mich sehen?«

»Sie haben sich doch schon kennengelernt.«

»Aber da wusste ich noch nicht, dass sie meine Tochter ist!«, rief Diane und fügte dann ruhiger hinzu: »Ich wusste ... wusste nicht, dass ich ihre Mutter bin.«

»Okay, das verstehe ich.«

Plötzlich kam Diane ein Gedanke. »Weiß sie, dass ich ihre Mutter bin?«

»Nein. Es gab keinen Grund, es ihr zu sagen. Sie sind ja auch nicht die Person, die sie großgezogen hat.«

»Kennen Sie diese Pam Dutton?«

»Nein. Ich habe sie nie kennengelernt.«

»Wissen Sie, ob sie gut zu Willa war?«

»Wollen Sie mir etwa sagen, Sie haben dieser Frau Ihr Kind gegeben, ohne sich vorher mit ihr getroffen zu haben?«

»Ich hatte keine Wahl.«

»Jeder hat eine Wahl.«

»Kann ich sie sehen, ohne dass sie mich sieht?«

»Das geht. Wenn Sie dazu bereit sind.«

Diane erhob sich mit wackligen Beinen. »Ja, ich würde sie gerne sehen.« Irgendwie klang es wie ein Schuldeingeständnis.

»Okay. Geben Sie mir ein paar Minuten.«

Diane packte Quarry am Arm. »Sie werden ihr doch nicht wehtun?«

Vorsichtig löste Quarry die Finger der Frau von seinem Ärmel. »Ich bin gleich zurück.«

Fünf Minuten später kam er wieder und hielt die Tür für Diane auf. Diane blickte ängstlich drein, als fürchtete sie, nie mehr zurückzukehren, falls sie hindurchging.

Quarry fühlte es. »Ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich Sie zu dem Mädchen und wieder hierher zurückbringe.«

»Und dann?«

»Dann werden wir sehen. Mehr kann ich Ihnen nicht versprechen.«

33.

Quarry schob den schweren Riegel zurück, öffnete die Tür und winkte Diane hineinzugehen.

»Wo ist sie?«

Quarry deutete nach links. »Da drüben.«

Diane starrte auf die Decke, die auf dem Bett lag. Quarry hob sie hoch. Darunter lag Willa und schlief.

Diane schlich näher heran. »Und wenn sie aufwacht?«

»Ich habe ihr etwas gegeben. In der nächsten Stunde wird sie wohl kaum aufwachen. Sie sieht Ihnen sehr ähnlich«, sagte Quarry leise. »Die Nase, das Kinn. Sie können ihre Augen jetzt

nicht sehen, aber sie haben die gleiche Farbe wie Ihre.«

Diane nickte unwillkürlich. Auch sie sah die Ähnlichkeit. »Willa Dutton. Ein hübscher Name.«

»Haben Sie ihr denn keinen Namen gegeben?«

»Nein. Ich wusste, dass ich sie abgeben würde, also habe ich ... Ich meine, ich konnte nicht ...«

Diane streichelte das dunkle Haar des Mädchens. Dann drehte sie sich wieder zu Quarry um und fragte noch einmal: »Sie werden ihr doch nichts tun?«

»Sie ist hier nicht diejenige, die Schuld auf sich geladen hat. Sie eigentlich auch nicht.«

»Aber vorhin haben Sie gesagt ...«

»Es gibt unterschiedliche Arten von Schuld.«

»Also wer ...?«

»Wollten Sie sie abgeben?«

»Wie ich bereits sagte, ich hatte keine Wahl.«

»Und wie ich bereits sagte, haben Menschen immer eine Wahl.«

»Darf ich sie in den Arm nehmen?«

»Nur zu.«

Diane schlang die Arme um Willas Schultern. Sie berührte ihr Gesicht, rieb ihre Wange an der des Mädchens und küsste sie auf die Stirn.

»Woran erinnern Sie sich noch im Zusammenhang mit der Adoption?«, fragte Quarry.

»Da gibt es nicht viel. Ich war erst zwanzig.«

»Und der Vater?«

»Das geht Sie nichts an.«

»Also haben Sie das Mädchen einfach abgegeben.«

»Ja.« Diane schaute ihn an. »Ich hatte kein Geld. Ich ging noch aufs College. Ich konnte nicht für sie sorgen.«

»Also hat man Ihnen das Kind aus der Hand genommen, und Ihr Leben hat sich doch noch gut entwickelt«, sagte Quarry. »Sie haben Ihr Studium beendet und einen prima Job bekommen. Sie haben geheiratet, sind inzwischen aber wieder geschieden. Weitere Kinder hatten Sie nie.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Ich bin nicht besonders klug, aber ich arbeite hart, und ich musste alles über sie wissen.«

»Und wofür tun Sie das?«

»Das geht *Sie* nichts an.«

Diane drehte sich wieder zu Willa um, als das Mädchen plötzlich stöhnte.

»Wacht sie auf?«, fragte sie ängstlich.

»Sie träumt nur. Aber gehen wir trotzdem zurück.«

Nachdem sie wieder in ihrem Zimmer war, fragte Diane: »Wie lange wollen Sie mich hier noch festhalten?«

»Wenn ich es wüsste, würde ich es Ihnen sagen. Ich weiß es aber nicht.«

»Und Willa?«

»Für die gilt das Gleiche.«

»Sie haben gesagt, der Name ihrer Adoptivmutter sei Pam.«

»Stimmt.«

»Sie muss sich schreckliche Sorgen machen.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Quarry.

»Warum nicht?«

»Weil sie tot ist.«

34.

Sean gelang es, noch am selben Abend einen Flug nach Nashville zu bekommen. Michelle holte ihn am Flughafen ab. Auf der Fahrt zum Haus ihres Vaters berichtete er seiner Partnerin, was er über Tuck und Cassandra Mallory herausgefunden hatte.

»Scheint mir eine Frau zu sein, die ich *wirklich* mal gerne in den Arsch treten würde«, sagte sie grob.

»Du würdest ihn leicht finden. Die Dame zeigt ihn nämlich gern.«

»Wer war der Mann, mit dem Pam sich getroffen hat? Der Typ, von dem Tuck glaubte, seine Frau hätte eine Affäre mit ihm?«

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, das weiterzuverfolgen.«

Nach kurzem Schweigen fragte Sean: »Glaubst du wirklich, dein Vater hat deine Mutter umgebracht?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Ich weiß nur, dass jemand sie getötet hat, und Dad benimmt sich mehr als verdächtig.«

»Teilen die Cops deinen Verdacht?«

»Dad ist ein ehemaliger Polizeichef, und mein Bruder Bobby arbeitet hier als Cop. Wie du weißt, hackt eine Krähe der anderen kein Auge aus.«

»Aber wenn die Beweise in diese Richtung deuten, müssen sie trotzdem handeln.«

»Ich weiß«, erwiderte Michelle angespannt.

»Hast du mit dieser Donna gesprochen, mit der deine Mutter sich angeblich treffen wollte?«

»Noch nicht. Ich hatte gehofft, das könnten wir gemeinsam tun.«

Sean legte Michelle die Hand auf die Schulter.

»Das alles ist hart, Michelle. Aber wir stehen das durch.«

»Ich weiß, dass du mit dem Dutton-Fall alle Hände voll zu tun hast. Die First Lady und so weiter. Ich komme mir schuldig vor, dass ich dich da mit reinziehe.«

Sean lächelte beruhigend. »Ich bin multitaskingfähig. Das solltest du inzwischen wissen.«

»Trotzdem.«

»Hat man die Gegend schon abgeklappert? Hat jemand was gesehen?«

»Nebenan war eine Poolparty zum sechzehnten Geburtstag der Enkelin des Hausbesitzers. Die ganze Straße stand voller Autos. Es war ziemlich laut. Musik. Aber es gab keine Augenzeugen.«

»Vielleicht kommt aus dieser Richtung ja noch was«, versuchte Sean seine Partnerin zu ermutigen.

Das Haus der Maxwells war voll; deshalb hatte Michelle Sean ein Hotelzimmer besorgt. Er warf sein Gepäck ins Zimmer, und sie fuhren zum Haus, wo Sean jedem sein Beileid kundtat. Anschließend führte Michelle ihn in den Hinterhof, wo sie ungestört reden konnten.

»Morgen ist die Beerdigung«, sagte sie.

»Deine Brüder scheinen sich zu fragen, was ich hier mache.«

»Sollen sie.«

»Verdächtigen sie ebenfalls deinen Vater?«

»Falls ja, würden sie es sich niemals eingestehen.«

»Aber du hast keine Probleme damit.«

»Auf wessen Seite stehst du eigentlich?«

»Auf deiner, wie immer. Wo möchtest du mit dem Graben anfangen?«

»Ich habe mir das Adressbuch meiner Mutter geschnappt. Eine Donna Rothwell steht da drin. Sie ist die einzige Donna; also muss sie die Richtige sein. Ich weiß, es ist schon sehr spät, aber ich dachte, wir könnten sie anrufen und uns mit ihr treffen.«

»Unter welchem Vorwand?«

»Dass ich wissen will, wer die Freunde meiner Mutter waren. Die Geschichten, die sie mir erzählen könnte. Merkwürdige Erinnerungen, die mich vielleicht zum Mörder führen.«

»Und wenn dein Vater sich als der Täter herausstellt?«

»Ich mache keine Ausnahmen. Wenn er der Täter ist, dann ist es eben so.«

Donna Rothwell erklärte sich bereit, sich trotz der späten Stunde noch mit ihnen zu treffen. Sie war Anfang sechzig, knapp eins achtzig groß, kräftige, sportliche Figur. Ihr Haar war perfekt frisiert, ihr Make-up sorgfältig aufgetragen. Sie strahlte Wärme und Munterkeit aus. Ihre Haus lag ungefähr vier Meilen von dem der Maxwells entfernt. Es war groß, üppig möbliert und gepflegt.

Eine Frau in voller Zofenmontur hatte den beiden Privatdetektiven die Tür geöffnet. Die Lady hatte definitiv Geld, und den vielen Fotos und Erinnerungsstücken nach zu urteilen, die auf den Tischen und Regalen standen, hatte sie die ganze Welt bereist.

Sie erklärte: »Mein verstorbener Mann, Marty, war Chef einer großen Computerfirma. Er hat sich früh ausbezahlen lassen. So konnten wir ein finanziell sorgenfreies Leben führen.«

»Wann ist Ihr Mann gestorben?«, fragte Sean.

»Schon vor Jahren. Das Herz, wissen Sie.«

»Und Sie haben nie wieder geheiratet?«

»Marty und ich waren seit dem College zusammen. Ich bezweifle, dass ich so etwas Gutes je wieder finde. Warum also unnötige Risiken eingehen? Ab und zu verabrede ich mich allerdings. Ich weiß, das klingt nach Highschool, aber wenn man lange genug lebt, dreht das Leben sich im Kreis.«

»Sie und meine Mutter waren eng befreundet, nicht wahr?«, fragte Michelle.

»Wir haben viel miteinander unternommen. Ihre Mom war ein sehr fröhlicher Mensch. Ich weiß, das ist alles schrecklich traurig und depri-

mierend, aber Ihre Mom wusste, wie man Spaß hatte, falls es Sie tröstet.«

»Und mein Dad?«

Donna nahm ihren Cocktail und nippte daran, bevor sie antwortete: »Er ist nicht so oft herausgekommen. Er hat gerne gelesen ... zumindest hat Sally es mir erzählt. Er war zurückhaltend. Ein ehemaliger Polizist, stimmt's? Viele Jahre lang hat er nur die schlechten Seiten des Lebens gesehen. Vermutlich bleibt das nicht ohne Folgen. Vielleicht kann so jemand einfach keinen Spaß mehr haben. Ich weiß es nicht. Aber das alles ist natürlich nur Spekulation«, fügte sie hinzu, als sie Michelles säuerlichen Blick bemerkte. »Ihr Dad ist ein netter Mann. Gutaussehend. Viele Frauen hier haben Ihre Mom beneidet.«

»Da bin ich sicher. Mom wollte an jenem Abend also zu Ihnen?«

Donna stellte ihren Cocktail ab. »Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Ist das wichtig?«

»Wahrscheinlich nicht.«

»Und? Wollte sie?«

»Wir haben darüber geredet, ja.« Donna hielt inne und ordnete ihre Gedanken. »Ja, ich glaube,

wir wollten irgendwas unternehmen. Abendessen, vielleicht ein Film. Das haben wir einmal die Woche gemacht.«

»So lange ist das alles doch gar nicht her. Da können Sie sich nicht mehr erinnern?«, hakte Sean in freundlichem Tonfall nach. »Ich meine, die Polizei wird es mit Sicherheit wissen wollen.«

Donna griff wieder nach ihrem Drink. »Die Polizei?«

»Meine Mutter wurde ermordet, Donna«, sagte Michelle. »Die Polizei hat die Ermittlungen aufgenommen.«

»Was?! Ich dachte, sie hätte einen Herzinfarkt gehabt und sich den Kopf an irgendetwas aufgeschlagen.«

»Nein, so war es nicht.«

»Ermordet, sagen Sie?«

Sean ließ sich Zeit mit der Antwort. »Sie hatte *keinen* Herzinfarkt; sie hat sich *nicht* den Kopf aufgeschlagen, und die Polizei *hat* die Ermittlungen aufgenommen. Das spricht wohl eine deutliche Sprache, oder nicht?«

»Was können Sie mir über das Leben meiner Mutter hier erzählen?«, fragte Michelle. »Was

für Freunde hatte sie, und was hat sie so gemacht?«

Donna blickte in unbestimmte Fernen. Ihre Lippen bewegten sich, doch kein Wort kam heraus. Schließlich sagte sie: »Wenn da draußen ein Killer ist ...«

»Das steht bis jetzt noch nicht fest. Um auf meine Mutter zurückzukommen ...«

Donna trank den Rest ihres Drinks und sagte rasch: »Sie hatte viele Freunde. Alle weiblich, soviel ich weiß. Wir haben viel zusammen unternommen und hatten eine Menge Spaß. Das war's.«

»Kann ich ihre Namen haben?«, fragte Michelle.

»Warum?«

»Weil ich mich auch mit ihnen unterhalten will.«

»Untersuchen Sie den Fall?« Donna beäugte Michelle misstrauisch. »Sally sagte mir, Sie wären früher mal beim Secret Service gewesen, und dass Sie jetzt als Privatdetektivin arbeiten.«

»Stimmt. Im Augenblick bin ich aber nur eine Tochter, die ihre Mutter verloren hat. Kann ich die Namen haben?«

Donna gab sie ihr zusammen mit den Kontaktinformationen.

Auf der Fahrt zurück klingelte Michelles Handy. Sie nahm ab, hörte zu und unterbrach dann die Verbindung. »Scheiße.«

»Was ist?«

»Das war mein Bruder Bill. Die Cops haben gerade meinen Dad zum Verhör mitgenommen.«

35.

Sie fuhren mit Bill Maxwell aufs Revier, doch trotz Bobbys Verbindungen erfuhren sie nur wenig, und schließlich blieb ihnen nichts anderes übrig, als in der Lobby zu warten und schlechten Kaffee aus dem Automaten zu trinken. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang kam Frank Maxwell blass und erschöpft durch den Flur geschlurft. Er war überrascht, seine Kinder zu sehen.

Bill legte seinem Vater sofort die Hand auf die Schulter. »Alles okay, Pop? Ich kann einfach

nicht glauben, dass sie so eine Scheiße abgezogen haben.«

»Sie haben nur ihren Job gemacht, Billy. Du würdest es nicht anders machen.«

»Was haben sie gewollt?«, fragte Michelle.

»Das Übliche. Wer, was, warum«, antwortete Frank in beiläufigem Tonfall, doch ohne seine Tochter direkt anzusehen.

»Was hast du ihnen erzählt?«, hakte Michelle nach.

Jetzt schaute er sie streng an. »Die Wahrheit.«

Michelle rückte näher an ihren Vater heran.

»Und die wäre?«

Bill trat zwischen die beiden und legte seiner Schwester die Hand auf die Schulter. »Könntest du dich mal zurückhalten? Mom wird heute Nachmittag beerdigt, verdammt.«

»Ich weiß«, schoss Michelle zurück und riss sich von ihrem Bruder los. »Was hast du ihnen erzählt, Dad?«

»Das geht nur sie und mich etwas an. Und meinen Anwalt.«

»Deinen Anwalt?« Bill riss die Augen auf.

»Ich stehe unter Verdacht. Ich brauche einen Anwalt.«

»Aber du hast doch nichts getan.«

»Sei nicht dumm, Billy. Es sind auch früher schon Unschuldige ins Gefängnis gegangen; das wissen wir beide. Aber wie jeder andere habe ich das Recht auf juristischen Beistand.«

Sie fuhren gemeinsam nach Hause. Frank und Bill Maxwell saßen hinten. Während der ganzen Fahrt sagte niemand ein Wort.

Später, als Sean das Haus der Maxwells verließ und in sein Hotel fahren wollte, sagte er zu Michelle: »Kümmere du dich um deinen Vater. Ich werde mal sehen, ob ich ein paar Freundinnen von dieser Liste noch vor der Beerdigung zu fassen bekomme.«

»Ich komme mit dir.«

»Aber deine Familie ...«

»Er hat meine vier Brüder. Ich bezweifle, dass er mich vermissen wird. Das ist wahrscheinlich auch gut so, denn wir kommen nicht besonders miteinander zurecht.«

»Okay, aber erst mal gönne ich mir ein paar Stunden Schlaf.«

»Ich auch«, sagte Michelle.

Zurück im Hotel plünderte Sean die Minibar, schlief vier Stunden und erledigte dann mehrere

Anrufe. Tuck Dutton war aus dem Krankenhaus entlassen worden. Sean rief Pam Duttons Schwester in Bethesda an. Tuck hatte die Kinder abgeholt und war in ein Mietshaus gefahren, berichtete sie Sean.

Sean hatte Tucks Handynummer; also versuchte er es da. Nach dem zweiten Klingeln hob jemand ab.

Es war nicht Tuck.

»Jane?«

»Hallo, Sean.«

»Ich habe gehört, Tuck sei mit den Kindern in ein Mietshaus gezogen.«

»Stimmt. Ich helfe ihnen, sich einzurichten.«

»Wo ist das?«

»In Virginia. Ein Stadthaus nicht weit von der Vienna Metro. Das FBI bringt hier manchmal ausländische Agenten unter. Natürlich ist auch der Secret Service hier.«

»Wie geht es Tuck und den Kindern?«

»Nicht gut. Hast du Fortschritte gemacht?«

»Ja. Kann Tuck an den Apparat?«

»Kannst du es mir nicht sagen?«

»Ich muss mit Tuck darüber sprechen.«

Jane machte ein missbilligendes Geräusch. Trotzdem hörte Sean einen Augenblick später Tucks Stimme.

»Was gibt's, Sean?«

»Steht Jane neben dir?«

»Ja, warum?«

»Für das, was ich dir zu sagen habe, wirst du ein bisschen Ungestörtheit brauchen. Such sie dir.«

»Aber ...«

»Such sie dir!«

»Moment.«

Sean hörte, wie Tuck etwas murmelte; dann waren Schritte zu hören. Schließlich schloss sich eine Tür, und Tuck war wieder da.

»Okay, worum geht's?«

»Ich war in Jacksonville.«

»Was? Warum?«

»Ich wollte mich ein bisschen sonnen.«

»Sean ...«

»Ich weiß alles, Tuck. Ich weiß sogar mehr als du.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ...«

»Ich habe einen ganzen Nachmittag mit Cassandra der Exhibitionistin verbracht - das heißt, nachdem Greg Dawson sie bezahlt hat.«

»Greg Dawson!«, brüllte Tuck.

»Geht es auch ein bisschen leiser, Tuck? Ich kann so schon immer schlechter hören. Also ... Dawson hat das mit dir und Cassandra herausgefunden, und jetzt arbeitet die nette Dame für ihn und torpediert dich und deinen großen Regierungsauftrag. Ich bin sicher, sie haben Fotos von euch, die genug zeigen, um beim Heimatschutzministerium für ausreichend Unterhaltung zu sorgen.«

»Dieses Arschloch ... und diese gottverdammte Schlampe!«

»Ja. Das sollte dir als Lektion dienen, warum das mit der Treue so wichtig ist.«

»Du hast Jane doch nichts ...«

Sean fiel ihm ins Wort. »Das ist nicht mein Job. Was mich betrifft, bist du ein Scheißkerl, der seine Frau und die Mutter seiner Kinder verarscht hat. Aber wen interessiert schon, was ich denke.«

»Sie ist zu mir gekommen, Sean. Ich schwöre. Sie hat mich verführt.«

»Werde erwachsen, Tuck. Menschen wie Cassandra stürzen sich immer auf Typen wie dich, das ist ihr Job. Und *dein* Job als liebender Ehemann wäre es eigentlich gewesen, ihr zu sagen, wo sie sich ihre Verführungskünste hinstecken kann. Himmel, das habe ja sogar ich geschafft, als sie mit ihrem Hintern vor meinem Gesicht gewackelt hat, und ich bin Single. Ich hätte sie mir ohne schlechtes Gewissen schnappen können, aber Gott sei Dank hat mein guter Geschmack mich davor bewahrt. Aber ich bin kein Eheberater. Deshalb habe ich nicht angerufen.«

»Warum dann?«, fragte Tuck nervös.

»Cassandra hat gesagt, ihr beide hättet euch gestritten, weil du geglaubt hast, Pam hätte eine Affäre. Ist das wahr?«

»Nun ...«

»Entweder fängst du langsam mal an, mir die Wahrheit zu sagen, oder du kannst Willa alleine suchen.«

»Ja, es ist wahr.«

»Es wäre nett gewesen, hätte ich das schon von Anfang an gewusst, Tuck«, sagte Sean.

»Ich ... war verwirrt ... ganz zu schweigen davon, dass ich einen Schlag auf den Kopf bekommen habe.«

»Cassandra hat gesagt, du hättest ein paar Gespräche mit angehört und Pam sogar mit dem Kerl gesehen.«

»Das stimmt. Ich konnte einfach nicht glauben, dass sie mich betrügt.«

»Ja. Also wirklich, dass die Frau sich das traut. Okay, jetzt kommt die große Frage. Ich weiß, dass dein Flugzeug zu früh gelandet ist. Wo hast du die Extra-Stunde zwischen dem Flughafen und zu Hause verbracht?«

»Wie hast du ...?«

Sean unterbrach ihn ungeduldig: »Ich bin Ermittler, Tuck. Das ist mein Job. Aber wir verschwenden hier Zeit, während dein Kind irgendwo da draußen bei brutalen Leuten ist. Also, wo warst du? Und solltest du auch nur daran denken, mich zu belügen, trete ich dir in den Arsch, Secret Service hin oder her.«

»Ich war vor meinem Haus«, sagte Tuck rasch.

»Vor *deinem* Haus?«

»Ja. Ich habe es beobachtet. Ich dachte, wenn Pam glaubt, dass ich in Jacksonville bin, kommt

sie vielleicht mit ihrem ›Freund‹ zusammen. Ich wollte sie auf frischer Tat ertappen. Aber es kam niemand. Also bin ich in die Garage gefahren und ins Haus gegangen.«

»Und wenn der Kerl aufgetaucht wäre, was hättest du dann getan?«

»Ich weiß nicht. Vermutlich hätte ich ihm in den Arsch getreten.«

»Und dann? Hättest du Pam deine Untreue gestanden und sie *dir* in den Arsch treten lassen?«

»Du hast gefragt, und ich habe es dir erzählt. Ich brauche keine Predigt, okay?«

Irgendwie ergab diese Erklärung immer noch keinen Sinn für Sean. »Dein Haus liegt am Ende einer langen Einfahrt mit Wald zu beiden Seiten. Von wo hast du es beobachtet?«

»Die Einfahrt macht eine Kurve, und auf der Ostseite des Grundstücks gibt es eine Lücke zwischen den Bäumen. Von da hat man einen freien Blick auf die Vordertür und die Garage.«

»Es war Nacht.«

»Ich hatte ein Fernglas im Auto.«

»Rein zufällig?«

»Okay, ich habe es mir extra dafür eingesteckt.«

»Als du dein eigenes Haus beobachtet hast, hast du da jemanden gesehen, der nicht dort hätte sein dürfen?«

»Nein. Da war niemand.«

»Doch, da war ganz offensichtlich jemand, Tuck. Sie waren allerdings noch nicht im Haus, als du es beobachtet hast, sonst hättest du wahrscheinlich Schreie gehört. Sie haben eine Überwachungszone eingerichtet, bevor sie zugeschlagen haben. Sie haben dich sofort entdeckt und gewartet, bis du reingegangen bist. Dann erst haben sie losgelegt.«

»Aber ich hätte sie doch sehen müssen, Sean.«

»Nein, hättest du nicht. Die Kerle wussten, was sie taten. Du nicht«, fügte Sean hinzu.

»Scheiße«, knurrte Tuck.

»Was genau hast du bei diesen Telefonaten gehört? Bitte so viele Einzelheiten, wie du weißt.«

»Es waren zwei Anrufe. Bei einem habe ich zufälligerweise gleichzeitig mit Pam abgehoben. Ich habe eine Männerstimme gehört. Er sagte etwas wie: ›Ich möchte, dass wir uns treffen. Bald.« Pam wollte erst später. Mehr habe ich

nicht gehört, denn ich bin nervös geworden und habe aufgelegt.«

»Und beim anderen Mal?«

»Ich bin am Schlafzimmer vorbeigegangen. Pam hat wohl geglaubt, ich sei schon weg, aber ich hatte meinen Aktenkoffer vergessen und bin noch mal zurückgekommen. Sie sprach leise, aber sie sagte, dass ich in zwei Tagen die Stadt verlassen würde und sie sich dann treffen könnten.«

»Und was ist passiert?«

»Ich habe nur so getan, als würde ich die Stadt verlassen. Ich habe meinen Flug umgebucht und bin ihr gefolgt. Sie ist in ein Café gegangen, nicht weit von uns entfernt.«

»Und da hast du den Kerl dann gesehen?«

»Ja.«

»Haarfarbe, Körperbau, Rasse, Alter?«

»Ein großer Kerl um die fünfzig. Ungefähr so groß wie du. Ich weiß das, weil er aufgestanden ist, als Pam den Raum betreten hat. Ein Weißer. Kurzes, dunkles Haar mit ein paar grauen Strähnen. Er sah ziemlich professionell aus.«

»Und was hast du getan?«

»Ich habe eine halbe Stunde im Auto gesessen. Dann ist Pam herausgekommen, und ich bin losgefahren.«

»Warum hast du nicht gewartet, bis der Kerl ebenfalls rauskommt und ihn mit deinem Verdacht konfrontiert?«

»Ich hab dir doch gesagt, wie groß er war.«

»War das der einzige Grund?«

Schweigen.

»Tuck, sprich mit mir!«

»Okay, okay. Er trug einen Anzug. Ich habe gesehen, wie sie sich gemeinsam irgendwelche Papiere angeschaut haben. Sie haben nicht geflirtet; also habe ich mir gedacht ...«

»Dass er vielleicht doch nicht ihr Geliebter war? Dass er vielleicht ein Anwalt war, und dass Pam darüber nachgedacht hat, sich von dir scheiden zu lassen?«

»Oder dass er ein Privatdetektiv war, den sie beauftragt hat, mich zu überwachen.«

Vermutlich war es das, worüber Pam auch mit mir hat reden wollen.

»Warte mal.« Sean kam ein Gedanke. »Gerade hast du doch gesagt, du wärst früher zurückgekommen, um die beiden in flagranti zu ertappen

und dem Burschen in den Hintern zu treten. Jetzt ist er plötzlich ein großer Kerl, und du sprichst von einem Anwalt und nicht von einem Geliebten. Hör mit dem Scheiß auf. Ich will die Wahrheit wissen.«

»Das ist wirklich sehr peinlich, Sean.«

»Tuck, möchtest du Willa zurückbekommen?«

»Natürlich!«

»Dann vergiss deine Verlegenheit und sag mir die Wahrheit.«

Tuck platzte heraus: »Ich dachte, wenn ich den Kerl abfange, könnte ich ihn vielleicht auskaufen.«

»Warum?«

»Aus demselben Grund, aus dem Dawson getan hat, was er offensichtlich gemacht hat. Wenn Pam das mit der Affäre herausgefunden hätte und an die Öffentlichkeit gegangen wäre, hätte ich den Regierungsauftrag in die Tonne treten können. Das konnte ich nicht zulassen, Sean. Ich habe alles für diesen Vertrag getan. Er bedeutete alles für mich.«

Ein großer Teil von Sean hätte am liebsten durch den Äther gegriffen und Tuck Dutton zu Boden gestreckt.

»Offenbar bedeutete er mehr für dich als deine Ehe«, sagte Sean. »Und die Geschichte, die du und Jane mir im Krankenhaus aufgetischt habt? Dass dein Partner versucht, dich aus der Firma zu drängen, weil du das Geld brauchst? Das war doch alles nur Schwachsinn!«

»Es war nicht ganz die Wahrheit, das stimmt.«

»Und wusste Jane, dass es nicht die Wahrheit war?«

»Sie hat nur versucht, mich zu beschützen, Sean. Das hat sie immer schon getan. Und ich habe sie hängen lassen.«

»Könnte Pam sich Notizen gemacht haben, die uns zu dem Kerl führen?«, fragte Sean. »Vielleicht hatte sie ja eine Visitenkarte von ihm, falls er wirklich Anwalt oder Privatdetektiv war.«

»Was willst du denn von ihm? Er hat doch nichts mit Willa oder dem zu tun, was Pam passiert ist. Sein Job muss meine Affäre gewesen sein.«

»Würdest du bitte mal dein Hirn einschalten? Dass der Kerl was mit dir und Cassandra zu tun hat, ist nur *eine* Theorie, und noch dazu nicht allzu plausibel. Denk mal darüber nach. Warum sollte jemand wegen eines Regierungsauftrags

deine Frau töten und Willa entführen? Dawson kann dich schon mit Cassandra fertigmachen. Er hat also kein Motiv. Gibt es sonst noch Mitbewerber, die die Todesstrafe für den Vertrag riskieren würden?«

»Ich glaube nicht. Die Konkurrenz bei Regierungsaufträgen ist brutal, aber nicht *so* brutal.«

»Sehr gut. Danke, dass du zur Logik zurückfindest. Eine andere Theorie wäre, dass der Typ etwas mit Willas Verschwinden und Pams Tod zu tun hat - und das hat mit dem, was du angerichtet hast, nun wieder gar nichts zu tun.«

»Aber wie kann das sein? Warum sollte der Kerl Pam anrufen und sich mit ihr treffen, wenn er so was vorhat?«

»Hast du je davon gehört, dass man sich unter falschem Vorwand mit jemandem trifft, um intime Einblicke zu bekommen? Ihr Jungs im Regierungsgeschäft scheint das doch zu einer Wissenschaft entwickelt zu haben.«

»Ja«, sagte Tuck, »ich weiß, was du meinst.«

»Hast du dem FBI etwas davon erzählt? Über Cassandra und den Kerl, den du mit Pam gesehen hast?«

»Natürlich nicht. Warte mal ... muss ich?«

»Frag nicht mich. Ich bin nicht dein Anwalt. Aber wenn ich wieder in der Stadt bin, werden du und ich mal ein paar Dinge mit deiner Schwester klarstellen.«

»*Wieder* in der Stadt? Wo bist du denn?«

»In Tennessee.«

»Warum?«

»Beerdigung.«

»Himmel! Jetzt fällt es mir wieder ein. Pam wird am Freitag beerdigt. Jane kümmert sich um alles.«

»Ja, da bin ich sicher.«

»Bist du bis dahin wieder zurück?«

»Ja. Aber weißt du was, Tuck?«

»Was?«

»Ich werde wegen Pam kommen, *nicht* wegen dir. Und wo du gerade so wahrheitsverliebt bist ... Ist Willa adoptiert?«

»*Was?*« Tuck klang schockiert.

»Bei der Autopsie wurde festgestellt, dass Pam nur zwei Kaiserschnitte hatte, und auf normalem Weg konnte sie keine Kinder bekommen. Ihr habt aber drei Kinder. Also, welches ist adoptiert? Willa?«

Tuck legte auf.

»Danke für die Antwort«, knurrte Sean vor sich hin.

36.

Quarry holte den dicken Schlüsselbund heraus, fand den richtigen und öffnete die zehn Zentimeter dicke Tür, die vor fast zwei Jahrhunderten gezimmert worden war. Atlee war ein Gewirr unterschiedlicher Elemente: teils Südstaatenadel, teils White Trash, teils amerikanische Geschichte. Letzteres wurde vor allem von dem Zimmer verkörpert, das Quarry nun betrat. Es lag im Innersten des Haupthauses und war so tief in der Erde vergraben, dass man dem Übelkeit erregenden Geruch von feuchtem rotem Ton nicht entkommen konnte. In dieses Zimmer hatten Quarrys Vorfahren die widerspenstigsten Sklaven geschickt und längere Zeit dort festgehalten, damit sie den Rest der »unfreien« Bevölkerung nicht mit ihren Ideen anstecken konnten. Quarry hatte die Hand- und Fußfesseln von der Wand entfernt wie auch die hölzernen Trennwände der

Zellen. Auf diesen Teil der Familiengeschichte konnte er durchaus verzichten.

Hier unten waren Menschen gestorben. Quarry wusste das aufgrund der umfassenden Aufzeichnungen seiner Familie von Sklavenhaltern. Männer, Frauen, sogar Kinder. Manchmal, wenn er nachts hier unten war, glaubte er ihr Stöhnen zu hören, ihre letzten Atemzüge und ihr kaum hörbares Lebewohl.

Quarry zog die Tür hinter sich zu und schloss wieder ab. Wie immer bemerkte er dabei die tiefen Kratzspuren auf der dicken, handgesägten Eiche, Zeugnis der verzweifelte Versuche der hier Eingesperrten, wieder in Freiheit zu gelangen. Wenn man genau genug hinschaute, sah man sogar die Spuren von uraltem Blut auf dem Holz. Den Aufzeichnungen nach, die Quarry gesehen hatte, wusste er, dass keinem Einzigen die Flucht von hier gelungen war.

Die Wände waren inzwischen mit bemaltem Sperrholz verkleidet. Quarry hatte das selbst gemacht. Es war eine schwere Arbeit gewesen, doch es hatte ihm gefallen. Er hatte es schon immer gemocht, wenn er am Ende des Tages müde von der Arbeit war.

Auf der Holzverkleidung waren Arbeiten, die ganze Jahre in Quarrys Leben repräsentierten. Da waren Schiefertafeln, die er aus vom Abriss bedrohten Schulen gerettet hatte, und Whiteboards aus Firmenauflösungen. Und alle diese Flächen waren mit Quarrys präziser, im Heimunterricht erlernter Schrift bedeckt. Eine ganze Sammlung von Fakten war hier miteinander verbunden, alle in unterschiedlichen Farben hervorgehoben. Es sah aus wie das Kunstwerk eines Mathematikers oder Physikers. Manchmal fühlte Quarry sich wie der John Nash seiner kleinen Ecke von Alabama, nur dass er nicht unter Paranoia und Schizophrenie litt ... hoffte er zumindest. Ein Unterschied zwischen Quarry und dem Mathematiker und Nobelpreisträger Nash war jedoch, dass sich außer Daten keine Zahlen auf der Wand befanden. Größtenteils handelte es sich um schlichte Worte, die eine komplexe Geschichte erzählten.

Quarry hatte hier alles zusammengefügt, eine lange Nacht nach der anderen. Solange er denken konnte, war sein Verstand stets in Bewegung gewesen, so auch hier. Als er seinen ersten Automotor auseinandergenommen hatte, hatte er förmlich sehen können, wie der Zündfunke den Treibstoff entzündete und die Maschine ihre Ma-

gie wirkte. Die komplexesten mechanischen Diagramme, ein Rätsel für die meisten Menschen, waren für Quarry stets ein offenes Buch gewesen.

Bei allem anderen war es genauso gewesen: Flugzeuge, Waffen, landwirtschaftliche Geräte, die so kompliziert waren, dass sie selbst erfahrene Mechaniker in den Wahnsinn trieben. Quarry hatte immer herausfinden können, wo der Fehler lag. Er glaubte, diese Gabe von seiner in Zungen redenden Mutter geerbt zu haben, denn sein ehebrechender, rassistischer Vater hatte nicht mal ein Auto kurzschließen können. Quarry gehörte zu einer aussterbenden Art von Amerikanern: Er konnte tatsächlich etwas bauen und reparieren.

Als er nun das größte Werk seines Lebens betrachtete, kam ihm der Gedanke, dass es einen klar definierten Augenblick, einen Ort und eine Gelegenheit repräsentierte. Es war eine Art Schatzkarte, die ihm sagte, wohin er gehen musste und die ihn dazu trieb, das zu tun, was unvermeidlich war.

Und dieser Moment war nicht mehr fern.

Vor den Wänden standen alte, hölzerne Akten-schränke, voll mit den Früchten seiner Ermitt-

lungen, die es ihm erlaubt hatten, die Lücken in seinem Plan zu füllen. Quarry war an viele Orte gereist, hatte mit vielen Menschen gesprochen und sich Hunderte Seiten von Notizen gemacht, die nun in diesen Schränken lagen. Die Ergebnisse dieser Nachforschungen waren nun an den Wänden zu sehen.

Quarrys Blick begann an einem Ende dieses »Mosaiks«, dort, wo alles angefangen hatte, und wanderte zum anderen Ende, wo alles zusammengekommen war. Von einem Ende zum anderen war endlich alles eins geworden. Manche Menschen würden diesen Raum den Schrein eines Besessenen nennen, und Quarry hätte dem nicht mal widersprochen. Für ihn repräsentierte das Bild an der Wand jedoch den einzigen Weg zu dem Ziel, das schwerer zu fassen war als jedes andere:

Es ging nicht nur um Wahrheit, sondern auch um Gerechtigkeit. Zwar schloss das eine das andere nicht zwangsläufig aus, doch hatte Quarry es als unglaublich schwer empfunden, beides zusammenzuführen. Aber wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war er noch nie gescheitert. Trotzdem hatte er während der Arbeit immer

wieder daran gedacht, dass es diesmal vielleicht anders sein könnte.

Quarry ging in die hinterste Ecke des Zimmers. Dort gab es eine kleine Nische hinter der Holzverkleidung, die voller schwerer Metallzylinder, Rohre, Messgeräte und Ventile war. Außerdem lagen dort die Überreste von Bleiplatten auf einer hölzernen Werkbank. Quarry tätschelte einen der Tanks.

Das war sein Ass im Ärmel.

Quarry ging wieder hinaus, schloss die Tür ab und stieg zur Bibliothek hinauf. Dort zog er sich Handschuhe an, spannte ein Blatt Papier in die Schreibmaschine und begann zu tippen. Die Worte, die vor ihm auf dem Blatt erschienen, waren weder überraschend noch enthüllend. Quarry hatte schon vor langer Zeit beschlossen, was er schreiben würde. Als er fertig war, faltete er das Blatt Papier, holte einen Schlüssel aus der Tasche und steckte beides in einen bereits adressierten Briefumschlag. Dann fuhr er in seinem alten Truck davon.

Zweihundert Meilen entfernt, in Kentucky, warf er den Brief in einen Briefkasten.

Am nächsten Morgen traf Quarry wieder in Atlee ein. Obwohl er die ganze Nacht durchgefahren war, fühlte er sich nicht müde. Es war, als würde seine Kraft mit jedem Schritt des Plans erneuert. Quarry frühstückte mit Daryl und Gabriel und half Ruth Ann dann beim Spülen. Nachdem er anschließend sechs Stunden mit seinem Sohn auf dem Feld gearbeitet hatte, war er durchgeschwitzt. Er nahm an, dass sein Brief in ein, höchstens zwei Tagen sein Ziel erreichen würde. Wie sie wohl reagieren würden? Allmählich würde wohl Panik einsetzen.

Der Gedanke ließ ihn lächeln.

Nach dem Abendessen ritt Quarry auf einem seiner Pferde zu Freds Trailer. Er stieg aus dem Sattel, setzte sich auf einen der aus Beton gegossenen Hocker vor dem Trailer, verteilte Zigaretten, eine Flasche Jim Beam und mehrere Dosen Red Bull, das seine indianischen Freunde so sehr liebten. Dann lauschte Quarry Geschichten aus Freds Jugend in Oklahoma. Dort hatte er im Reservat einen Mann gekannt, von dem er steif und fest behauptete, er sei Geronimos Sohn gewesen.

»Aber da oben lebten doch Cherokee, oder?«, fragte Quarry beiläufig und beobachtete Freds

Köter dabei, wie er sich die Geschlechtsteile leckte und sich im Staub wälzte. »Ich dachte, Geronimo war Apache.«

Fred schaute ihn mit einer Mischung aus Schalk und Ernsthaftigkeit an. »Glaubst du, Leute, die aussehen wie du, können Leute auseinanderhalten, die aussehen wie ich?«

Die anderen Indianer lachten. Quarry schüttelte den Kopf und grinste. »Warum bist du eigentlich wieder hierher zurückgekommen?«, fragte er. »Du hast mir nie den Grund verraten.«

Fred breitete die kurzen Arme aus. »Das hier ist Coughatta-Land. Ich wollte bloß nach Hause.«

Quarry wollte ihm entgegen, das sei *kein* Coughatta-Land, sondern gutes, altes, amerikanisches Quarry-Land, aber er mochte den Mann. Er besuchte ihn gerne und hörte sich gerne seine Geschichten an.

Quarry grinste wieder und hob sein Bier. »Auf die Heimkehr.«

»Auf die Heimkehr«, fielen die Indianer ein.

Ein paar Minuten später gingen sie alle hinein, um den Moskitos zu entkommen und noch auf ein paar andere unsinnige Dinge zu trinken. Einer der Coughatta schaltete den Fernseher an,

drehte am Einstellknopf, und das Bild wurde klar. Die Nachrichten liefen. Quarry nippte an seinem Drink und richtete den Blick auf das Gerät. Auf Freds Geplapper hörte er nicht mehr.

Willas Entführung war die Hauptstory. Gerade waren neue Informationen bekannt gegeben worden. Von irgendwo war durchgesickert, dass einige Beweise vom Tatort der Öffentlichkeit nicht enthüllt worden waren. Quarry richtete sich auf, als der Nachrichtensprecher sagte, um was für Beweise es sich dabei handelte: Eine Schrift auf den Armen der toten Frau; Buchstaben, die keinen Sinn ergaben. Doch die Polizei ermittelte auch in dieser Richtung.

Quarry sprang aus dem Trailer und erschreckte den alten Hund dabei so sehr, dass er zu winseln begann und den Schwanz einzog. Fred kam gerade noch rechtzeitig an die Tür, um zu sehen, wie Quarry sich auf sein Pferd schwang, um nach Atlee zurückzureiten. Fred schüttelte den Kopf, murmelte etwas von wegen »verrückte Weiße« vor sich hin und schloss die Tür des Trailers.

Quarry traf Daryl allein in der Scheune an. Der junge Mann beobachtete ungläubig, wie sein al-

ter Herr auf ihn zurannte wie ein Footballstürmer. Quarry rammte seinen Sohn gegen die Wand und drückte ihm den Arm auf den Hals.

»Du hast ihr irgendwas auf die Arme geschrieben!«, brüllte Quarry.

»Was ...?«, keuchte Daryl.

»Du hast ihr was auf die Arme geschrieben! Was war das?«

»Lass ... Lass mich los, und ich sag's dir.«

Quarry trat einen Schritt zurück, nachdem er seinem Sohn noch einen harten Stoß versetzt hatte, der ihn erneut gegen die Wand warf. Keuchend erzählte Daryl seinem Vater, was er getan hatte.

»Warum hast du das getan?«, wollte Quarry wissen.

»Als die Lady tot war, habe ich Angst bekommen. Ich dachte, wir sollten sie auf eine falsche Fährte führen.«

»Was du getan hast, Junge, war dumm, *saudumm!*«

»Tut mir leid, Daddy.«

»Und ob es dir leidtun wird.«

»Aber so, wie ich es geschrieben habe, werden sie es nie herausfinden.«

»Sag mir genau, wie du es geschrieben hast.«

Daryl nahm einen alten Landwirtschaftskatalog von der Werkbank, riss eine Seite heraus und schrieb die Buchstaben darauf.

Quarry nahm das Papier und las.

»Siehst du, Daddy? Für sie ist das nur Unsinn, stimmt's? Du aber weißt, was da steht, nicht wahr?«

»Natürlich weiß ich, was da steht«, stieß Quarry hervor. Er ging hinaus und starrte zum Himmel. Es war noch nicht dunkel, doch die untergehende Sonne färbte die Wolken rot. Quarry bemerkte nicht, dass Daryl ihm folgte und ihn mit einer Miene anschaute, die erkennen ließ, dass er auf Anerkennung für seinen Trick hoffte. Es war der gleiche flehentliche Blick, mit dem auch Quarry seine Mutter auf deren Totenbett bedacht hatte, aber das wusste Daryl nicht.

Quarry entzündete ein Streichholz und verbrannte das Papier. Er schaute zu, wie die Asche davonsegelte und ein paar Schritte entfernt zu Boden regnete.

»Ist das okay so, Daddy?«, fragte Daryl nervös.

Quarry deutete auf die Asche. »Das ist dein zweiter Streich, Junge. Noch einer, und es ist vorbei, Sohn hin oder her.«

Quarry drehte sich um und ging davon.

37.

Die Familie Maxwell hörte zusammen mit Sean King und einer großen Trauergemeinde dem Prediger zu. In angemessen frommem Tonfall las der Mann aus der Heiligen Schrift und trat dann beiseite, um den Trauernden Raum zu geben, die Verstorbene ein letztes Mal zu sehen und ein paar Worte zu sagen. Michelles Brüder gingen gemeinsam nach vorne, gefolgt von den anderen Trauergästen. Später, als die Gemeinde sich langsam auflöste, legte Frank Maxwell die Hände auf den Sarg seiner Frau und senkte den Kopf.

Michelle stand neben Sean und beobachtete ihren Vater. Schließlich berührte der alte Mann die Augen seiner Frau und ging an seiner Tochter und deren Partner vorbei zum Auto, den Kopf immer noch gesenkt. Michelle wollte ihn festhal-

ten, zog die Hand aber im letzten Augenblick zurück.

»Willst du nicht auch nach vorne gehen?«, fragte Sean.

»Nach vorne?«

»Zum Sarg. Um deiner Mutter ein letztes Mal Achtung zu erweisen.«

Michelle starrte zu der Mahagonikiste, in der ihre Mutter lag. Im Hintergrund warteten die Totengräber bereits darauf, den Sarg in die Erde hinunterzulassen. Der Himmel war bewölkt. Bald würde es regnen, und vermutlich hatten die Männer es entsprechend eilig. Außerdem waren für heute noch andere Beerdigungen angesetzt. Es den Toten bequem zu machen, war offensichtlich eine Vollzeitbeschäftigung.

Michelle sah ein, dass sie sich ihrer Angst stellen musste.

»Kommst du mit?«

Sean nahm sie am Arm, und gemeinsam gingen sie nach vorne. Michelle legte ihre Hand auf den Sargdeckel und schnippte ein Blütenblatt weg.

»Sie konnte Lilien nicht ausstehen«, sagte sie.

»Was?«

Michelle deutete auf die Blumen, die auf dem Sarg lagen. »Sie hatte Rosen lieber.« Kaum hatte sie das Wort gesagt, riss sie die Hand zurück, als hätte sie sich gestochen.

»Was ist? Alles in Ordnung?«

Michelle starrte auf ihre Hand. Da war nichts. Sie war nicht gestochen oder gebissen worden. Und Lilien hatten keine Dornen.

Michelle schaute zu Sean.

»Michelle? Alles okay?«, fragte Sean erneut.

»Ich ... weiß nicht.« Und dann fügte sie mit fester Stimme hinzu: »Lass uns von hier verschwinden.«

Zurück im Haus warteten Berge von Essen, und Freunde kamen vorbei. Ernste Gespräche mischten sich mit gelegentlichen Scherzen, und hier und da wurde sogar leise gelacht. Inmitten von alledem saß Frank Maxwell auf der Couch und starrte ins Leere. Jeder, der sich ihm näherte, um ihm sein Beileid auszusprechen, machte sich bald wieder davon, denn der Mann schien nichts mehr wahrzunehmen.

Sean beobachtete Michelle, die wiederum ihren Vater nicht aus den Augen ließ. Als eine weitere Gruppe von Leuten hereinkam, rührte Frank

Maxwell sich endlich. Der finstere Ausdruck auf seinem Gesicht bewog Michelle und Sean, sich zur Tür umzudrehen. Die Neuankömmlinge hatten Tablett mit Essen dabei und plauderten miteinander. Michelle erkannte ein paar von ihnen von der Beerdigung. Als sie sich wieder zu ihrem Vater umdrehte, erschrak sie.

Er war verschwunden.

Michelle und Sean schauten einander an. Sean deutete in Richtung des hinteren Flurs, wo das Schlafzimmer lag. Dann klopfte er sich auf die Brust und nickte zu den Neuankömmlingen. Michelle blinzelte zum Zeichen, dass sie verstanden hatte, und ging zum Schlafzimmer.

Sie klopfte an die Tür.

»Was?«

Ihr Vater klang wütend.

»Ich bin es, Daddy.«

»Einen Moment«, sagte er. Seine Stimme klang jetzt wieder ruhiger; trotzdem fühlte Michelle noch immer die unterschwellige Wut.

»Darf ich reinkommen?«

Dreißig Sekunden verstrichen.

Sie klopfte erneut. »Dad?«

»Himmel noch mal! Ja, gut, komm rein.«

Michelle öffnete die Tür, ging hindurch und schloss sie hinter sich. Ihr Vater saß auf der Bettkante und hielt irgendetwas in der Hand. Michelle setzte sich neben ihn und schaute es sich an.

Es war das Hochzeitsfoto ihrer Eltern. Sie hatten es damals groß aufgezogen: pompöser Gottesdienst, ihre Mom ganz in Weiß, Dad im eleganten Schwalbenschwanz. Er war damals erst einundzwanzig Jahre alt gewesen und gerade aus Vietnam zurückgekommen. Er war groß, sonnengebräunt und gutaussehend, und er zeigte ein selbstbewusstes Lächeln. Und Sally Maxwell, noch keine zwanzig, war wunderschön. Michelle hatte das gute Aussehen ihrer Mutter geerbt, auch wenn ihr das als Kind und Jugendliche nie so recht bewusst gewesen war. Sie hatte stets ihrem Vater nähergestanden und ganz klassisch versucht, ihrem großen, starken Daddy zu imponieren.

Michelle nahm ihrem Vater das Foto ab und stellte es auf den Nachttisch. »Brauchst du etwas?«

»Ich habe die vielen Leute satt, Michelle. Ich kann da nicht wieder raus.«

»Das musst du auch nicht. Ich kümmere mich darum. Vielleicht solltest du dich ein bisschen hinlegen.«

»Jaja«, tat er den Vorschlag ab.

»Hat dein Anwalt dich schon kontaktiert?«, fragte Michelle.

Ihr Vater blickte sie scharf an. »Was?«

»Du hast doch gesagt, du hättest dir einen Anwalt genommen. Ich habe mich nur gefragt, ob du schon mit ihm gesprochen hast.«

Ihr Vater schüttelte den Kopf und senkte den Blick.

Michelle wartete und schwieg. Schließlich stand sie auf, umarmte ihn und schickte sich an zu gehen.

Als sie die Tür erreichte, sagte er irgendetwas. Michelle erstarrte, die Hand auf dem Knauf. »Du glaubst, ich hätte sie ermordet, nicht wahr?«

Langsam drehte Michelle sich um. Ihr Vater hielt wieder das Hochzeitsfoto in der Hand, schaute sich aber nicht das glückliche junge Paar an. Stattdessen blickte er seiner Tochter in die Augen.

»Du glaubst, ich hätte sie ermordet.« Er hielt das Foto hoch, als wäre es ein Beweis der Anklage.

»Das habe ich nie gesagt.«

»Das brauchtest du auch nicht.«

»Dad ...«

Er fiel ihr ins Wort. »Mach, dass du hier rauskommst. Sofort!«

Michelle floh aus dem Zimmer.

38.

Alle waren gegangen; das Essen war weggeräumt, die Tränen geweint. Die Maxwell-Brüder saßen im Hinterhof und unterhielten sich leise bei einem Bier. Frank Maxwell war noch immer im Schlafzimmer.

Sean und Michelle saßen im Wohnzimmer, während draußen die Nacht anbrach.

»Er hat dich also beschuldigt, dass du ihn für einen Mörder hältst.«

Michelle nickte langsam. Offensichtlich hatte sie diesen Gedanken noch immer nicht ganz ver-

daut. »Ich kann es ihm kaum zum Vorwurf machen«, sagte sie. »Und einmal ein Cop, immer ein Cop. Er kennt sich aus. Er ist nun mal Verdächtiger.«

»Stimmt. Wenn eine Ehefrau eines gewaltsamen Todes stirbt, ist in den meisten Fällen der Ehemann der Täter.«

»Ich glaube nicht, dass sie sich geliebt haben.«

Sean stellte sein Soda ab und schaute seine Partnerin an. »Warum?«

»Sie hatten nie etwas gemeinsam, abgesehen von den fünf Kindern. Dad hat immer nur gearbeitet, und Mom war immer zu Hause. Als er in Ruhestand ging, haben sie sich kaum gekannt. Erinnerst du dich noch, wie sie zur Feier ihres Hochzeitstages mal nach Hawaii geflogen sind? Sie sind früher wieder zurückgekommen. Später habe ich mit Bill darüber gesprochen. Er hat gesagt, Dad habe ihm erzählt, nach einem Tag hätten er und Mom sich nichts mehr zu sagen gehabt. Sie hatten sich auseinandergelebt.«

»Haben sie je über Scheidung nachgedacht?«

»Weiß ich nicht. Jedenfalls haben sie es mir gegenüber nie erwähnt.«

»Aber du hast deiner Mutter nie allzu nahegestanden, oder?«

»Stimmt. Zu meinem Vater hatte ich immer eine engere Beziehung, aber das hat im Lauf der Jahre stark nachgelassen.«

»Warum?«, fragte Sean.

»Ich bin im Augenblick nicht in der Stimmung für Psychotherapie«, erwiderte Michelle gereizt.

»Schon gut. Ich hab ja nur eine Frage gestellt.«

»Und?«, wechselte Michelle das Thema. »Wer waren diese Leute, die Dad ins Schlafzimmer verjagt haben?«

»Du hast keinen von denen gekannt?«

»Ich kenne keinen der Freunde meiner Eltern.«

»Ich habe mal eine Runde gedreht. Die meisten waren Freunde deiner Mutter. Sie hat mit ihnen Golf oder Karten gespielt oder ist mit ihnen Shoppen gegangen. Und irgend so eine Wohltätigkeitssache hatten sie auch laufen.«

»Ich hatte den Eindruck, als wollte Dad die Leute nicht sehen.«

»Ich hab nichts Außergewöhnliches herausgefunden. Den Leuten schien der Tod deiner Mutter ehrlich leidzutun.«

Sie drehten sich um, als die Tür geöffnet wurde. Frank Maxwell war an ihnen vorbei und aus dem Haus, bevor sie auch nur aufstehen konnten.

Michelle schaffte es gerade noch rechtzeitig zur Haustür, um zu sehen, wie ihr Vater in den Wagen stieg und wesentlich schneller davonfuhr, als er hätte fahren sollen.

»Was war das denn?«, fragte Sean und gesellte sich zu Michelle an der Tür.

Sie schüttelte nur den Kopf. Dann drehte sie sich zu dem Flur um, der zum Schlafzimmer führte. »Komm.«

Als Michelle das Zimmer betrat, fiel ihr als Erstes auf, dass das Hochzeitsfoto nicht mehr dort stand, wo es hätte stehen sollen.

Sean blickte zufällig in die Ecke. Er streckte die Hand aus und hob es auf. »Warum wirft er das Foto in den Mülleimer?«

»Allmählich kriege ich ein verdammt schlechtes Gefühl.«

Sean schaute sich das Foto an. »Deine Mom ist tot, und am Tag der Beerdigung wirft er ihr Hochzeitsfoto in den Papierkorb. Warum?«

»Glaubst du, Pam Dutton hat ihr Hochzeitsfoto je in den Papierkorb geworfen?«

»Weil Tuck sie nach Strich und Faden betrogen hat? Glaubst du, deine Mom ...« Sean konnte es in Michelles Gegenwart nicht laut aussprechen.

»Ich bin nur ... Ich weiß nicht.«

»Bist du sicher, dass du auf diesem Weg weitergehen willst?«

»Ich will die Wahrheit wissen, Sean. Egal wie.«

»Normalerweise gibt es Anzeichen für so etwas«, sagte Sean, »abgesehen von Hochzeitsfotos in Mülleimern.«

Michelle öffnete bereits die Schubladen der Kommode, während Sean sich den Kleiderschrank anschaute. Ein paar Minuten später hielt Michelle ziemlich freizügige Unterwäsche in der Hand, an der noch die Preisschilder hingen, während Sean drei neu aussehende, unanständige Outfits aus dem Schrank geholt hatte.

Die beiden schauten einander an, ließen das Offensichtliche jedoch unausgesprochen.

Sie legten die Kleidungsstücke wieder zurück, und Michelle führte Sean zu dem kleinen Raum hinter dem Speisezimmer. Dort stand ein Schreibtisch in einer Ecke. Auch hier durchsuch-

te sie die Schubladen, holte ein Kontoauszugsbuch heraus und reichte es Sean. »Mom hat sich immer um die finanziellen Angelegenheiten gekümmert.«

Während Sean die Kontoauszüge durchging, sah Michelle methodisch die Kreditkartenrechnungen durch.

Ein paar Minuten später hob sie den Blick. »Da sind Rechnungen über Hunderte von Dollar für Männerkleidung von vier unterschiedlichen Onlinehändlern. Von dem Zeug habe ich aber nichts im Schlafzimmer gesehen.«

Sean hielt das Kontoauszugsbuch in die Höhe. »Hier ist ein Eintrag über eine Startgebühr für ein Golfturnier. Hat dein Dad je Golf gespielt?«

»Nein, aber Mom. Das ist also nichts Ungewöhnliches.«

Sean zeigte Michelle ein Stück Papier, das er aus dem Schreibtisch genommen hatte. »Das hier gehört zur Anmeldung für das Turnier. Die Startgebühr betrug fünfzig Dollar pro Person, aber auf der Rechnung stehen hundert Dollar.«

»Also für zwei Leute.«

»Michelle, das ist ein Anmeldeformular für ein Turnier für *Paare*.«

Michelle riss Sean das Blatt aus der Hand, schaute es sich an und legte es dann beiseite.

Sean musterte sie besorgt. »Findest du nicht, dein Vater hätte das alles leicht herausfinden können? Wir haben nur zehn Minuten dafür gebraucht.«

»Mom scheint sich keine allzu große Mühe gegeben zu haben, das zu verbergen. Vielleicht war es ihr egal ... oder ihm auch.«

»Dein Dad scheint mir keiner von den Männern zu sein, die es so einfach hinnehmen, Hörner aufgesetzt zu bekommen.«

»Du kennst meinen Vater nicht, Sean.« Michelle schaute auf ihre Hände. »Und ich vielleicht auch nicht.«

»Was ist hier los?«

Die beiden drehten sich um. Bill Maxwell stand in der Tür. Er schaute auf die Kontoauszüge und die Kreditkartenrechnungen.

»Was tust du da, Mik?«

»Ich gehe ein paar Rechnungen durch. Ich weiß, dass Mom sich immer darum gekümmert hat, und ich will nicht, dass Dad sich deswegen den Kopf zerbricht.«

Sie legte die Sachen in die Schublade zurück und stand auf. »Dad ist gegangen.«

»Wohin?«

»Ich weiß nicht. Und er hat mich auch nicht um Erlaubnis gebeten.«

Michelles Blick fiel auf das Bier in Bills Hand. »Wollt ihr Jungs das jetzt die ganze Zeit über machen? Saufen und quasseln?«

»Himmel, Mik, wir haben gerade unsere Mutter beerdigt. Jetzt lass es doch mal gut sein.«

»Ich bin sicher, sie hat das nicht so gemeint, Bill«, mischte Sean sich ein.

»Doch!«, stieß Michelle hervor. »Genau so habe ich's gemeint.«

Sie schnappte sich die Schlüssel und ging zur Tür. Sean blickte Bill entschuldigend an und folgte ihr.

Er holte sie ein, als sie gerade in ihr Auto stieg.

»Und was tun wir jetzt?«, fragte er.

»Wir fahren noch mal zu Donna Rothwell.«

»Warum?«

»Wenn meine Mutter eine Affäre hatte, weiß Donna vermutlich, mit wem.«

Shirley Meyers starrte auf den Brief. Sie wusste nicht recht, was sie damit anfangen sollte. Sie hatte die Post schon früher am Tag hereingeholt, aber eben erst geöffnet. Jetzt, kurz bevor sie zu Arbeit ging, hatte sie sich ein paar Augenblicke Zeit genommen, den kleinen Stapel durchzugehen.

Auf dem Brief in ihrer Hand fand sich kein Absender. Als sie sich den Poststempel ansah, schüttelte sie verwirrt den Kopf. Sie kannte niemanden in Kentucky. Sie drehte den Umschlag um. Es war weder ein geschäftlicher Brief noch Werbung. Es war bloß ein schlichter weißer Briefumschlag. Und außer Papier war da noch etwas drin.

Shirley öffnete den Brief mit dem kleinen Finger. Im Inneren fand sie ein Blatt Papier und einen kleinen Schlüssel. Nachdem sie sich den Schlüssel genauer angeschaut hatte - im Metall waren ein paar Zahlen eingraviert -, wandte sie sich dem Brief zu. Er war mit Maschine geschrieben und nicht an sie adressiert. Shirley

schlug die Hand vor den Mund, als sie sah, für wen der Brief bestimmt war. Sie las die Worte und steckte ihn dann rasch zusammen mit dem Schlüssel zurück in den Umschlag. Einen langen Augenblick stand sie einfach nur da. Solche Dinge dürften Menschen wie ihr eigentlich gar nicht passieren.

Aber sie konnte nicht einfach so hier stehen bleiben. Shirley streifte sich ihren Mantel über und verließ ihr kleines Haus. Mit dem Bus fuhr sie in die Stadt. Sie schaute auf ihre Uhr. Shirley war stolz auf ihre Pünktlichkeit. Sie kam nie zu spät zur Arbeit, doch heute wollte ein Teil von ihr nicht gehen, nicht mit diesem Brief in der Tasche. Sie grummelte weiter vor sich hin, als sie zum Eingang und durch die Sicherheitsschleuse ging. Leuten, die sie kannte, nickte sie freundlich zu.

Schließlich betrat Shirley die Küche, zog ihren Mantel aus und hing ihn auf. Sie wusch sich die Hände und wandte sich ihrem Job als Köchin zu. Immer wieder schaute sie auf die Uhr und beobachtete, wer kam und ging. Sie versuchte, den Leuten nicht in die Augen zu sehen; stattdessen nickte sie nur, wenn jemand sie begrüßte. Shirley wusste nicht, was sie tun sollte. Jeder Gedanke,

der ihr durch den Kopf ging, war schlimmer als der vorherige. Konnte man sie dafür ins Gefängnis stecken? Aber sie hatte doch nichts getan, außer ihre Post zu öffnen. Doch würde man ihr glauben? Dann kam ihr ein weiterer schrecklicher Gedanke. Was, wenn sie glaubten, sie habe den Brief von hier gestohlen? Aber halt ... Das war unmöglich. Auf dem Umschlag stand *ihre* Adresse, nicht die von hier.

Irgendwann wirkte Shirley dermaßen nervös, dass ihr Chef sie fragte, was los sei. Zuerst versuchte sie, die Wahrheit zu verbergen, schaffte es aber nicht. Sie holte den Brief aus der Tasche und zeigte ihn dem Mann. Er las ihn sich durch, schaute sich den Schlüssel an und blickte Shirley dann scharf an.

»Verdammt«, sagte er.

»Er ist an sie gerichtet«, erklärte Shirley.

»Sämtliche Post, die hier reinkommt, muss zuerst überprüft werden. Das wissen Sie«, tadelte der Mann.

»Aber er ist ja nicht hier reingekommen, oder?«, schoss Shirley zurück. »Er ist in *mein* Haus gekommen. Es gibt kein Gesetz, das mir verbietet, meine eigene Post zu öffnen.«

»Woher wussten die, dass sie den Brief an Sie schicken müssen?«

»Woher soll ich das wissen? Ich kann doch niemanden davon abhalten, mir einen Brief zu schicken.«

Dem Mann kam ein Gedanke. »Da war doch kein weißes Pulver drin, oder?«

»Glauben Sie, dann wäre ich hier? Ich bin nicht dumm, Steve. Es war nur der Brief. Und dieser Schlüssel.«

»Aber Sie könnten Fingerabdrücke verwischt haben.«

»Woher soll ich das wissen? Ich habe es doch erst gesehen, als ich ihn geöffnet habe.«

Steve rieb sich das Kinn. »Er ist tatsächlich an *sie* gerichtet.«

»Der Brief ja, aber nicht der Umschlag. Aber ich kann ihn ihr nicht bringen. Das darf ich nicht. Das wissen Sie doch, oder?«

»Jaja«, erwiderte Steve ungeduldig.

»Was soll ich jetzt tun?«

Steve zögerte; dann schlug er vor: »Die Polizei?«

»Sie haben doch gelesen, was da steht. Wollen Sie, dass sie stirbt?«

»Verdammt! Warum haben Sie mich da rein-gezogen?«, beschwerte sich Steve und senkte die Stimme, als andere Küchenbedienstete den Raum betraten. Er sah aus, als wäre er am liebsten in den Weinkeller des Weißen Hauses gestürmt und hätte sich dort bedient. Seine Auswahl wäre allerdings begrenzt gewesen. Seit Gerald Ford lagerten dort ausschließlich amerikanische Weine.

»Wir müssen etwas tun«, zischte Shirley.
»Wenn jemand herausfindet, dass ich den Brief bekommen und dann nichts unternommen habe ... Ich will ihr Blut nicht an meinen Händen haben. Niemals! Und jetzt wissen Sie es auch. Sie müssen etwas tun.«

»Beruhigen Sie sich erst mal, Shirley.« Steve dachte kurz nach. »Okay, ich muss erst mal einen Anruf machen.« Er drückte ihr den Brief in die Hand.

Fünf Minuten später betrat eine Frau in schwarzem Anzug die Küche und bat Shirley, ihr zu folgen. Sie gingen in einen Teil des großen Hauses, den Shirley noch nie gesehen hatte. Sie schaute sich die vielen Leute an, die umhergingen, und musterte die Männer und Frauen, die mit stoischer Ruhe vor den Türen standen. Shir-

leys Mund war ausgetrocknet. Das waren die Leute, die man ständig im Fernsehen sah. Wichtige Leute. Shirley wäre am liebsten in die Küche zurückgerannt und hätte weiter an ihrer Obst- und Käseplatte gearbeitet.

Als sie das Büro der Frau erreichten, drehte diese sich plötzlich zu Shirley um und sagte streng: »Das ist ausgesprochen irregulär.«

»Ich wusste nicht, was ich tun sollte«, erwiderte Shirley nervös. »Hat Steve Ihnen das denn nicht gesagt?«

»Jajaja. Wo ist der Brief?«

Shirley zog den Umschlag aus ihrer Tasche und gab ihn der Frau. »Lesen Sie selbst, Ma'am. Was hätte ich denn sonst tun sollen?«

Die Frau legte den Schlüssel auf ihren Schreibtisch, faltete den Brief auseinander und las ihn durch. Ihre Augen wurden mit jeder Zeile größer. Als sie fertig war, steckte sie Brief und Schlüssel zurück in den Umschlag. »Ich möchte, dass Sie wieder an die Arbeit gehen und vergessen, dass Sie das hier je gesehen haben.«

»Jawohl, Ma'am«, sagte Shirley. »Werden Sie ihr den Brief geben?«

Die Frau hatte bereits den Telefonhörer abgenommen. »Das braucht Sie nicht zu kümmern.«

Nachdem Shirley den Raum verlassen hatte, tippte die Frau eine Nummer ein und sprach schnell. Wenige Minuten später kam ein Mann, der noch strenger aussah als sie, und nahm den Umschlag in Empfang.

Der Mann eilte eine Treppe hinauf, durchquerte ein großes Foyer, lief einen Flur entlang und erreichte schließlich eine Tür, an die er leise anklopfte. Eine Frau öffnete, nahm den Brief und schloss die Tür wieder, ohne ein Wort mit dem Mann gewechselt zu haben.

Eine Minute später wurde der Brief auf den Schreibtisch der Frau gelegt, und die Tür wurde geschlossen. Die Frau war allein. Sie starrte auf den blütenweißen Umschlag.

Dann nahm Jane Cox den Brief heraus und las ihn. Der Schreiber formulierte kurz und prägnant. Wenn Jane Willa Dutton lebend und gesund zurückhaben wollte, dürfe sie den nächsten Brief, der kam, niemandem zeigen. Sollte die Polizei ihn in die Finger bekommen, würde er, der Schreiber, dies erfahren. Und sollte die Öffentlichkeit erfahren, was in dem Brief stand, würde

dies alles zerstören. Und Willa Dutton würde es das Leben kosten.

Besonders einen Absatz las Jane sich mehrere Male durch. Da stand: *Ich will das Mädchen nicht töten, werde es aber tun, sollte es notwendig sein. Der nächste Brief, den Sie erhalten, wird viel enthüllen. In mancher Hinsicht wird er sogar alles enthüllen. Sollte die Öffentlichkeit das herausfinden, wird für Sie alles verloren sein. Sie wissen, wovon ich spreche. Halten Sie sich an die Anweisungen, kehrt Willa wohlbehalten zu Ihnen zurück. Anderenfalls stirbt sie. Anders geht es nicht.*

Der Schreiber informierte Jane darüber, dass dieser nächste Brief an ein Postfach in D. C. geschickt werden würde; die Nummer sei beigelegt. Dafür sei auch der Schlüssel.

Jane lehnte sich zurück. Schreckliche Angst breitete sich in ihr aus und lähmte sie beinahe. Sie griff nach ihrem Telefon, legte es dann aber wieder hin.

Nein, sie würde nicht anrufen. Noch nicht.

Sie schloss den Brief in ihrem Schreibtisch ein und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Jane hatte in zehn Minuten einen Empfang für weibliche Gouverneure und andere Frauen in der Politik, die sich in der Hauptstadt zu einem Parteitreffen zusammengefunden hatten, um die Gesundheitsreform zu diskutieren. Jane würde ein paar Begrüßungsworte sprechen, die bereits sorgfältig ausformuliert am Rednerpult im East Room auf sie warteten. Sie hatte so etwas schon hundert Mal gemacht, und fast immer fehlerfrei. Normalerweise empfing das Weiße Haus jede Woche Tausende solcher Besucher; deshalb hatte sie sehr viel Übung darin.

Nun aber wusste Jane, dass sie ihre ganze Kraft brauchen würde, um zum Pult zu gehen, die Mappe aufzuschlagen und die Worte vorzulesen, die irgendjemand für sie geschrieben hatte.

Doch als Jane fünf Minuten später den Gang hinunterschritt, von ihrem Stab und den Sicherheitsleuten begleitet, war sie in Gedanken nicht bei der Gesundheitsreform, aber auch nicht bei dem Brief. Sie hatte ihren Bruder gnadenlos unter Druck gesetzt, sodass er ihr endlich verraten hatte, was Sean ihn am Telefon gefragt hatte.

War Willa das adoptierte Kind?

Jane geriet bei dem Gedanken leicht ins Stolpern. Sofort packte ein Agent des Secret Service ihren Arm.

»Alles in Ordnung, Ma'am?«

»Ja. Danke.«

Jane ging weiter, jetzt wieder ganz im First-Lady-Modus.

Doch ein schrecklicher Gedanke drang durch ihre ansonsten so eisenharte Rüstung, als wäre sie aus Papier.

Holt uns die Vergangenheit jetzt doch noch ein?

40.

Quarry fuhr. Gabriel saß in der Mitte, Daryl daneben. Der Truck schaukelte hin und her, bis sie den festen Asphalt erreichten. Sie hatten fast den ganzen Tag auf den Feldern verbracht und waren hundemüde. Doch dieser Besuch war Pflicht. Gleich nach dem Abendessen hatten sie sich auf den Weg gemacht.

Gabriel schaute aus dem Fenster und sagte:
»Ich glaube, Sie hatten recht, was den alten Kurt betrifft, Mr. Sam. Er ist weitergezogen. Keine Spur von ihm zu finden.«

Daryl warf einen Blick zu seinem Vater, schwieg jedoch.

Quarry sagte ebenfalls nichts, sondern hielt die Hand auf dem Lenkrad und schaute stur nach vorne, eine glimmende Zigarette im Mund. Schließlich bogen sie auf den Parkplatz des Heims ein. Als sie ausstiegen, schnappte sich Quarry einen Kassettenrekorder vom Armaturenbrett und trat seine Zigarette auf dem Bürgersteig aus. Dann gingen sie gemeinsam hinein.

Auf dem Weg durch den Flur bemerkte Quarry: »Es ist schon lange her, seit du deine Schwester zum letzten Mal besucht hast, Daryl.«

Daryl verzog das Gesicht. »Ich mag es nicht, sie so zu sehen. Ich will mich nicht so an sie erinnern, Daddy.«

»Sie hat es ja nicht absichtlich gemacht.«

»Ich weiß.«

»Von außen mag sie anders aussehen, aber drinnen ist sie noch immer deine Schwester.«

Quarry öffnete die Tür des Krankenzimmers.

Die Pflegerinnen hatten Tippi auf die rechte Seite gedreht; also zog Quarry ein paar Stühle dorthin. Dann holte er das Buch von Jane Austen aus der Tasche und gab es Daryl.

»Ich bin nicht so gut im Vorlesen«, erklärte Daryl. »Besonders nicht bei so alten Sachen, Daddy.«

»Versuch's einfach«, erwiderte Quarry. »Ich bin ja kein Literaturkritiker.«

Daryl seufzte, nahm das Buch, setzte sich und begann zu lesen. Sein Vortrag war stockend und langsam, aber er tat sein Bestes. Als er vier Seiten gelesen hatte, dankte Quarry ihm und gab das Buch an Gabriel weiter.

Der kleine Junge war eindeutig der bessere Leser. Er las ein ganzes Kapitel und verlieh dabei jedem Charakter eine eigene Stimme. Als er fertig war, sagte Quarry: »Das klang nicht so, als wäre es dir diesmal zu langweilig geworden, junger Mann.«

Gabriel schaute ihn mit unschuldigen Augen an. »Ich lese das Buch gerade in Atlee. Ich dachte, wenn Sie und Miss Tippi es so sehr mögen, sollte ich es mir vielleicht doch noch mal ansehen.«

»Und wie lautet dein Urteil?«, fragte Quarry, und ein Lächeln legt sich auf sein Gesicht.

»Es ist besser, als ich dachte. Mein Lieblingsbuch ist es trotzdem nicht.«

»Das reicht mir schon.«

Quarry stellte den Kassettenrekorder auf den Nachttisch neben dem Bett und schaltete ihn ein. Dann nahm er Tippi's Hand und hielt sie fest, während die Stimme von Cameron Quarry, Sams' toter Frau und Tippi's Mutter, das Zimmer erfüllte. Sie wandte sich direkt an ihre Tochter und sprach von Liebe und Hoffnung und all den anderen Dingen, die sie tief in ihrem Inneren empfand.

Zum Ende hin wurde ihre Stimme immer schwächer, denn die Aufnahme war am Sterbebett gemacht worden. Auf ihre ausdrückliche Bitte hin hatte Quarry sie aufgezeichnet.

Die letzten Worte lauteten: »Ich liebe dich, Tippi, Kleines. Mama liebt dich von ganzem Herzen. Ich kann es gar nicht erwarten, dich wieder in meinen Armen zu halten, mein kleines Mädchen ... wenn wir beide gesund und munter bei Jesus sind.«

Quarry sprach diese letzten Worte stumm mit. Dann schaltete er den Kassettenrekorder aus. Kaum war der Name Jesus gefallen, hatte Cameron Quarry ihren letzten Atemzug getan. Für eine gottesfürchtige Frau wie Cameron, dachte Quarry, war das ein angemessener Weg, ins nächste Leben überzuwechseln. Anschließend hatte er ihr die Augen geschlossen und ihr die Hände auf der Brust gefaltet ... nicht viel anders, wie er es bei seiner Mutter gemacht hatte.

Daryl und Gabriel standen Tränen in den Augen. Beide wischten sie rasch weg und drehten sich verschämt zur Seite.

»Mama war die beste Frau, die je gelebt hat«, sagte Daryl schließlich mit gedämpfter Stimme, und Quarry nickte zustimmend.

Quarry berührte Tippiis Wange. »Und sie ist dort oben bei dir.«

»Amen«, sagte Gabriel. »Wird es ihr je wieder besser gehen, Mr. Sam?«

»Nein, Sohn. Nie.«

»Möchten Sie ein Gebet für sie sprechen?« Gabriel faltete die Hände und kniete sich hin.

»Du kannst für sie beten, wenn du willst, Gabriel. Aber für mich ist das nichts.«

»Mama sagt, Sie glauben nicht an Gott. Warum?«, fragte Gabriel.

»Weil er nicht mehr an mich glaubt«, antwortete Quarry.

Er stand auf und steckte den kleinen Kassettenrekorder zurück in die Tasche. »Wenn ihr fertig seid, bin ich draußen am Truck und rauche eine Zigarette.«

Quarry setzte sich in seinen schrottreifen Truck, kurbelte das Fenster herunter und blies den Rauch hinaus. Auch jetzt noch, um fast neun Uhr abends, war es sengend heiß, und Quarry wischte sich einen Schweißtropfen von der Nase, während ein Moskito ihm im rechten Ohr summte.

Das Insekt störte ihn nicht sonderlich. Er beobachtete einen Meteor, der über den Himmel schoss. Als das Naturschauspiel vorbei war, schweifte Quarrys Blick wieder zu dem Betonziegelbau, in dem seine Tochter lebte. Ehemann, Kinder, Enkel ... Tippi würde nichts von alledem haben. Sie war nur ein totes Hirn, ein geschundener Leib und ein Schlauch, der sie künstlich am Leben hielt.

»Da hast du richtig Mist gebaut, Gott. Das hättest du nicht tun sollen. Ich kenne den ganzen Müll von wegen ›deine Wege sind unergründliche Ich habe schon zig Mal diesen Dreck gehört, dass alles irgendeinen Sinn hat, aber das ist Scheiße. Du bist nicht unfehlbar. Du hättest mein Baby in Ruhe lassen sollen. Das werde ich dir nie verzeihen, und mir ist scheißegal, ob du mir vergibst, was ich jetzt tun muss.« Quarry sprach mit träger Stimme und schwieg dann. Am liebsten hätte er geweint, allein schon, um den Druck von seinem Hirn zu nehmen, seiner Seele; doch er konnte nicht. Wie es schien, war seine Seele verbrannte Erde, auf der es keinen Tropfen Wasser mehr gab.

Als Daryl und Gabriel aus dem Heim kamen und einstiegen, warf Quarry die Zigarette aus dem Fenster, und schweigend fuhren sie nach Atlee zurück.

Quarry ging sofort in die Bibliothek, setzte sich an seinen Schreibtisch, stärkte sich mit einem Old Grand Dad, fachte das Kaminfeuer an, legte den Schürhaken hinein und krepelte den Ärmel hoch. Dann zog er das glühende Eisen aus dem Feuer, drückte es auf sein nacktes Fleisch und brannte ein zweites Zeichen im rechten

Winkel zum ersten ein. Zehn Sekunden später fiel der Schürhaken auf den Teppich und brannte ein Loch hinein, während Quarry auf seinem Stuhl zusammenbrach.

Schwer atmend, die Augen zur verrußten Decke gerichtet, die die Brandspuren seiner Ahnen über Jahrhunderte hinweg aufgefangen hatte, begann Quarry zu reden. Das Meiste ergab wenig Sinn, außer für Quarry; für ihn war es vollkommen klar. Er begann damit, sich zu entschuldigen. Er nannte Namen, und seine Stimme hob und senkte sich in seltsamem Rhythmus. Er griff zur Flasche und hielt sie sich an den Hals.

Dann redete er weiter, redete und redete. Er schüttete sein ganzes Herz, seine Seele aus. Dort oben an der Decke waren Cameron und Tippi und umarmten einander. Quarry konnte sie so deutlich sehen, dass er sie am liebsten selbst in den Arm genommen hätte. Gemeinsam könnten sie dann zu einem besseren Ort aufsteigen, weit weg von dem Elend, in dem er hier unten lebte.

Quarry fragte sich manchmal, was er eigentlich machte. Ein kleiner, ungebildeter Mann gegen die Welt. Das war ungeheuerlich, unglaublich und dumm, sicher, aber jetzt konnte er nicht

mehr aufhören. Es lag nicht nur daran, dass er schon zu weit gegangen war; er wusste einfach nicht, wohin er sonst gehen sollte.

Als Quarry die Augen schloss und wieder öffnete, waren seine Frau und Tochter verschwunden. Das Feuer war heruntergebrannt. Quarry hatte es gerade genug entfacht, um den Schürhaken zum Glühen zu bringen. Er schaute wieder auf seinen Arm und die sich kreuzenden Linien. Herkules hatte seine Aufgaben meistern müssen, Jonas hatte mit dem Wal fertig werden müssen, und Jesus hatte sein Kreuz und die ganze Last der Welt auf seinen müden Schultern getragen.

Das hier war Sam Quarrys Kreuz. Nicht nur die zig Quadratmeilen Quarry-Land, die zu nichts verkommen waren, und auch nicht das heruntergewirtschaftete Haus, das nie wieder bessere Zeiten sehen würde. Nicht nur die tote Ehefrau und die verkrüppelte Tochter, der dümmliche Sohn und die andere, ferne Tochter. Und auch nicht die Geschichte der Familie Quarry, die in vieler Hinsicht so daneben war, dass jeder anständige Nachfahre sich schämen musste.

Sam Quarrys Kreuz war, dass er nicht mehr der Mann früherer Zeiten war. Er erkannte sich selbst nicht mehr. Das lag nicht nur an den Verbrennungen auf seinem Arm; es lag vor allem an den schrecklichen Brandnarben in seinem Inneren. Er hatte Gabriel angelogen. Er *fürchtete* Gott aus tiefster Seele. Denn was er, Quarry, auf dieser Erde getan hatte, bedeutete, dass er nie wieder mit seiner geliebten Frau und seiner wunderschönen Tochter vereint sein würde, wenn die Zeit kam. Für ihn war der Preis der Gerechtigkeit die ewige Trennung. Deshalb besuchte er Tippi auch so oft, denn wenn das hier vorbei war, würde er wirklich fertig sein.

Quarry schaute wieder an die Decke und sagte so leise, dass man es über das Knistern des Feuers hinweg kaum hören konnte: »Die Ewigkeit ist wirklich für immer.«

Draußen, vor der verschlossenen Tür, schlich Gabriel davon. Eigentlich war er von oben heruntergekommen, um sich ein neues Buch zu holen. Nun hatte er mehr gehört, als er je hatte hö-

ren wollen, mehr, als ein kleiner Junge verstehen konnte, egal wie klug er war.

Gabriel hatte immer zu Mr. Sam aufgeschaut. Nie hatte jemand ihn besser behandelt als das derzeitige Oberhaupt des Quarry-Clans. Nun aber rannte Gabriel in sein Zimmer zurück, schloss die Tür ab und versteckte sich unter der Bettdecke.

Er schlief in dieser Nacht nicht ein. Es war, als würde Sam Quarrys Heulen jeden Quadratzentimeter des Hauses erfüllen. Man konnte ihm nicht entkommen.

41.

Sie saßen im riesigen Wohnzimmer von Donna Rothwell. Die Frau glaubte nicht, dass Sally Maxwell eine Affäre mit jemandem gehabt hatte. »Es beschmutzt das Andenken Ihrer Mutter, so was auch nur zu *denken*«, sagte sie mit vorwurfsvoller Stimme und warf Michelle einen finsternen Blick zu.

»Aber jemand hat sie umgebracht«, erwiderte Sean.

»Ständig werden irgendwelche Leute umgebracht. Vielleicht war es ein Raubmord.«

»Es wurde nichts gestohlen.«

Donna winkte ab. »Die Täter haben Angst bekommen und sind weggerannt.«

»Als wir das letzte Mal miteinander gesprochen haben«, bemerkte Michelle in skeptischem Tonfall, »hatten Sie Angst, ein Mörder könne hier frei herumlaufen. Jetzt nehmen Sie das offenbar nicht mehr sehr ernst.«

»Das hier ist eine nette Wohngegend, aber Verbrechen geschehen überall«, entgegnete Donna. »Klar, ich habe Angst, aber deshalb bin ich immer noch Realistin. Ich habe ein Sicherheitssystem und zwei Angestellte, die hier bei mir wohnen. Und ich habe Doug.«

»Doug?«

»Meinen Freund. Aber um noch einmal auf das eigentliche Thema zurückzukommen ... Es ist Ihrer Mutter gegenüber sehr unfair, sie wegen so etwas zu beschuldigen. Besonders, da sie sich nicht mehr verteidigen kann.«

Sean legte Michelle die Hand auf den Arm, denn er fühlte, dass sie drauf und dran war, auf-

zuspringen und der Frau an die Gurgel zu gehen - und das wäre kaum ein fairer Kampf gewesen.

In diesem Moment kam ein Mann ins Zimmer. Er trug einen Beutel mit Brezeln unter dem Arm. Der Mann war gut eins achtzig groß und sah sehr sportlich aus. Sein wallendes Haar war silbern, was ihm das seriöse Aussehen eines Nachrichtensprechers verlieh, und seine Haut war sonnengebräunt. Er war ein gutaussehender Bursche von vielleicht sechzig Jahren.

»Mein *Freund*, den ich vorhin erwähnt habe, Doug Reagan«, sagte Donna stolz. »Der erfolgreiche Gründer einer weltweit tätigen IT-Firma. Er hat sie vor vier Jahren verkauft und genießt jetzt das schöne Leben. Mit mir.«

»Ja, das nennt man wohl den amerikanischen Traum«, sagte Michelle mit einem Hauch von Verachtung in der Stimme.

Doug schüttelte den beiden Privatdetektiven die Hände. »Das mit Sally tut mir leid«, sagte er. »Sie war eine gute Frau und Donna eine gute Freundin.«

»Danke«, erwiderte Michelle.

Doug schaute zu Donna und nahm ihre Hand.
»Wir werden ihr Lächeln vermissen, nicht wahr?«

Donna krallte die Finger in ihr Taschentuch und nickte. »Aber Michelle glaubt, Sally könnte eine Affäre gehabt haben.«

»Was?« Doug blickte die beiden Privatdetektive an. »Das ist absurd.«

»Wie können Sie so sicher sein?«, fragte Sean.

Doug öffnete den Mund, schloss ihn dann aber wieder. »Ich ...«, begann er schließlich, stockte und drehte sich zu seiner Freundin um. »Donna müsste das besser wissen als ich. Ich kannte Sally, aber nicht so gut wie Donna. Trotzdem, das hier ist ein kleiner Ort. So etwas hätte sich schnell herumgesprochen.«

»Genau so etwas wollen wir hören«, erklärte Michelle. »Allerdings sind wir darauf angewiesen, dass die Leute uns die *Wahrheit* sagen.«

»Ich sage Ihnen die Wahrheit!«, stieß Donna zornig hervor. »Ihre Mutter hatte meines Wissens keine Affäre mit irgendeinem Mann. Und wie Doug gerade schon sagte, ist das hier eine kleine Stadt.«

»Meine Mom hat zwei Startgelder für ein Turnier für Paare im Golfclub bezahlt. Mein Vater spielt aber kein Golf.«

»Oh, um Himmels willen! Sie hat mit Doug gespielt«, sagte Donna.

Michelle und Sean blickten Doug an, der sich gerade eine Brezel in den Mund gesteckt hatte. »Du hast doch gesagt, ich solle mit ihr spielen, Donna. Erinnerst du dich? Weil sie niemanden hatte.«

»Stimmt. Das habe ich.«

»Und warum hat er nicht mit Ihnen gespielt?«, hakte Michelle bei Donna nach. »Sie sind doch auch Golferin.«

»Das war zwar ein Wohltätigkeitsturnier«, antwortete Donna, »trotzdem galten bestimmte Startbedingungen. Mein Handicap ist zu hoch. Ihre Mutter allerdings war eine hervorragende Golferin, und Doug spielt ebenfalls ausgezeichnet.«

»Golf ist heutzutage so ziemlich alles, was ich noch tue«, bemerkte Doug und lächelte, »und natürlich, Zeit mit Donna zu verbringen.«

Donna erwiderte das Lächeln.

»Das hört sich so an, als sollte jeder möglichst früh den Ruhestand anstreben«, sagte Michelle und funkelte Donna an.

»Wenn Sie hierhergekommen sind, um uns zu beleidigen ...«, begann Doug, doch Sean fiel ihm ins Wort. »Diese Situation bedeutet für alle eine große Anspannung«, sagte er. »Wir wissen Ihre Hilfe sehr zu schätzen, aber jetzt ist es wohl an der Zeit, dass wir gehen.«

Bevor Michelle protestieren konnte, packte Sean sie am Arm und schob sie durch die Tür.

Es dauerte einen Moment, bis sie bemerkten, dass Doug ihnen nach draußen gefolgt war.

»Das mit Ihrer Mutter tut mir wirklich leid«, sagte er zu Michelle. »Ich habe Sally sehr gemocht. Jeder mochte sie.«

»Einer mochte sie offenbar nicht«, sagte Michelle.

»Was? Oh, ja, natürlich.« Verlegen standen sie auf der Terrasse mit ihren hohen korinthischen Säulen.

»Gibt es vielleicht noch etwas, das Sie uns sagen wollen?«, hakte Sean schließlich nach.

»Das ist alles sehr peinlich«, sagte Doug.

»Ja«, pflichtete Michelle ihm bei. Sean schaute sie streng an.

»Ich kenne Ihren Vater nicht so gut«, sagte Doug. »Aber Sally hat Donna und mir manchmal von ihm erzählt.«

»Ist das der Punkt, wo Sie mir sagen, dass sie nicht glücklich waren und meine Mutter daran gedacht hat, ihn zu verlassen?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich glaube, Ihre Mutter war ... nun ja ... einigermaßen glücklich mit Ihrem Vater. Ich ... äh ...«

»Raus damit, *Doug*.«

»Ich glaube nicht, dass Ihr Vater glücklich mit Sally war. Sie schienen sich auseinandergelebt zu haben. Zumindest hat sie es so ausgedrückt.«

Michelles Gesicht fiel förmlich in sich zusammen.

Doug musterte sie. »Glauben Sie das auch?«

»Es ist egal, was ich glaube und was nicht«, entgegnete Michelle. »Mich interessiert nur, wer meine Mom ermordet hat.«

»Uns hat sie jedenfalls nichts erzählt, dass sie sich verfolgt fühlt oder so. Sie hat ein ganz normales Leben geführt. Freunde, Golfen, Gartenar-

beit. Und ich kenne auch keine Psychopathen in der Gegend hier.«

»Genau das ist ja das Problem mit Psychopathen«, erwiderte Michelle. »Die richtig Bekloppten bemerken Sie erst, wenn sie Ihnen das Messer in den Hals rammen.«

Doug murmelte eine schnelle Verabschiedung; dann rannte er fast ins Haus zurück.

Auf dem Weg zurück zum SUV fragte Michelle: »Glaubst du, das war nur ein Raubüberfall, der aus dem Ruder gelaufen ist?«

»Könnte sein.«

Sie stiegen ein. »Hast du Hunger?«, fragte Michelle. »Ich kenne da einen netten Laden.«

Zehn Minuten später saßen sie in einem kleinen Restaurant und hatten bestellt.

Sean sagte: »Okay, die Cops haben die Garage untersucht und keine Spuren gefunden. Das Garagentor war heruntergelassen und der Hinterausgang zum Hof abgeschlossen. Aber das hätte der Killer auch auf dem Weg nach draußen tun können. Man muss die Tür ja nur zuziehen.«

»Also hätte jeder reinkommen, auf sie warten und sie töten können, um dann auf diesem Weg

zu fliehen. Außerdem war es draußen trocken, deshalb gibt es keine Fußabdrücke.«

»Und hinten ist noch der Zaun, der zusätzlich Deckung bietet.«

Michelle sagte: »Der Gerichtsmediziner geht von einem Todeszeitpunkt zwischen acht und neun aus. Da sollte man doch glauben, dass jemand was gesehen oder gehört hat.«

Sean legte nachdenklich die Stirn in Falten. »Letzteres wäre wohl im Lärm der Poolparty untergegangen. Die sind doch alle verhört worden, oder?«, fügte er hinzu. »Ich meine die Partygäste.«

»Ich nehme es an.« Michelle schaute ihn an. »Warum? Was denkst du?«

»Wenn ich jemanden umbringen wollte, würde ich mich zu dieser Party einladen lassen, mich davonstehlen, die Tat begehen und wieder zurückkommen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht, aber dazu hättest du wissen müssen, dass meine Mutter ausgehen wollte und genau zu diesem Zeitpunkt in der Garage sein würde.«

»Nicht unbedingt. Sie sind vielleicht zur Garage rein und wollten gerade ins Haus, als deine

Mutter rausgekommen ist und ihnen die Mühe gespart hat.«

»Das wäre immer noch sehr riskant, Sean. Mein Dad war zu Hause. Er ist ein ehemaliger Cop und hat eine Waffe im Haus. Wie Donna gesagt hat, ist das hier eine kleine Stadt. Die Leute hätten es gewusst.«

Sean lehnte sich gedankenverloren zurück. Ihr Essen kam, und sie aßen schweigend.

»Darf ich dich um einen Gefallen bitten?«, fragte Michelle, als sie das Restaurant verließen.

»Fragen kostet nichts.« Sean lächelte.

Michelles nächste Worte vertrieben das Lächeln.

»Als ich ein kleines Mädchen war, haben wir zwei Stunden südlich von hier in einer ländlichen Gegend von Tennessee gewohnt. Ich möchte wieder dahin zurück. Ich *muss* dahin zurück.«

42.

Sie fuhren von der Hauptstraße ab. Die Reifen des SUV knirschten auf dem harten Schotter.

Sean saß am Steuer; er war Michelles präzisen Richtungsangaben genau gefolgt.

»Wann warst du das letzte Mal hier?«, fragte Sean.

Michelle schaute starr nach vorne. Der zunehmende Mond war neben den Autoscheinwerfern die einzige Lichtquelle. »Als Kind«, antwortete sie schließlich.

Sean blickte sie überrascht an. »Wie kannst du dich dann noch so genau erinnern, wie man hierherkommt? Hast du es nachgeschlagen?«

»Nein, ich ... ich wusste es einfach. Keine Ahnung woher.«

Die Sorgenfalten auf Seans Stirn wurden tiefer.

Eine seltsame Mischung verschiedener Gefühle huschte über Michelles Gesicht. Sean sah, dass sie große Erwartungen hatte. Er sah aber auch ihre Furcht - und die brachte er für gewöhnlich nicht mit Michelle in Verbindung.

Sie bogen in eine dunkle Straße ein. Vor sechzig Jahren war diese Siedlung brandneu gewesen. Inzwischen verfielen die Häuser. Die Vorgärten waren verwildert.

»Die Gegend hier hat auch schon bessere Tage gesehen«, bemerkte Michelle.

»Sieht so aus«, erwiderte Sean leise. »Welches ist es?«

Michelle deutete nach vorne. »Das da. Das alte Bauernhaus, das einzige in der Straße. Der Rest steht auf ehemaligem Weideland.«

Sean hielt vor dem Haus. »Sieht nicht so aus, als würde hier jemand wohnen.«

Michelle machte keine Anstalten, auszusteigen.

»Was jetzt?«, fragte Sean nach einer Weile.

»Ich weiß nicht.«

»Möchtest du nicht aussteigen und es dir wenigstens mal ansehen? Dann war der ganze Weg nicht umsonst.«

Michelle zögerte. »Wahrscheinlich hast du recht«, sagte sie dann und öffnete die Tür.

Gemeinsam gingen sie den ausgetretenen Weg zum Haus hinauf. Das Gebäude lag ein gutes Stück von der Straße entfernt. An einem verrotten Seil hing ein alter Reifen unter dem Geäst einer sterbenden Eiche, und im Hof stand ein alter, reifenloser Truck auf Ziegelsteinen.

Plötzlich blieb Michelle stehen und starrte die Überreste mehrerer Sträucher an. Sie waren fast bis zu den Wurzeln heruntergeschnitten.

»Das war mal eine Hecke«, sagte Michelle.
»Ich habe vergessen, was für eine. Eines Morgens sind wir aufgewacht, und sie war einfach weg. Mein Dad hatte sie zu irgendeinem Hochzeitstag gepflanzt. Nachdem die Büsche geschnitten worden waren, sind sie nie mehr nachgewachsen. Ich glaube, wer immer das getan hat, hat ein Unkrautvernichtungsmittel darauf geschüttet.«

»Habt ihr je herausgefunden, wer das war?«

Michelle schüttelte den Kopf und ging weiter zum Haus. Vorsichtig stiegen sie über die Terasse; dann legte Michelle die Finger um den Türknauf. Er ließ sich leicht drehen. Sean legte die Hand auf ihre. »Bist du sicher, dass du das willst?«

»Jetzt sind wir schon den ganzen Weg hierhergefahren, und ich bezweifle, dass ich je wieder zurückkehren werde.«

Sean nahm die Hand wieder weg, und sie gingen hinein. Das Haus war leer und verdreckt.

Sean hatte eine Taschenlampe aus dem SUV mitgenommen; jetzt leuchtete er damit umher. Zerlumppte Decken kamen zum Vorschein, leere Packungen, Bierflaschen und mehr als ein Dutzend benutzter Kondome.

»Das ist nicht gerade was fürs Poesiealbum«, murmelte Michelle und ließ den Blick durch den Raum schweifen.

»Erinnerungen haben nur selten mit der Realität zu tun«, sagte Sean. »Meist erinnert man sich nur an die guten Dinge.«

Michelle schaute zur Treppe.

Sean folgte ihrem Blick. »Welches war dein Zimmer?«

»Das zweite rechts.«

»Möchtest du rauf?«

»Später vielleicht.«

Sie gingen weiter durch das Erdgeschoss. Überall stapelte sich der Müll. Sean fiel auf, dass Michelle dies alles gar nicht zu registrieren schien. Sie stieß die Hintertür auf und trat hinaus. Auch dort erwartete sie Müll und der Kadaver des alten Trucks. Der Garage fehlte das Tor, und im Inneren sah es nicht besser aus als im Haus.

Alles war so erbärmlich, so deprimierend, dass Sean es kaum ertragen konnte, hier zu sein. Warum Michelle nicht schreiend davonlief, konnte er nicht begreifen.

»Und? Was machen wir jetzt?«, fragte er.

Michelle setzte sich auf die hintere Veranda. Sean stellte sich neben sie.

»Bist du je an den Ort zurückgekehrt, an dem du aufgewachsen bist?«, fragte sie.

»Einmal«, antwortete Sean.

»Und?«

»Große Erkenntnisse hat es nicht gebracht. Es war nur alles kleiner, als ich es in Erinnerung hatte, aber ich war ja auch deutlich größer geworden. Ich habe mir einfach das Haus angeschaut und bin dann weitergefahren.«

»Das würde ich auch gerne tun. Mir das Haus anschauen und weiterfahren.«

»Dann lass uns gehen.« Sean zog die Wagenschlüssel aus der Tasche und warf sie Michelle zu. »Die Ehre gebührt dir.«

Als sie durchs Haus zurückgingen, blieb Michelle an der Treppe stehen.

»Hör mal, du musst dich deshalb nicht quälen«, sagte Sean besorgt.

Michelle stieg die Stufen hinauf.

»Bist du dir ganz sicher?«, fragte Sean.

»Nein«, antwortete Michelle, ging aber weiter.
Sean folgte ihr.

Sie gelangten an einen großen Treppenabsatz und blieben stehen. Insgesamt vier Türen führten von hier weg, zwei auf jeder Seite.

»Die zweite war deine, ja?« Sean deutete nach rechts.

Michelle nickte.

Er wollte die Tür aufmachen, doch Michelle hielt ihn davon ab.

»Nicht.«

Sean trat einen Schritt zurück und schaute sie an. »Vielleicht sollten wir lieber gehen.«

Michelle nickte. Doch kaum hatte sie sich umgedreht, fuhr sie wieder herum, riss die Tür auf

...

... und schrie, als sie plötzlich ein Mann anstarrte.

Der Mann rannte an ihr und Sean vorbei, polterte die Stufen hinunter und huschte durch die offene Tür.

Michelle zitterte so heftig, dass Sean nicht einmal daran dachte, dem Mann hinterherzuja-

gen. Er nahm sie in die Arme. Erst als sie sich beruhigt hatte, ließ er sie los. Sie blickten einander an. Ohne Zweifel hatten sie beide die gleiche Frage im Sinn.

Sean sprach sie als Erster aus: »Was hat dein Vater hier gemacht?«

43.

Die Air Force One landete auf der Andrews Air Force Base, und die Piloten kehrten den Schub der vier Triebwerke um. Der Präsident saß im vorderen Teil des Flugzeugs in seiner Suite mit den beiden Betten. Unmittelbar nach der Landung flog er mit Marine One in der üblichen Hubschrauberformation weiter. Kurz nach Mitternacht würde der Helikopter mit dem Präsidenten auf dem Rasen des Weißen Hauses landen.

Dan Cox sprang die Einstiegsleiter hinunter. Er war voller Energie, als wollte er den Tag beginnen und nicht beenden. Das war typisch für ihn, zumal im Wahlkampf. Mit seiner Leidenschaft raubte er weit jüngeren Ratgebern den Atem, die sich einen Kaffee nach dem anderen

hineinschütten mussten, um mit Cox Schritt halten zu können. Im Wahlkampf schien der Präsident so viel Adrenalin zu produzieren, dass er schier endlos weitermachen konnte. Und da war ja noch das Amt selbst, das einen mit mehr Energie versah als jedes andere auf der Welt. Als Präsident der Vereinigten Staaten war man Rockstar, Hollywoodstar und Sportikone in einem. Man war schlicht und ergreifend der Mensch auf Erden, der Gott am nächsten kam.

In dieser Nacht bewegte sich der Präsident wie jedes Mal in einer Blase, die der Secret Service »das Paket« nannte. Sie bestand aus dem Präsidenten selbst, hochrangigen Stabsmitgliedern, Bodyguards und ein paar glücklichen Medienvertretern. Als er sich dem Haus näherte, wurden die Reporter und Beamten weggeführt, bis nur noch eine höhere Beamtin und die Agenten des Secret Service übrig waren.

Sofort öffneten sich sämtliche Türen für den politischen Führer der freien Welt. Der Präsident betrat das Weiße Haus, als würde es ihm gehören. Inoffiziell war es auch so. Auch wenn vom Steuerzahler finanziert, waren es *sein* Haus, *sein* Helikopter, *sein* Jumbo-Jet. Niemand betrat das Haus oder nutzte die Fahr-

zeuge, ohne dass der Präsident es ausdrücklich erlaubt hätte.

Die Beamtin kehrte in ihr Büro zurück, und der Präsident ging zur Wohnung der First Family weiter, die selbst die Secret-Service-Männer nicht betraten. Hier war er in der eigentlichen Blase, dem wohl sichersten Ort der Welt, Pennsylvania Avenue 1600. Würde es nach dem Secret Service gehen, würde Dan Cox das Gebäude nie verlassen, es sei denn, die Wähler warfen ihn hinaus. Aber er war der Präsident, der Mann des Volkes. Deshalb musste er sich auch unters Volk mischen, selbst wenn seine Bodyguards Magengeschwüre bekamen.

Dan Cox warf sein Jackett beiseite und drückte einen Knopf auf einem kleinen Kästchen auf dem Tisch. Ein Bediensteter des Weißen Hauses erschien. Cox gab seine Bestellung auf, und eine Minute später bekam er einen Gin Tonic mit Eis und zwei Limonenscheiben. Das war eine der angenehmen Seiten dieses Jobs. Der Präsident der Vereinigten Staaten konnte so ziemlich alles bekommen, was er wollte, und das zu jeder Zeit.

Nachdem der Bedienstete gegangen war, ließ Cox sich neben seiner Frau auf die Couch fallen.

Jane las in einer Zeitschrift und tat ihr Bestes, entspannt auszusehen.

»Hast du die letzten Umfragewerte gesehen?«, fragte Dan fröhlich.

Sie nickte. »Ja. Sie sehen ganz gut aus, aber da ist trotzdem noch viel Luft nach oben, zumal es gegen Ende stets enger wird.«

»Ich weiß. Es ist noch früh. Aber seien wir mal ehrlich: Der anderen Seite fehlt einfach der Schwung.«

»Sei nicht so übertrieben selbstbewusst«, tadelte Jane.

Er hob sein Glas. »Auch einen?«

»Nein, danke.«

Dan knabberte ein paar ungesalzene Mandeln. »Hast du mich je übertrieben selbstbewusst erlebt? Oder habe ich je eine Wahl verloren?«

Jane küsste ihn auf die Wange. »Es gibt für alles ein erstes Mal.«

»Sie wollen noch immer drei TV-Diskussionen. Ich denke eher an zwei.«

»Du solltest dich nur auf eine einlassen.«

»Warum denn? So gut ist Graham nicht.«

»Das nenne ich eine freundliche Untertreibung. Graham ist in Debatten geradezu mies. In

allem, was er tut, ist er bestenfalls mittelmäßig. Das amerikanische Volk braucht nur *eine* Gelegenheit, um zu erkennen, was für ein hoffnungsloser Fall er ist. Warum also solltest du deine Zeit verschwenden? Du musst ihm nicht gleich drei Gelegenheiten geben, die öffentliche Meinung zu ändern und zu dir aufzuschließen. Und vergessen wir nicht: Du bist auch nur ein Mensch, und Menschen machen Fehler. Warum solltest du dich unnötig unter Druck setzen? Er kann mit drei Debatten nur gewinnen, du aber nur verlieren. Die Opposition weiß, dass sie erst in vier Jahren eine realistische Chance haben wird, wenn deine zweite Amtszeit ausläuft. Die verlassen sich darauf, dass sie bis dahin einen jungen Kerl mit Verstand, ein paar echten Ideen und einer Stammwählerschaft finden, der sich *wirklich* um das Weiße Haus bewerben kann. Graham ist bloß ein Lückenfüller.«

Dan lächelte und hob seinen Drink zum Toast. »Warum bezahle ich überhaupt ein Wahlkampfteam? Es reicht vollkommen, die Missus zu fragen.«

»Wenn man genug Schlachten überlebt, vergisst man das Gelernte nicht mehr so leicht.«

»Wenn meine Amtszeit abgelaufen sind, könntest du dich ja um das Amt bewerben«, bemerkte Dan im Scherz. »Dann säße ein zweiter Cox die nächsten acht Jahre im Weißen Haus.«

»Das Weiße Haus ist ja ganz nett, aber auf Dauer wohnen will ich hier nicht.«

Plötzlich schien Dan sich an irgendetwas zu erinnern. Er stellte seinen Drink ab, legte den Arm um seine Frau und fragte: »Gibt es schon etwas Neues von Willa?«

»Nichts.«

»Das ganze verdammte FBI ist an dem Fall, und sie haben *nichts* herausgefunden? Morgen früh rufe ich als Erstes bei Munson an. Das ist völlig inakzeptabel.«

»Es ist irgendwie seltsam, dass jemand Willa entführt.«

Dan drückte sie fester an sich. »Jane, du bist wirklich sehr klug; deshalb hast du sicher auch schon darüber nachgedacht. Dass sie Willa entführt haben, könnte etwas mit uns zu tun haben. Sie missbrauchen das kleine Mädchen, um uns wehzutun ... vielleicht sogar dem ganzen Land.«

Jane packte Dans Arm. »Und wenn sie irgendwas verlangen? Als eine Art Lösegeld?«

Dan Cox ließ seine Frau los, stand auf und ging vor ihr auf und ab. Er war noch immer ein sehr attraktiver Mann. Jane bewunderte seine breiten Schultern, das makellose Haar, das kantige Kinn, die hohen Wangenknochen und das Funkeln in den Augen. Körperlich gesehen war er eine Mischung aus JFK und Ronald Reagan mit einer Prise Theodore Roosevelt.

Als Jane ihn an einem schönen Herbsttag zum ersten Mal auf dem Campus ihrer Uni gesehen hatte, hatte sie sich auf den ersten Blick in ihn verliebt. Er hatte kurz vor dem Bachelor gestanden, und sie hatte gerade erst mit dem Studium angefangen. Nun schien dieser Tag eine Million Jahre zurückzuliegen, und in vieler Hinsicht war das auch so. Dieses Leben lag lange zurück. Tatsächlich konnte Jane sich an diesen Teil ihrer Geschichte kaum noch erinnern, so viel war in der Zwischenzeit geschehen.

»Das hängt davon ab, was genau sie verlangen, Jane«, sagte Dan. »Die Abschusscodes unserer Nuklearwaffen? Das geht nicht. Das Original der Unabhängigkeitserklärung? Das geht genauso wenig. Tatsächlich darf der Präsident der Vereinigten Staaten sich überhaupt nicht erpressen lassen. Würde ich auch nur einmal nachgeben, wäre

das ein verhängnisvoller Präzedenzfall für zukünftige Regierungen. Es würde das Amt nachhaltig beschädigen.«

»Willst du damit sagen, wir werden Willa nie wiedersehen?«

Dan setzte sich wieder neben sie und legte ihr die Hand aufs Knie. »Ich will damit sagen, dass wir alles Menschenmögliche tun werden, um das Mädchen heil und gesund zurückzuholen. Wir müssen positiv denken. Schließlich haben wir die gesamte Macht der Vereinigten Staaten zur Verfügung. Das sollte man nicht unterschätzen.«

»Gehst du morgen zur Beerdigung?«

Dan nickte. »Natürlich. Morgens habe ich zwar eine Veranstaltung in Michigan, aber ich werde früh genug zurück sein. Und in Augenblicken wie diesen muss die Familie zusammenhalten. Das ganze Land soll wissen, dass für die Coxes in Zeiten der Krise die Familie an erster Stelle kommt, und das ist die Wahrheit.«

Jane legte ihre Zeitschrift beiseite. »Wie ich sehe, bist du noch voll im Wahlkampfmodus. Es ist zwar schon spät, aber müde bin ich noch nicht. Würdest du dir gerne noch einen Film ansehen? Warner Brothers haben uns gerade ihren

neuesten Streifen geschickt. Ich glaube, er ist noch nicht mal offiziell angelaufen.«

Dan leerte sein Glas, stand wieder auf und streckte die Hand aus.

»Nein, kein Film. Ich habe dich vermisst, Liebe meines Lebens.«

Er schenkte ihr das gleiche atemberaubende Lächeln, das er auch der kleinen Studentin vor fünfundzwanzig Jahren geschenkt hatte.

Jane stand gehorsam auf und folgte ihrem Mann ins Schlafzimmer. Dan schloss die Tür hinter ihnen. Dann zog er Krawatte und Schuhe aus und öffnete die Hose. Jane wiederum entledigte sich ihres Kleides und BHs. Dann legte sie sich aufs Bett, und Dan legte sich auf sie. Was nun folgte, war ein ganz privater und intimer Moment, eine absolute Seltenheit für das Präsidentenpaar. Manchmal, dachte Jane, während Dan in sie hineinstieß und sie ihm ins Ohr stöhnte, war Sex das einzig Private, was sie und ihr Mann noch hatten.

Als Dan fertig war, gab er seiner Frau einen letzten Kuss und schlief ein. Die Air Force One würde schon im Morgengrauen wieder startbereit

sein, und selbst der unermüdliche Dan Cox brauchte dann und wann ein paar Stunden Schlaf.

Als sie sich zum ersten Mal in diesem Bett geliebt hatten, hatte Jane kichern müssen. Das hatte den frisch vereidigten Präsidenten jedoch keineswegs amüsiert, führte er ihre Belustigung doch auf einen Mangel in seinen sexuellen Fähigkeiten zurück. Als sie ihm dann aber gesagt hatte, warum sie lachte, hatte er in ihr Lachen eingestimmt.

Sie hatte ihm gesagt: »Ich kann nicht glauben, dass ich vom Präsidenten der Vereinigten Staaten gevögelt werde.«

Nun lag Jane eine halbe Stunde lang wach im Bett. Dann stand sie auf, duschte, zog sich an und überraschte die Secret-Service-Agenten damit, dass sie wieder nach unten ging. Sie öffnete die Tür zu ihrem Büro, schloss sie hinter sich, zog ihre Schreibtischschublade auf und nahm den Brief und den Schlüssel heraus.

Wann würde sie es bekommen? Was würde darin stehen? Und was würde sie dann tun?

Jane schaute auf die Uhr. Es war schon spät, aber sie war die First Lady.

Sie rief an und weckte ihn.

»Jane?«, fragte Sean King benommen.

»Tut mir leid, dass ich so spät noch anrufe«, sagte Jane. »Du kommst natürlich zur Beerdigung.« Es war keine Frage.

»Ironischerweise war ich gerade auf einer.«

»Was?«

»Das ist eine lange Geschichte. Ja, ich habe zumindest vor zu kommen.«

»Tuck hat mir erzählt, dass du angerufen hast.«

»Hat er dir auch erzählt, worüber wir gesprochen haben?«

»Das war ein Fehler, Sean. Tut mir leid. Wir hätten von Anfang an ehrlich zu dir sein sollen.«

»Ja, stimmt.«

»Ich habe mir nur Sorgen gemacht, weil ...«

»Weil dein Bruder seine Frau nach Strich und Faden betrogen hat?«, half Sean ihr aus.

»Weil das dem Präsidentschaftswahlkampf hätte schaden können.«

»Und das können wir natürlich nicht zulassen.«

»Sei bitte nicht so zynisch. Das kann ich im Augenblick nicht gebrauchen.«

»Deine Sorge war übrigens berechtigt. Aber im Nachhinein betrachtet war es für mich eher ein Umweg, eine Zeitverschwendung, die ich mir genauso gut hätte sparen können.«

»Dann glaubst du also nicht, dass es etwas mit Willas Verschwinden zu tun hat?«

»Ob ich das mit Sicherheit weiß? Nein. Aber mein professioneller Instinkt sagt mir, dass dem nicht so ist.«

»Und was jetzt?«

»Erzähl mir von Willa.«

»Warum?«

»Pam hatte nur zwei Kinder, beide per Kaiserschnitt zur Welt gebracht.«

Jane gefror das Blut in den Adern. »Pam hatte *drei* Kinder, wie du ganz genau weißt.«

»Okay, aber sie hat nicht alle drei *geboren*. Das hat die Obduktion bestätigt. Ich habe schon mit Tuck darüber gesprochen. Ich dachte, er hätte es dir erzählt.«

Natürlich hatte Tuck es ihr erzählt, aber sie hatte nicht die Absicht, das Sean zu verraten. »Was genau willst du damit sagen?«, fragte sie.

»Dass eines der Kinder nicht von Pam ist. Hat Tuck ein Kind mit einer anderen Frau gehabt? Und war dieses Kind Willa?«

»Das kann ich nicht beantworten.«

»Kannst du nicht oder willst du nicht?«

»Warum ist das so wichtig?«

Sean setzte sich in seinem Hotelbett auf. »Ist das dein Ernst? Wenn Willa nicht Pams Tochter ist, könnten ihre echte Mom oder ihr echter Dad die Entführer sein.«

»Willa ist zwölf. Warum sollte jemand so lange warten?«

»Das habe ich auch zuerst gedacht. Tatsache aber ist, dass ich diese Frage nicht beantworten kann. Und ich bin überzeugt, dass ich die Antwort darauf *brauche*, wenn wir diesen Fall lösen und Willa finden wollen. Also, kannst du mir nun helfen oder nicht?«

»Ich weiß nichts darüber.«

»Nun, wenn Willa wirklich Pams Tochter ist, muss sie vor zwölf Jahren mit ihr schwanger gewesen sein. War sie?«

»Ich ... Sie ... Jetzt erinnere ich mich. Sie haben damals nicht in den Staaten gelebt. Sie waren in Italien. Tuck hat da gearbeitet. Und wenn

ich jetzt darüber nachdenke ... Sie sind kurz nach Willas Geburt wieder zurückgekehrt.«

Sean lehnte sich auf dem Bett zurück. »Wie passend. Du weißt also nicht mit Sicherheit, dass sie schwanger war? Hast du je Fotos gesehen? Von der Mutter und dem Neugeborenen im Krankenhaus vielleicht? Oder hast sie mal drüben besucht? Eltern halten doch jedem ungefragt Bilder ihrer Sprösslinge unter die Nase.«

»Du lässt schon wieder den Zyniker raushängen«, sagte Jane kalt.

»Nein, ich habe nur höflich nach.«

»Okay, ich gebe zu, dass ich nicht mit absoluter Sicherheit sagen kann, dass Willa Pams Tochter ist. Aber ich habe es immer geglaubt. Lass es mich so formulieren: Ich hatte nie einen Grund, es *nicht* zu glauben.«

»Wenn du irgendwas vor mir verbirgst, finde ich früher oder später die Wahrheit heraus, und die könnte dir gar nicht gefallen.«

»Soll das eine Drohung sein?«

»Ein Mitglied der First Family zu bedrohen, ist eine Straftat, wie du genau weißt, und ich bin einer von den guten Jungs. Wir sehen uns dann auf der Beerdigung, *Mrs. Cox*.«

Sean legte auf.

Jane schaute auf den Brief und den Schlüssel in ihrem Schreibtisch, stand auf und wäre fast in ihre Wohnung zurückgerannt. Dort angekommen zog sie sich aus, legte sich wieder ins Bett und lauschte dem leisen Schnarchen ihres Mannes. Dan hatte nie Probleme mit dem Einschlafen. Selbst wenn er bis früh am Morgen am Telefon gegangen und irgendeine nationale Krise bewältigt hatte, legte er irgendwann einfach auf, putzte sich die Zähne und schlief binnen fünf Minuten ein. Jane brauchte unter ähnlichen Umständen Stunden dafür, wenn es ihr überhaupt gelang.

Auch jetzt lag sie auf der Seite, starrte an die Wand und sah Willas Gesicht vor sich. Das Mädchen rief sie zu sich und flehte sie an:

Hilf mir, Tante Jane. Rette mich. Ich brauche dich.

44.

Was ist los, Gabriel? Fühlst du dich nicht gut?«

Quarry beäugte den Jungen über den Küchentisch hinweg.

»Ich habe die letzten Nächte nicht allzu gut geschlafen, Mr. Sam«, antwortete der Junge kläglich.

»Kinder schlafen doch immer gut. Geht dir was im Kopf herum?«

Gabriel konnte Quarry nicht anschauen, als er antwortete: »Nichts Wichtiges. Das wird schon wieder.«

»Hast du heute Schule?«, fragte Quarry und musterte den Jungen aufmerksam. »Wenn ja, wirst du deinen Bus verpassen.«

»Nee, heute ist Lehrerausflug. Ich dachte, ich könnte erst Mama helfen und dann was lesen.«

»Wenn ich aus der Stadt zurück bin, muss ich auch mal mit deiner Ma reden.«

»Worüber denn?«

»Das ist persönlich.«

Gabriel schaute ihn ängstlich an. »Ich hab doch nichts falsch gemacht?«

Quarry lächelte. »Du glaubst auch, dass sich die ganze Welt nur um dich dreht, was? Keine Bange, es geht nur ums Geschäft. Solltest du übrigens die Gelegenheit bekommen, die Werkbank in der Scheune aufzuräumen, wäre das richtig

klasse. Räum alles weg, was zu verrostet ist. Ach ja, ich habe noch eine Briefmarke für dich.«

Gabriel tat sein Bestes, um das Lächeln zu erwidern. »Danke, Mr. Sam. Ich habe schon eine ziemlich gute Sammlung. Eine, die Sie mir mal gegeben haben, hab ich in der Schule mal überprüft, am Computer, bei EBay.«

»Was ist das denn?«

»Da kann man Zeug kaufen und verkaufen. Das ist wie ein Einkaufszentrum im Internet.«

Quarry schaute ihn interessiert an. »Sprich weiter.«

»Also ... Diese eine Briefmarke, die Sie mir gegeben haben, ist vierzig Dollar wert!«

»Verdammt! Hast du sie verkauft?«

Gabriel riss schockiert die Augen auf. »Mr. Sam, ich werde nie etwas verkaufen, was Sie mir gegeben haben.«

»Dann will ich dir mal etwas verraten, kleiner Mann: Die Briefmarkensammlung soll dir helfen, aufs College zu gehen. Warum, glaubst du wohl, habe ich sie dir gegeben? Und die alten Münzen?«

Gabriel schaute verwirrt drein. »Daran habe ich nie gedacht.«

»Siehst du? Dein Gehirn ist also doch nicht so groß, wie du glaubst.«

»Anscheinend nicht.« Sie aßen noch etwas, und der Junge sagte: »Sie sind in letzter Zeit oft zur Mine hochgeflogen.«

Quarry grinste. »Ich habe versucht, ein paar Diamanten zu finden.«

»Diamanten? In der Mine?« Gabriel riss die Augen auf. »Ich dachte, die gibt's nur in Afrika.«

»Wir könnten auch ein paar hier bei uns in Alabama haben.«

»Ich hab mir gedacht, ich könnte vielleicht mal mit Ihnen gehen.«

»Sohn, du warst doch schon überall in der Mine mit mir. Da ist nur jede Menge Dreck in einem großen Loch.«

»Ich meine, ich könnte doch mal im Flugzeug mitfliegen. Wir sind immer mit dem Truck gefahren.«

»Ja, weil du Fliegen nicht magst. Du hast mir mal gesagt, wenn du mich starten siehst, würdest du dich am liebsten in der Erde vergraben und nie wieder rauskommen.«

Gabriel lächelte schwach. »Da muss ich drüber wegkommen. Ich möchte mehr von der Welt se-

hen, nicht nur Alabama, und dazu muss ich wohl oder übel in Flugzeuge steigen, nicht wahr?«

Quarry lächelte ob der unfehlbaren Logik des Jungen. »Da hast du wohl recht.«

»Dann sagen Sie mir Bescheid. Ich geh jetzt arbeiten.«

»Tu das.«

Gabriel trug das Geschirr zur Spüle und verließ die Küche.

Auf dem Weg zur Scheune dachte Gabriel intensiv darüber nach, was er Mr. Sam letzte Nacht hatte sagen hören, als er betrunken in der Bibliothek gewesen war. Er hatte den Namen Willow gehört oder so ähnlich, wie in dem Film. Und er hatte Mr. Sam das Wort »Kohle« sagen hören - oder zumindest hatte es so geklungen -, und auch das hatte ihn an die Mine erinnert.

Natürlich hätte Gabriel Mr. Sam nie direkt danach gefragt, denn er wollte nicht, dass Mr. Sam glaubte, er habe gelauscht, auch wenn er sich eigentlich nur ein neues Buch hatte holen wollen. In jedem Fall war Mr. Sam wegen irgendetwas sehr, sehr traurig gewesen, sinnierte Gabriel, als er die Werkbank in der Scheune aufräumte. Und am nächsten Tag, als Mr. Sam die Ärmel hoch-

gekremgelt hatte, um beim Spülen zu helfen, hatte Gabriel Brandwunden an seinen Unterarmen gesehen, und auch das bereitete ihm Kopfzerbrechen.

Und er hatte Daryl und Carlos nachts in der Waffenkammer reden hören, als sie ihre Gewehre geputzt hatten. Doch nichts davon hatte irgendeinen Sinn ergeben. Einmal hatten sie über Kurt gesprochen. Als Gabriel erschienen war, waren sie sofort verstummt und hatten ihm anschließend gezeigt, wie man eine Pistole in weniger als fünfzig Sekunden auseinandernahm und wieder zusammenbaute. Und warum fuhren sie jeden Tag zur Mine hinauf? Und warum war Carlos - und manchmal auch Daryl - öfter über Nacht dort geblieben? Ging da oben irgendetwas vor? Falls ja, ging es zumindest nicht um Diamanten, dachte Gabriel.

Und mehr als einmal war er nachts aufgestanden und hatte Mr. Sam mit einem dicken Schlüsselbund in den Keller gehen sehen. Einmal war Gabriel ihm gefolgt, und sein Herz hatte so heftig geschlagen, dass er sicher gewesen war, Mr. Sam musste es hören. Er hatte beobachtet, wie Mr. Sam eine Tür am Ende eines langen, stinkenden Gangs geöffnet hatte. Seine Ma hatte

Gabriel mal gesagt, da unten hätten die Quarrys einst Sklaven festgehalten, die sich schlecht benommen hatten. Er hatte ihr nicht geglaubt und Mr. Sam danach gefragt. Aber Mr. Sam hatte die Aussage seine Mutter bestätigt.

»Ihre Familie hatte Sklaven, Mr. Sam?«, hatte Gabriel ihn gefragt, als sie über das Feld gegangen waren.

»Ja. Wie die meisten Leute in der Gegend hier«, hatte Mr. Sam geantwortet. »Atlee war damals eine Baumwollplantage. Dafür brauchte man viele Arbeiter, sehr viele.«

»Aber warum hat man die nicht einfach bezahlt?«

»Ich nehme an, das hatte was mit Gier zu tun. Wenn man seine Arbeiter nicht bezahlt, verdient man mehr Geld. Außerdem haben damals viele Leute geglaubt, eine Rasse sei besser als die andere.«

Gabriel hatte die Hände in die Hosentasche gesteckt und gesagt: »Das ist ja mal mies.«

»Viel zu viele Menschen denken auch heute noch, sie könnten sich alles erlauben, jedem wehtun und damit durchkommen.«

Aber das erklärte noch nicht, warum Mr. Sam in den stinkenden Sklavenkeller gegangen war. Auf Atlee gingen wirklich seltsame Dinge vor sich. Aber es war Gabriels Zuhause. Er und seine Ma hatten kein anderes; also ging ihn das nichts an. Er würde einfach seiner eigenen Wege gehen. Aber neugierig war er schon. Wirklich neugierig. Das war nun mal seine Art.

45.

Quarry hielt mit dem Pick-up vor Freds Trailer und drückte auf die Hupe. Fred kam heraus, in der einen Hand eine Zigarette, in der anderen eine Papiertüte. Er trug einen alten, fleckigen Strohhut, eine Cordjacke, ausgebleichene Jeans und verwitterte Lederstiefel. Sein weißes Haar, das sauber wirkte, fiel ihm auf die Schultern.

Quarry lehnte sich aus dem Fenster. »Hast du auch nicht vergessen, die Papiere mitzubringen?«

Fred stieg in den Truck, holte seine Börse heraus, die eigentlich nur aus zwei mit Gummis verbundenen Lederlappen bestand, und zog sei-

nen Ausweis hervor. »So behält der weiße Mann uns *echte* Amerikaner im Auge.«

Quarry grinste. »Ich habe Neuigkeiten für dich, Cowboy: Der gute alte Onkel Sam überwacht nicht nur Leute wie dich. Er beobachtet uns *alle*. Echte Amerikaner wie dich und Leute wie mich, die hier nur ein Stück Land gemietet haben.«

Fred holte eine Flasche Bier aus der Papiertüte.

»Verdammt, kannst du nicht wenigstens warten, bis wir fertig sind, bevor du dir das in den Hals kippst?«, fragte Quarry. »Ich möchte nicht wissen, wie deine Leber aussieht.«

»Meine Mutter ist achtundneunzig geworden«, erwiderte Fred, trank einen kräftigen Schluck und ließ die Flasche wieder in der Tüte verschwinden.

»Ja? Nun, ich kann dir garantieren, dass *dir* das nicht passiert. Und du hast keine Krankenversicherung. Ich übrigens auch nicht. Es heißt zwar, ein Krankenhaus müsse jeden behandeln, nur *wann* sie das müssen, sagen sie nicht. Ich war schon mehr als einmal im Hospital und habe mit Fieber und so schlimmen Schmerzen im Wartesaal gelegen, dass ich geglaubt ha-

be, ich müsste abkratzen. Erst nach zwei Tagen ist irgendein Bengel im weißen Kittel vorbeigekommen und hat gesagt, ich soll die Zunge rausstrecken, während mir die Eingeweide schon am Arsch raushingen. Ich hab das zwar überlebt, aber ein paar Medikamente wären verdammt nett gewesen.«

»Ich gehe nie ins Krankenhaus«, erklärte Fred auf Indianisch, und eine wahre Flut in seiner eigenen Sprache ergoss sich aus seinem Mund.

Quarry unterbrach ihn. »Fred, ich habe Gabriel nicht hier. Wenn du mich in Coushatta vollquatschst, verstehe ich nur Bahnhof.«

Fred wiederholte alles auf Englisch.

»Na also«, sagte Quarry. »Wenn du in Amerika bist, dann sprich auch Englisch. Versuch ja nicht, ohne Versicherungskarte in ein verdammtes Krankenhaus zu gehen. Dann bist du nämlich im Arsch, egal welche Sprache du sprichst.«

Der Truck rumpelte über den Feldweg. Fred deutete zu einem Gebäude in der Ferne. Es war das kleine Haus, das Quarry gebaut hatte.

»Da hast du einen guten Job gemacht. Ich habe dich manchmal bei der Arbeit beobachtet.«

»Danke.«

»Für wen hast du das gebaut?«

»Für jemand Besonderen.«

»Wen?«

»Für mich. Das ist mein Ferienhaus.« Sie fuhren weiter.

Quarry holte einen dicken Umschlag aus der Jacke und reichte ihn Fred. Als Fred ihn öffnete, zitterten seine Hände ein wenig. Wie benommen schaute er zu Quarry, der ihn aufmerksam beäugte.

»Da sind tausend Dollar drin.«

»Wofür?«, fragte Fred und spie aus dem Fenster.

»Dafür, dass du wieder nach Hause gekommen bist«, antwortete Quarry und grinste. »Und noch für etwas anderes.«

»Für was?«

»Dafür brauchst du deinen Ausweis.«

»Warum brauche ich meinen Ausweis? Das hast du nie gesagt.«

»Du wirst Zeuge bei etwas sein. Bei etwas Wichtigem.«

»Das ist viel zu viel Geld, nur um Zeuge zu sein«, sagte Fred. »Willst du es nicht?«

»Das habe ich nicht gesagt«, erwiderte der Indianer, und die Falten auf seinem Gesicht wurden tiefer.

Quarry versetzte ihm einen spielerischen Stoß mit dem Ellbogen. »Gut. Ich bin nämlich kein verdammter Wohltäter.«

Eine halbe Stunde später erreichten sie die kleine Stadt. Fred starrte noch immer auf den dicken Umschlag mit den Zwanzig-Dollar-Scheinen. »Du hast das doch nicht gestohlen?«

»Ich habe in meinem ganzen Leben noch nichts gestohlen.« Quarry drehte sich wieder zu Fred um. »Abgesehen von Menschen. Ich habe nämlich letzts ein paar Menschen gestohlen, weißt du?« Ein langer Augenblick verging; dann lachte Quarry, und Fred fiel ein.

»Ich habe ein paar Staatsanleihen von meinem Daddy zu Geld gemacht«, erklärte Quarry.

Er hielt vor der Bank, einem einstöckigen Ziegelgebäude mit gläserner Tür.

»Gehen wir.«

Quarry ging zur Tür, Fred dicht auf den Fersen.

»Ich war noch nie in einer Bank«, sagte der Indianer.

»Warum nicht?«

»Ich hatte nie Geld.«

»Ich auch nicht. Trotzdem gehe ich in die Bank.«

»Warum?«

»Himmel, Fred, weil da das ganze Geld ist.«

Quarry schnappte sich einen Banker, den er kannte, und erklärte dem Mann, was er wollte. Dann holte er das Dokument heraus. »Ich habe meinen *echten* amerikanischen Freund mitgebracht, um das zu bezeugen.«

Der stämmige, bebrillte Banker schaute den zerlumpten Fred an und versuchte sich an einem Lächeln. »Ich bin sicher, das ist schon in Ordnung so, Sam.«

»Da bin ich mir auch sicher«, sagte Fred und klopfte auf seine Jacke, wo der Umschlag mit dem Geld steckte. Er und Quarry grinsten einander an.

Der Banker führte sie in sein Büro. Ein weiterer Zeuge wurde gerufen sowie der Notar der Bank. Quarry unterschrieb sein Testament vor Fred, dem anderen Zeugen und dem Notar. Dann unterschrieben Fred und der andere Zeuge. Anschließend erledigte der Notar die Formalitäten.

Als alles fertig war, machte der Banker eine Kopie des Testaments.

Anschließend faltete Quarry das Original zusammen und ließ es in seinem Jackett verschwinden.

»Verwahr das an einem sicheren Ort, Sam«, warnte der Banker. »Eine Kopie reicht dem Nachlassgericht nämlich nicht. Wie wäre es mit einem Bankschließfach?«

»Mach dir darüber mal keine Sorgen«, sagte Quarry. »Wenn jemand versucht, in mein Haus einzubrechen, puste ich ihm den Schädel weg.«

»Da bin ich mir sicher«, erwiderte der Banker ein wenig nervös.

»Ich auch«, sagte Quarry.

Fred und Quarry gingen noch auf einen Drink in eine Bar, bevor sie wieder nach Hause fuhren.

»Jetzt darf ich aber trinken, ja, Sam?«, fragte Fred und hob den Bierkrug an die Lippen.

Quarry trank einen Bourbon. »Mittag ist doch schon vorbei, oder? Ich will dir ja nur sagen, dass man vernünftige Standards haben muss, Fred.«

Sie fuhren nach Atlee zurück. Quarry setzte Fred an seinem Trailer ab.

Als der alte Indianer die Stufen zur Tür hinaufstieg, drehte er sich noch einmal zu Quarry um, der im Wagen sitzen geblieben war. »Danke für das Geld.«

»Danke, dass du mein Testament bezeugt hast.«

»Rechnest du damit, bald zu sterben?«

Quarry grinste. »Wenn ich das wüsste, wäre ich vermutlich schon längst in Hawaii und würde dort am Strand liegen, anstatt in einem verrosteten Truck durch Alabama zu fahren und mit Typen wie dir zu quatschen.«

»Übrigens ... Mein Name ist nicht Fred.«

»Ich weiß. Das ist der Name, den ich dir gegeben habe. Wie heißt du denn wirklich? Ich habe deinen Ausweis nicht richtig gesehen, und deine Unterschrift konnte ich auch nicht entziffern.«

»Eugene.«

»Ist das ein indianischer Name?«

»Nein, aber so hat meine Mutter mich genannt.«

»Warum?«

»Weil sie eine Weiße war.«

»Und sie ist wirklich achtundneunzig Jahre alt geworden?«

»Nein. Sie ist mit fünfzig gestorben. Der Alkohol. Sie hat noch mehr gesoffen als ich.«

»Darf ich dich trotzdem weiter Fred nennen?«

»Ja. Fred gefällt mir sowieso besser als Eugene.«

»Sag mir die Wahrheit, Fred. Wie lange hast du noch zu leben?«

»Ungefähr ein Jahr, wenn ich Glück habe.«

»Tut mir leid.«

»Mir auch. Woher weißt du das?«

»Ich habe schon viel Tod in meinem Leben gesehen. Dein Husten, deine kalten Hände und deine blasse Haut ... Das hat mir gereicht.«

»Du bist ein kluger Mann.«

»Wir alle müssen irgendwann gehen«, sagte Quarry. »Aber mit tausend Dollar in der Tasche kannst du den Rest der Zeit, der dir noch bleibt, wenigstens richtig genießen.« Er richtete den Finger auf seinen Freund. »Und lass mir nichts übrig, Fred. Ich werde es nicht brauchen.«

Quarry raste in einer Staubwolke davon.

Als er wieder in Atlee ankam, begann es zu regnen. Quarry ging hinein und direkt zur Küche, denn dort hörte er sie. Ruth Ann schrubhte gera-

de die Kochtöpfe, als Quarry erschien. Ruth Ann drehte sich um und lächelte.

»Gabriel hat nach Ihnen gesucht«, sagte sie.

»Ich habe ihm doch gesagt, dass ich mit Fred in die Stadt fahre.«

»Warum waren Sie denn in der Stadt?«, fragte Ruth Ann und arbeitete weiter.

Quarry setzte sich, holte das Dokument aus der Tasche und faltete es auseinander. »Wegen dem, weshalb ich mit dir reden will.« Er hielt das Papier in die Höhe. »Das hier ist mein Testament. Ich habe es heute unterschrieben. Jetzt ist alles offiziell.«

Ruth Ann stellte den Topf beiseite, den sie gerade schrubbte, und wischte sich die Hände an einem Geschirrtuch ab.

Dann legte sie die Stirn in Falten. »Ihr Testament? Sie sind doch nicht krank?«

»Nein ... jedenfalls nicht, dass ich wüsste. Aber nur ein Dummkopf wartet mit seinem Testament, bis er krank ist. Komm her, und schau es dir an.«

Zögernd trat Ruth Ann einen Schritt vor, eilte dann durchs Zimmer und nahm Platz. Sie nahm

Quarry das Papier ab und setzte sich ihre Lesebrille aus der Drogerie auf.

»Ich kann nicht gut lesen«, sagte sie ein wenig verlegen. »Meistens lasse ich das Gabriel für mich tun.«

Quarry deutete auf einen bestimmten Abschnitt. »Das Meiste ist Juristengelaber, aber das hier solltest du dir mal ansehen, Ruth Ann.«

Ihre Lippen bewegten sich, als sie die paar Worte las. Dann schaute sie Quarry an. Ihre Hände zitterten.

»Mr. Sam, das ist nicht recht.«

»Was soll daran nicht recht sein?«

»Sie vermachen alles mir und Gabriel!«

»Stimmt. Das ist mein Eigentum, und ich kann damit machen, was ich will.«

»Aber Sie haben doch Familie. Sie haben Mr. Daryl und Miss Tippi. Und da ist auch noch Ihre andere Tochter.«

»Ich vertraue darauf, dass du dich um Daryl kümmerst, wenn er dann noch da ist. Und um Tippi. Und um Suzie, obwohl ... Nun ja, ich bezweifle, dass sie was von mir will; schließlich hat sie seit vier Jahren nicht mehr angerufen.

Und du und Gabriel, ihr gehört auch zur Familie, und mit dem Testament seid ihr versorgt.«

»Sind Sie sicher?«

»Sicher bin ich sicher.«

Ruth Ann griff nach Quarrys Hand. »Sie sind ein guter Mensch, Mr. Sam. Wahrscheinlich werden Sie uns alle überleben. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich und Gabriel getan haben. Und ich werde mich um alle kümmern, Mr. Sam, genau wie Sie es immer getan haben.«

»Ruth Ann, du kannst mit deinem Besitz machen, was du willst. Wenn du Geld brauchst, kannst du ihn sogar verkaufen.«

Allein die Vorstellung schien sie anzuwidern. »Ich würde dieses Land nie verkaufen, Mr. Sam! Das ist unser Heim.«

Von der Tür kam ein Geräusch. Als die beiden sich umdrehten, sahen sie Gabriel dort stehen.

»Hallo, Gabriel«, sagte Quarry. »Deine Ma und ich haben gerade ein paar Dinge besprochen.«

»Was für Dinge, Mr. Sam?« Gabriel schaute zu seiner Mutter und sah, dass ihr Tränen über die Wangen rannen. »Ist alles in Ordnung?«, fragte er besorgt.

»Komm her, du«, sagte seine Mutter und winkte ihn zu sich. Gabriel lief zu ihr, und sie nahm ihn in die Arme. Quarry tätschelte dem Jungen den Kopf, faltete sein Testament wieder zusammen, steckte es in die Tasche und verließ das Zimmer.

Er musste noch einen Brief schreiben.

Und er musste Tippi besuchen.

Und dann würde er zur Mine fahren.

Jetzt ging es auf das Ende zu.

46.

Zum zweiten Mal in zwei Tagen hörten Sean und Michelle einen Prediger über die geliebten Verstorbenen reden. Es war ein verregneter, stürmischer Nachmittag, und schwarze Schirme schützten die Trauergäste vor den Elementen, als Pam Dutton fünf Meilen von ihrem Sterbeort entfernt zur Ruhe gebettet wurde. Die Kinder standen mit ihrem Vater in der ersten Reihe unter einem Baldachin. Tucks Kopf war verbunden; er sah aus, als hätte er ein paar Cocktails zu viel gehabt und sich auch noch eine Hand voll Pillen

eingeworfen. Seine Schwester, die First Lady, saß neben ihm und hatte ihm schützend den Arm um die Schultern gelegt. Colleen Dutton hockte auf Janes Schoß. John drückte sich an seinen Vater. Neben Jane saß ihr Mann. Ganz in Schwarz gekleidet, schaute er mit präsidialem Ernst drein.

Eine Wand aus Secret-Service-Beamten umringte die Grabstelle. Die umliegenden Straßen waren geräumt und abgeriegelt worden, und jeden Kanaldeckel, über den die Präsidentenkolonne gefahren war, hatte man zugeschweißt. Der Friedhof war für alle geschlossen, abgesehen von der trauernden Familie und den eingeladenen Gästen. Ein ganzes Heer von Journalisten und Fernsehteams wartete vor den Toren in der Hoffnung, einen Blick auf den Präsidenten und die trauernde First Lady zu erhaschen, wenn diese den Friedhof verließen.

Michelle stieß Sean mit dem Ellbogen an und nickte nach links. Agent Waters vom FBI war ebenfalls hier; sein Blick war fest auf Sean und Michelle gerichtet.

»Er sieht nicht allzu glücklich aus«, bemerkte Michelle.

»Ich wette, er war in seinem ganzen Leben noch nicht glücklich«, erwiderte Sean.

Sie hatten am frühen Morgen einen Flug aus Tennessee genommen. Während des Fluges hatten sie darüber gesprochen, was am Abend zuvor geschehen war.

Als sie zu Frank Maxwells Haus zurückgekehrt waren, war der Mann selbst noch nicht wieder da. Michelle hatte versucht, ihn auf dem Handy anzurufen, aber niemand hatte sich gemeldet. Sie wollten gerade die Cops rufen, als er durch die Garagentür kam.

»Dad?«

Er drängte sich an Michelle vorbei, ging in sein Schlafzimmer und schloss die Tür. Als Michelle versuchte, ihm zu folgen, hatte er bereits hinter sich abgeschlossen.

»Dad!«, rief sie durch die Tür. »Dad!« Sie hämmerte auf das Holz, bis eine Hand sie packte. Es war Sean.

»Lass ihn erst einmal in Ruhe.«

»Aber ...«

»Hier geht irgendetwas vor, das wir nicht verstehen. Wir sollten ihn jetzt nicht drängen.«

Sean schlief auf der Couch, Michelle in einem der freien Schlafzimmer. Ihre Brüder logierten bei Bobby, nicht weit entfernt.

Als sie am nächsten Morgen aufwachten, um rechtzeitig zum Flughafen zu kommen, war Frank Maxwell bereits verschwunden. Diesmal versuchte Michelle es erst gar nicht auf seinem Handy.

»Er geht sowieso nicht dran«, sagte sie bei einer Tasse Kaffee am Flughafen.

»Was hat er in dem alten Haus getan?«, fragte Sean.

»Vielleicht war er aus dem gleichen Grund da wie ich.«

»Und was bedeutet das?«

»Dass ich es nicht genau weiß«, antwortete Michelle kläglich.

»Möchtest du lieber hierbleiben? Ich kann auch alleine zur Beerdigung.«

»Nein, ich glaube nicht, dass ich hier im Augenblick noch irgendwas erreichen kann. Und eine weitere Beerdigung kann nicht annähernd so deprimierend sein wie hierzubleiben und zuzuschauen, wie meine Familie weiter auseinanderfällt.«

Nun war die Bestattung von Pam Dutton vorbei, und die Trauergäste gingen auseinander. Sean fiel allerdings auf, dass viele von ihnen darauf bedacht waren, dem Präsidenten die Hand zu schütteln, und man musste ihm zugutehalten, dass er ihnen entgegenkam, so gut es ging.

»Er kann es sich ja auch nicht leisten, potenzielle Wähler zu verärgern«, bemerkte Michelle spitz.

Jane verließ den Friedhof mit ihrem Bruder und den Kindern. Mehrere Agenten flankierten sie, aber die meisten blieben beim Präsidenten. Als Sean diese Szene beobachtete, erinnerte er sich wieder einmal daran, dass dieses eine Leben mehr wert war als alle anderen. Auch die First Lady war ein wichtiger Schützling in der Welt des Secret Service, aber nichts im Vergleich zum Präsidenten. Sollte ein Agent je in die Situation kommen, zwischen beiden wählen zu müssen, wäre die Entscheidung leicht.

Michelle hatte offenbar Seans Gedanken gelesen, denn sie fragte: »Hast du dich je gefragt, was du getan hättest?«

Sean drehte sich zu ihr um. »Was meinst du damit?«

»Wenn du die Entscheidung treffen müsstest, wen von beiden du rettetest?«

»Wenn es eine Regel gibt, die der Service einem einhämmert, dann die: Der Präsident ist der Einzige, dessen Leben mit allen Mitteln bewahrt werden muss.«

»Aber nehmen wir mal an, er hätte ein Verbrechen begangen. Und was ist, wenn er durchdreht und die First Lady angreift? Wenn er kurz davor steht, sie umzubringen? Was würdest du tun? Würdest du ihn ausschalten, oder würdest du seine Frau sterben lassen?«

»Warum führen wir eigentlich so ein Gespräch? Ist es nicht deprimierend genug, dass wir auf einer Beerdigung sind?«

»Ich habe mich nur gefragt.«

»Gut, dann frag dich. Ich halte mich da raus.«

»Es ist doch nur hypothetisch.«

»Mir fällt es schon schwer genug, mit der Realität fertig zu werden.«

»Werden wir die First Lady besuchen gehen?«

»Nach unserem letzten Telefonat bin ich da nicht so sicher. Ich bin mir nicht einmal mehr sicher, ob wir auf derselben Seite stehen.«

»Was meinst du damit?«

Sean stieß einen lauten Seufzer aus. »Schon gut, schon gut.« Er schaute zu dem Mann, der auf sie zukam. »Na, der Tag wird ja immer besser.« Michelle drehte sich um und sah Agent Waters.

»Ich dachte, ich hätte Sie beide gebeten, die Stadt nicht zu verlassen«, sagte er mit scharfem Unterton.

»Haben Sie nicht. Sie sagten nur, wir sollen Ihnen für weitere Fragen zur Verfügung stehen«, erwiderte Michelle. »Und hier sind wir und stehen Ihnen jederzeit zur Verfügung.«

»Wo waren Sie?«, wollte Waters wissen.

»In Tennessee.«

»Was ist denn in Tennessee?«, hakte er wütend nach. »Eine Spur, von der Sie uns nichts erzählt haben?«

»Nein. Wir waren noch auf einer anderen Beerdigung.«

»Wessen?«

»Auf der meiner Mutter«, sagte Michelle.

Waters musterte sie aufmerksam. Vielleicht glaubte er, Michelle wollte ihn nur provozieren. Schließlich aber schien er zufrieden zu sein. »Tut mir leid«, sagte er. »Kam es unerwartet?«

»Mord kommt in den meisten Fällen unerwartet«, antwortete Michelle und ging weiter in Richtung der geparkten Autos.

Waters blickte Sean an. »Meint sie das ernst?«

»Ich fürchte ja.«

»Verdammt.«

»Und?«, fragte Sean. »Brauchen Sie uns für irgendwas?«

»Nein. Nicht im Moment.«

»Gut. Bis dann.«

Sean holte Michelle ein. Sie wollten gerade in ihren SUV steigen, als sie hinter sich jemanden hörten, der offensichtlich außer Atem war.

»Was ist los, Tuck?«, fragte Sean und packte ihn am Arm. »Komm schon, Mann. Du bist gerade erst aus dem Krankenhaus entlassen. Da solltest du nicht durch die Gegend sprinten.«

Tuck sog die Luft ein, stützte sich am Wagen ab und nickte in Richtung der Präsidentenlimousine, in die gerade Jane Cox und ihr Mann einstiegen, umringt vom Secret Service.

»Der Kerl, den ich ... mit Pam gesehen habe ...«, keuchte Tuck.

»Was ist mit ihm?«, fragte Michelle.

»Er ist hier.«

»Wo?« Sean schaute sich um.

»Da drüben.«

Tuck deutete zur Limousine.

»Welcher ist es?«

»Der große Kerl gleich neben dem Präsidenten.«

Sean schaute zu dem Mann, dann zu Tuck und schließlich zu Michelle.

»Aaron Betack?«, sagte Sean, und der Regen nahm an Stärke zu.

47.

Für die Trauergäste wurde ein Empfang gegeben. Nicht im Weißen Haus, sondern im Blair House auf der anderen Straßenseite. Genau genommen war das Blair House nicht *ein* Haus, sondern vier, die miteinander verbunden und mit ihren siebzigtausend Quadratfuß deutlich größer waren als der Amtssitz des Präsidenten. Normalerweise diente das Blair House ausländischen Würdenträgern oder anderen hochrangigen VIPs als Unterkunft. Harry Truman und seine Familie

hatten hier gewohnt, als das Weiße Haus in den 50ern von Grund auf renoviert worden war. Heute würde man sich hier jedoch an Pam Dutton erinnern, ein paar Drinks nehmen und einen Happen essen.

Sean und Michelle gingen durch den Metalldetektor und unter der langen Markise am Eingang hindurch. Während ihrer Zeit beim Secret Service waren beide öfter hier gewesen. Allerdings war es das erste Mal, dass sie nicht beruflich hier waren. Sie ließen sich von einem Kellner Drinks geben und zogen sich in eine Ecke zurück, um zu beobachten und zu warten. Der Präsident kam mit Jane, gefolgt von Tuck und den Kindern.

»Da ist er«, sagte Michelle.

Sean nickte, als Aaron Betack das Zimmer betrat und es Zoll für Zoll absuchte, wie jeder Agent es getan hätte, der je in den Diensten des Secret Service stand, ob er nun im Ruhestand war oder nicht. Es war eine Angewohnheit, die in Fleisch und Blut übergegangen war.

»Wie möchtest du es angehen?«, fragte Michelle.

»Er kann uns nicht feuern, wenn wir uns ihn mal ordentlich zur Brust nehmen.«

»Sollen wir die Karten auf den Tisch legen und ihm sagen, dass wir von seinen Treffen mit Pam wissen?«

»Das ist die große Frage. Reden wir ein bisschen um den heißen Brei herum. Mal schauen, ob er sich verplappert.«

Sie warteten, bis Betack sich aus einer anderen Gruppe gelöst hatte und in einen Nachbarraum gegangen war.

»Hallo, Aaron«, sagte Sean, als er und Michelle ihm folgten.

Betack nickte ihnen zu, sagte aber nichts.

Sean schaute auf das Glas in Betacks Hand.
»Heute nicht im Dienst?«

»Ich bin nur hier, um mein Beileid zu bekunden.«

»Ja, heute ist ein trauriger Tag«, bemerkte Michelle.

Betack schwenkte die Eiswürfel in seinem Glas, nickte und biss in einen Cracker. »Ein Scheißtag.«

»Das meinst du aber nicht nur in Bezug auf die Beerdigung?«, fragte Sean.

»Es gibt noch immer nichts Neues über das verschwundene Mädchen. Die First Lady ist nicht besonders glücklich darüber.«

»Aber das FBI arbeitet daran. Wir haben Waters gesehen. Er scheint mir nicht der Mann zu sein, der schnell aufgibt.«

Betack trat näher an Sean heran. »Aber selbst der beste Detektiv der Welt braucht eine Spur.«

»Dem kann ich nicht widersprechen.«

»Hat der Kidnapper sich nicht wieder gemeldet?«, fragte Michelle.

»Nicht seit der Schüssel und dem Löffel.«

»Seltsam«, bemerkte Sean.

»Alles an diesem Kerl ist seltsam«, erklärte Betack geheimnisvoll.

»Aber die Entführung war hervorragend geplant. Wären Michelle und ich nicht plötzlich am Haus aufgetaucht, wüssten wir sogar noch weniger.«

Betack zuckte mit den Schultern. »Es ist, wie es ist.«

»Gibt es schon Erkenntnisse, was die Buchstaben auf Pams Arm angeht?«

»Nicht dass ich wüsste.«

Sean schaute zu Michelle und sagte: »Ich erinnere mich noch gut, wie ich Pam kennengelernt habe. Sie war großartig. Eine tolle Mutter. Hast du sie eigentlich gekannt, Aaron?«

Sean sagte es ganz beiläufig, betrachtete den Mann dabei aber aufmerksam.

»Nein, ich hatte nie das Vergnügen«, antwortete Betack. »Als ich gesagt habe, ich sei gekommen, um mein Beileid auszusprechen, bezog es sich auf die First Lady.«

Sean schaute zur Tür, wo gerade Jane Cox mit ihren Assistenten vorbeiging. »Ja, sie ist etwas Besonderes.«

»Was ist mir euch?«, fragte Betack. »Habt ihr zwei schon irgendwas herausgefunden?«

»Wenn es so wäre«, sagte Michelle, »hätten wir es Waters längst gesagt.«

»Das Wichtigste ist, Willa lebend zurückzuholen. Wer den Ruhm dafür einsackt, ist mir egal«, erklärte Sean.

»Eine nette Philosophie.« Betack leerte sein Glas. »Und ziemlich selten in dieser Stadt.«

»Aber das bedeutet auch, dass jeder, der etwas weiß, sich meldet und uns alles sagt«, erklärte

Michelle demonstrativ und schaute Betack tief in die Augen.

Der Mann bemerkte es, blickte kurz zu Sean und dann wieder zu Michelle. »Willst du damit etwas sagen?«

Sean senkte die Stimme. »Tuck Dutton hat gesehen, wie du dich mit seiner Frau getroffen hast, als er eigentlich nicht in der Stadt hätte sein sollen.«

»Da irrt er sich.«

»Er hat dich ziemlich genau beschrieben und auf dem Friedhof auf dich gezeigt.«

»Eine Menge Typen sehen aus wie ich. Und warum hätte ich mich mit Pam Dutton treffen sollen?«

»Ich dachte, das könntest du uns sagen.«

»Kann ich aber nicht, weil es nie passiert ist.«

Sean starrte ihn an; dann sagte er: »Okay, Tuck hat sich geirrt.«

»Genau«, erklärte Betack. »Er hat sich geirrt. Wenn ihr mich jetzt entschuldigen würdet.« Er ging davon.

Michelle drehte sich zu Sean um. »Wie lange dauert es, bis er den Mann kontaktiert, mit dem er zusammengearbeitet hat?«

»Nicht allzu lange.«

»Also warten wir?«

Sean schaute sich im Zimmer um, bis Tuck an ihnen vorbeikam. »Nein. Ich bin das Warten leid.«

48.

Willa beendete das letzte Buch, legte es auf den Stapel zurück, setzte sich wieder auf ihr Bett und starrte auf die Tür. Wenn sie las, vergaß sie, wo sie war, doch als sie die letzte Seite gelesen hatte, wurde ihr wieder bewusst, was sie war.

Eine Gefangene.

Sie würde ihre Familie niemals wiedersehen.
Das wusste sie.

Willa versteifte sich, als sie Schritte näher kommen hörte. Es war der große Mann. Der alte Mann. Sie erkannte ihn an seinen Schritten. Ein paar Sekunden später öffnete sich die Tür, und da war er. Er schloss die Tür hinter sich und kam auf sie zu.

»Alles klar, Willa?« Er setzte sich an den Tisch und legte die Hände in den Schoß.

»Ich habe alle Bücher gelesen.«

Der Mann öffnete den Rucksack, holte einen neuen Stapel Bücher heraus und legte sie auf den Tisch. »Da hast du neue.«

Willa schaute sich die Bücher an. »Dann werde ich wohl noch lange hier sein, nicht wahr?«

»Nein. Nicht mehr lange.«

»Ich komme wieder zu meiner Familie?«

Der Mann wandte den Blick ab. »Magst du die Frau, die du hier getroffen hast?«

Willa schaute den Mann weiter unverwandt an. »Sie hat Angst. Ich auch.«

»Das geht wohl uns allen so.«

»Warum sollten Sie denn Angst haben? Ich kann Ihnen doch nichts tun.«

»Ich hoffe, dir gefallen die Bücher.«

»Ist eins dabei, wo das Kind am Ende stirbt? So könnte ich mich wenigstens vorbereiten.«

Der Mann stand auf. »Du klingst nicht mehr wie du selbst, Willa.«

Sie erhob sich ebenfalls. Auch wenn sie deutlich kleiner war als der Mann, schien sie es mit ihm aufnehmen zu können. »Sie kennen mich

doch gar nicht. Sie haben vielleicht das ein oder andere über mich herausgefunden, aber Sie kennen mich nicht. Oder meine Familie. Haben Sie ihnen wehgetan? Haben Sie?«, wollte sie wissen.

Quarrys Blick huschte durchs Zimmer. Er schaute überall hin, nur nicht zu Willa.

»Ich lasse dich jetzt ein bisschen schlafen. Offenbar kannst du das gut gebrauchen.«

»Lassen Sie mich allein«, sagte Willa mit lauter, fester Stimme. »Ich will Sie nicht mehr sehen.«

Quarry ging zur Tür. »Willst du die Frau wiedersehen?«

»Warum sollte ich?«

»Dann hättest du wenigstens jemanden, mit dem du reden kannst, Willa. Außer mir, meine ich. Ich verstehe, warum du mich nicht magst. An deiner Stelle würde ich mich auch nicht mögen. Mir gefällt ja selbst nicht, was ich tun muss. Würdest du die ganze Wahrheit kennen, würdest du mich vielleicht besser verstehen. Vielleicht aber auch nicht.«

»Ich will sie sehen«, sagte Willa trotzig und wandte Quarry den Rücken zu.

»Gut«, sagte Quarry leise.

Doch Willas nächste Worte ließen ihn erstarren.

»Hat es mit Ihrer Tochter zu tun? Mit der, die nicht mehr lesen kann?«

Quarry drehte sich langsam wieder um, und jetzt brannte sich sein Blick förmlich in das Kind hinein. »Wie kommst du darauf?«, fragte er mit harter Stimme.

Willa erwiderte seinen Blick. »Weil auch *ich* jemandes Tochter bin.«

Ja, stimmt, dachte Quarry. *Du weißt nur nicht, wessen Tochter.*

Er ging hinaus und schloss die Tür hinter sich ab.

Nach ein paar Minuten öffnete sie sich erneut. Die Frau stand da, Quarry hinter ihr.

»Ich bin in einer Stunde wieder da«, sagte er.

Er schloss die Tür, und Diane Wohl trat vorsichtig vor und setzte sich an den Tisch. Willa gesellte sich zu ihr und drehte das Laternenlicht auf.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte sie.

»Ich habe eine solche Angst, dass mir manchmal sogar das Atmen schwerfällt.«

»Geht mir genauso.«

»Du machst aber keinen ängstlichen Eindruck. Ich bin zwar die Erwachsene hier, aber du bist offensichtlich viel tapferer als ich.«

»Hat er mit Ihnen gesprochen? Der Mann, meine ich.«

»Nein, eigentlich nicht. Er hat mir nur gesagt, ich solle mit ihm kommen. Um dich zu sehen.«

»Und wollten Sie das?«

»Natürlich. Ich meine ... in meiner Zelle ist es so einsam.«

Sie schaute zu den Büchern. Willa folgte ihrem Blick. »Wollen Sie ein paar Bücher haben?«, fragte das Mädchen.

»Ich fürchte, ich habe nie viel gelesen.«

Willa nahm ein paar und schob sie zu Diane. »Dann ist jetzt wohl die richtige Zeit, damit anzufangen.«

Diane fingerte am Cover eines der Bücher herum. »Er ist ein seltsamer Entführer.«

»Ja«, pflichtete Willa ihr bei. »Aber wir müssen trotzdem Angst vor ihm haben.«

»Das wird kein Problem sein, glaub mir.«

»Wir sind fast entkommen«, sagte Willa trotzig. »Wir waren so nah dran.«

»Dank dir. Aber ich war schuld, dass wir es nicht geschafft haben. Ich bin nicht gerade eine Heldin.«

»Ich wollte nur zu meiner Familie zurück.«

Diane streckte die Hand aus und ergriff Willas Arm. »Du bist sehr mutig, und das musst du auch bleiben.«

Willa blieb ein Schluchzen im Hals stecken.
»Ich bin doch erst zwölf, nur ein Kind.«

»Ich weiß, Süße, ich weiß.«

Diane schob ihren Stuhl um den Tisch herum und legte schützend den Arm um Willa.

Das Mädchen begann zu zittern, und Diane drückte es an ihre Brust und flüsterte ihm ins Ohr, dass alles wieder gut werden würde. Ihrer Familie gehe es ganz bestimmt gut, und sie würde sie ganz sicher wiedersehen. Dabei wusste Diane, dass Willa ihre Mutter nie wiedersehen würde, denn der Mann hatte ihr gesagt, dass sie tot war. Trotzdem musste sie das dem verängstigten, kleinen Mädchen sagen.

Meinem kleinen Mädchen.

Vor der Tür lehnte Quarry an der Tunnelwand und rieb über die alte Münze in seiner Hand. Es war eine Lady Liberty, die er Gabriel geben wollte. Aber nicht für EBay, sondern fürs College. Doch Quarry dachte nicht an die Münze. Er hörte zu, wie Willa sich die Seele aus dem Leib weinte. Das Jammern des Mädchens hallte durch die Tunnel wie Generationen zuvor das Stöhnen geschundener Bergarbeiter und davor die Schreie gequälter Unionssoldaten.

Doch Quarry konnte sich kein herzzerreißendes Geräusch vorstellen als das, was er gerade hörte. Er ließ die Münze wieder in seiner Tasche verschwinden.

Er hatte seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht. Für die Menschen, die ihm am Herzen lagen, war gesorgt. Was danach kam, lag nicht in seiner Hand.

Die Leute würden ihn natürlich verdammen, aber so war das nun mal. Er hatte schon Schlimmeres ertragen als die schlechte Meinung anderer.

Trotzdem würde er froh sein, wenn das hier vorüber war.

Und es *musste* bald vorüber sein.

Keiner von ihnen konnte das noch lange ertragen.

Er selbst konnte es jedenfalls nicht, das wusste Sam Quarry.

Später an jenem Abend fuhr er mit dem Truck zu Tippi. Diesmal fuhr er allein. Er las ihr vor und spielte das Band ab, auf dem ihre Mutter zu ihr sprach.

Quarry schaute sich in dem kleinen Raum um, der nun schon seit Jahren Tippi's Welt darstellte. Er kannte jedes Gerät hier, das sie am Leben erhielt, und er hatte das Pflegepersonal mit Fragen nach ihrer Funktionsweise förmlich bombardiert. Sie hatten keine Ahnung, warum er so neugierig war, was die Geräte betraf, aber das war egal. Er wusste warum.

Als Quarry seiner Tochter schließlich in das verwelkte Gesicht schaute, auf ihre verkümmerten Gliedmaßen und den ausgemergelten Leib, da spürte er, wie sein eigener Körper in sich zusammenzufallen schien, als hätte die Schwerkraft

plötzlich zugenommen. Vielleicht war das ja eine Art Strafe.

Quarry hatte kein Problem mit Strafe, solange sie gerecht verteilt wurde. Nur das war nie der Fall.

Quarry verließ den Raum und ging zum Schwesternzimmer. Er musste ein paar Dinge regeln.

Es war an der Zeit, dass Tippi diesen Ort verließ.

Es war an der Zeit, dass er sein kleines Mädchen nach Hause holte.

49.

Wir haben den Befehl, sie alle hierzubehalten«, sagte der Agent zu Sean und Michelle.

Sie befanden sich am Eingang des Blair House. Die Entscheidung war getroffen worden, um es Tuck und den Kindern zu ermöglichen, unter dem Schutz des Secret Service hierzubleiben - zumindest vorübergehend.

»Ich will doch nur, dass Sie Tuck Dutton Bescheid geben, dass wir hier draußen sind«, sagte Sean. »Wenn er uns sehen will, können Sie kaum etwas dagegen tun, oder? Er ist kein Verbrecher. Er ist nicht einmal in Schutzhaft. Er ist freiwillig hier. Und wenn er gehen will, werden Sie ihn gehen lassen müssen.«

»Wir werden ihn auch im Auge behalten«, fügte Michelle hinzu.

»Schon klar, und mir geht es dann an den Kragen, wenn dem Schwager des Präsidenten etwas passiert.«

»An Ihrer Stelle hätte ich mehr Angst vor der First Lady«, bemerkte Sean.

»Okay. Ich hole Dutton«, sagte der Agent.
»Aber jetzt schlage ich Ihnen erst mal vor ...«

»Sean?«

Alle schauten zur Tür. Tuck stand dort, auf dem einen Arm Colleen, in der anderen Hand einen Kaffee.

»Bitte gehen Sie von der Tür weg, Mr. Dutton«, warnte der Agent.

Tuck setzte Colleen ab und sagte ihr, sie solle zu ihrem Bruder gehen. Dann stellte er den Kaffee ab und kam heraus.

»Mr. Dutton!« Der Agent trat auf ihn zu, und zwei weitere Männer gesellten sich rasch zu ihm.

Tuck hob die Hand. »Ich weiß, ich weiß. Sie sind nur hier, um mich zu beschützen. Warum gehen Sie nicht und beschützen meine Kinder? Mir wird schon nichts passieren.«

»Mr. Dutton ...«, begann der Agent erneut.

»Hören Sie, ich bin nur hier, weil meine Schwester gesagt hat, dass es in Ordnung ist. Das ist auch ganz toll, und ich weiß das zu schätzen. Tatsache aber ist, dass wir uns in Amerika befinden, und das heißt, meine Kinder und ich können gehen, wann immer wir verdammt noch mal wollen, und Sie können nichts dagegen tun. Also vertreiben Sie sich die Zeit mit meinen Kindern, oder rauchen Sie eine Zigarette, während ich mit diesen Leuten hier rede. Okay?«

»Ich werde die First Lady darüber informieren müssen«, sagte der Agent.

»Tun Sie das. Und für Sie mag sie ja die First Lady sein, aber für mich ist sie nur die ältere Schwester, deren Höschen ich meinen Kumpels für einen Dollar pro Stück gezeigt habe.«

Der Agent lief rot an. Wütend schaute er zu Sean und Michelle; dann machte er auf dem Ab-

satz kehrt und ging ins Haus. Die beiden anderen Agenten zogen sich ebenfalls zurück.

»Diese Seite kenne ich ja gar nicht an dir, Tuck«, sagte Sean, als sie dem Weißen Haus gegenüber die Straße entlangschlenderten.

Tuck holte eine Zigarette aus der Tasche, zündete sie an und blies eine kleine Rauchwolke in die Luft. »Das nimmt einen ganz schön mit. Ich weiß wirklich nicht, wie Jane und Dan das aushalten. Da bekommt die Redensart vom ›goldenen Käfig‹ eine ganz neue Bedeutung.«

»Ja. Als lebe man unter einem Mikroskop. Jeder noch so kleine Fehler kommt gnadenlos ans Licht«, sagte Michelle. Instinktiv schaute sie sich ständig nach allen Seiten um. Sie mochten ja an einem der sichersten Orte der Erde sein, aber Michelle wusste genau, dass sich das in einem einzigen explosiven Moment ändern konnte.

»Wie geht es den Kindern?«, fragte Sean.

»Sie haben Angst«, antwortete Tuck. »Sie sind deprimiert. Natürlich wissen Sie, dass Pam nie mehr zurückkommt, und allein das ist schon niederschmetternd genug. Aber nicht zu wissen, was mit Willa geschehen ist, das ist einfach zu viel. Es bringt uns um. Ich habe kein Auge mehr zu-

gemacht, seit sie im Krankenhaus die Medikamente abgesetzt haben. Ich weiß gar nicht, warum ich noch stehen kann.«

Michelle schaute auf die Zigarette. »Die Kinder haben jetzt nur noch ein Elternteil, Tuck«, sagte sie. »Tu ihnen und dir selbst einen Gefallen, und lass die Krebsstäbchen sein.«

Tuck ließ die Zigarette auf den Boden fallen und trat sie aus. »Was wollt ihr eigentlich von mir?«

»Nur eins.«

Tuck hob die Hände. »Wenn es um diesen Scheiß geht, dass Willa adoptiert ist ...«

»Nein, es geht um den Kerl, den du mit Pam gesehen hast.«

»Habt ihr mit ihm gesprochen? Wer ist er?«

»Ein Agent vom Secret Service, ein ziemlich hochrangiger sogar«, sagte Michelle.

»Er heißt Aaron Betack«, fügte Sean hinzu, »und er hat mit Nachdruck erklärt, du hättest dich bei der Identifizierung geirrt.«

»Dann redet er Blödsinn. Ich habe ihn direkt durch die Scheibe hindurch gesehen. Ich war keine vier Meter von ihm entfernt. Er war es, das

schwöre ich euch auf einen ganzen Stapel Bibeln.«

»Wir glauben dir, Tuck«, sagte Michelle.

»Und es gibt da vielleicht eine einfachere Möglichkeit, das Ganze zu verifizieren, als einen Stapel Bibeln«, sagte Sean.

»Was meinst du damit?«

Sean deutete auf die andere Straßenseite. »Er ist direkt da drüben. Wir haben ihn reingehen sehen. Deshalb sind wir hier.«

»Betack?«

»Ja«, bestätigte Sean.

»Was soll ich tun?«

»Wir möchten, dass du deine Schwester anrufst und ihr sagst, dass du mit uns zu ihr willst. Sobald wir drin sind, soll sie Betack hereinrufen, und wir werden ihn mit dem konfrontieren, was wir wissen. Wenn er der First Lady dann ins Gesicht lügen will, soll er.«

Tuck wirkte mit einem Mal nicht mehr so selbstsicher. »Ich glaube, sie hat im Moment sehr viel zu tun.«

Michelle packte ihn am Arm. »Tuck, du hast gerade deine Frau zu Grabe getragen, und dein ältestes Kind ist entführt worden. Ich finde, da

sollte es dir ziemlich egal sein, ob deine Schwester viel zu tun hat.«

Sean beobachtete Tuck aufmerksam. »Und? Was ist jetzt?«

Tuck holte sein Handy aus der Tasche. »In fünf Minuten?«

»Kein Problem«, sagte Sean.

50.

Sean King, der während seiner Zeit beim Secret Service im Präsidentenschutz gearbeitet hatte, hatte damals die höchste Sicherheitsstufe besessen und Zugang zur Sicherheitszentrale des Weißen Hauses gehabt. Doch er war nie in der Privatwohnung der First Family gewesen. Dieses Versäumnis wurde nun nachgeholt. Nachdem sie mit dem Aufzug nach oben gefahren und von einem echten Aufzugführer hinausgelassen worden waren, schauten Sean und Michelle sich in dem Raum um. Er war luxuriös möbliert, und überall standen frische Blumen. Dann richtete Sean seine Aufmerksamkeit auf die Frau, die ihm gegenüber auf der Couch saß, eine Tasse Tee in der

Hand. Im Kamin brannte ein Feuer, und von der anderen Straßenseite waren Demonstranten im Lafayette Park zu hören.

Jane hatte das offenbar auch gehört. »Nach allem, was passiert ist, sollte man annehmen, sie würden sich zurückhalten.«

»So eine Demonstration muss man anmelden«, sagte Michelle. »Wenn sie nach langem Hin und Her eine Erlaubnis haben, müssen die Leute sie auch nutzen.«

»Natürlich.«

Sie sieht müde aus, dachte Sean. Und offensichtlich war nicht nur der Wahlkampf schuld daran. Die winzigen Fältchen im Gesicht der First Lady traten nun deutlicher hervor, die Tränensäcke waren größer geworden, und die Frisur saß nicht mehr ganz so perfekt wie sonst. Auch schien sie an Gewicht verloren zu haben. Ihre Kleider waren ein wenig zu weit.

Michelle blickte zu Tuck. Jane Cox' Bruder saß neben seiner Schwester und ließ den Blick nervös durchs Zimmer schweifen. Er hielt einen Cocktail in der Hand, den ein Bediensteter ihm gebracht hatte. Er hielt das Glas so fest, dass seine Knöchel weiß hervortraten. Vermutlich hätte

er sich jetzt am liebsten eine Zigarette angezündet, aber das Weiße Haus war eine Nichtraucherzone - sehr zum Verdruss vieler Personen, die hier arbeiteten.

»Wie geht es John und Colleen?«, fragte Jane.

»Nicht gut«, antwortete Tuck.

»Wir können sie auch hier wohnen lassen, Tuck.«

»Das wäre egal, Jane. Es liegt nicht an dem Haus.«

»Ich weiß.«

Tuck schaute sich in dem riesigen Zimmer um.
»Und dieses Haus scheint nicht gerade für Kinder eingerichtet zu sein.«

»Du wärst überrascht«, erwiderte Jane. »Denk doch mal daran, wie Dan junior seinen sechzehnten Geburtstag im Festsaal gefeiert hat. Und es haben hier schon viele kleine Kinder gelebt. Teddy Roosevelts Familie, JFKs ...«

»Ist schon okay, Schwesterherz.«

Jane schaute zu Sean. »Danke, dass ihr es noch zur Beerdigung geschafft habt.«

»Ich habe dir doch gesagt, dass wir kommen.«

»Nach unserem letzten Gespräch haben wir uns nicht gerade freundschaftlich getrennt.«

»Ich dachte, mit Freundschaft hat das nichts zu tun.«

Jane verzog das Gesicht. »Hör mal, Sean. Ich versuche, das Ganze so professionell wie möglich zu regeln.«

Sean beugte sich vor. Michelle und Tuck beobachteten ihn nervös.

»Und *wir* versuchen, Willa zu finden. Dabei ist mir egal, ob wir das professionell oder sonst wie schaffen, solange wir das Mädchen zurückbekommen. Ich hoffe, damit hast du kein Problem.« Er schaute zu Tuck. »Ich hoffe, ihr beide nicht.«

»Ich will nur meine Tochter zurück«, beteuerte Tuck.

»Natürlich«, sagte Jane. »Das wollen wir alle.«

»Gut. Dann ist das also geklärt.« Sean nickte Tuck ermutigend zu.

Tuck öffnete den Mund. »Ist Dan da?«

Sean verdrehte die Augen und lehnte sich zurück, während Michelle Tuck anstarrte, als wäre er der größte Loser, den sie je gesehen hatte.

»Er arbeitet in seinem Büro«, antwortete Jane. »Heute am späten Abend fliegt er an die Westküste. Ich werde mich ihm dort morgen anschlie-

ßen, aber meine Pläne hängen noch ein wenig in der Schwebe, wie du dir sicher denken kannst. Ich bezweifle, dass ich jetzt gehen werde.« Sie schaute zu Sean. »Habt ihr mir irgendwas zu sagen?«

»Wir nicht, dein Bruder aber schon, glaube ich. Deshalb sind wir hier.«

Sie drehte sich wieder zu Tuck um. »Was ist?«

Tuck kippte den Rest seines Drinks so schnell herunter, dass er sich verschluckte. Doch auch als er sich wieder erholt hatte, sagte er kein Wort.

Michelle wurde es zu viel. »Tuck hat gesehen, wie Agent Betack sich mit Pam getroffen hat. Das war gut einen Monat, bevor sie ermordet wurde. Agent Betack leugnet das. Wir wollten, dass Sie ihn herbestellen, damit diese Angelegenheit ein für alle Mal geklärt werden kann. Wir wissen, dass er im Weißen Haus ist. Wir sind ihm hierher gefolgt.«

Tuck starrte auf seine Schuhe, während seine Schwester erst zu Michelle und dann zu Sean schaute.

»Das wird nicht nötig sein«, sagte sie.

»Warum nicht?«, fragte Sean.

»Weil Agent Betack sich mit Pam getroffen *hat*.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich ihn darum gebeten habe.«

Es folgte ein längeres verlegenes Schweigen. Die einzigen Geräusche waren das Knistern des Kaminfeuers und die fernen Rufe der Demonstranten im Park.

Überraschenderweise war es Tuck, der das Schweigen beendete.

»Was ist hier los, Jane?«

Die First Lady stellte ihren Tee ab. Der Blick, mit dem sie jeden bedachte und der schließlich an Tuck haften blieb, war seltsam - eine Mischung aus Dominanz und Verzweiflung. Sean wusste nicht, wie sie diesen Blick zustande brachte, aber sie schaffte es.

»Sei nicht dumm, Tuck.«

Der Tonfall war ein wenig zu hässlich für eine Schwester, deren Bruder gerade erst seine Frau begraben hatte.

»Was ist an der Frage dumm?«, erwiderte Tuck.

»Pam hat vermutet, dass du eine Affäre hast. Sie hat mich um Rat gebeten. Wie immer habe ich versucht, das Ganze für dich zu regeln.«

»Du hat *gewusst*, dass ich eine Affäre habe?«

»Nachdem ich Agent Betack gebeten habe, das zu überprüfen, ja. Er hat dich beschatten lassen und herausgefunden, dass du tatsächlich in der Gegend herumvögelst.« Sie schaute zu Sean und Michelle. »Das war nicht das erste Mal. Mein Bruder scheint nicht imstande zu sein, die Hose anzubehalten, es sei denn, er ist bei seiner Frau. Das trifft aber nicht nur auf meinen Bruder zu. Ich denke, das betrifft alle verheirateten Männer. Sobald sie den Eheschwur aussprechen, meldet sich irgendein Chromosom und erklärt ihnen, jetzt sei die Zeit zum Betrug gekommen.«

Tuck sah aus, als hätte ein sehr großer Mann ihm gerade die Faust mitten ins Gesicht gerammt. »Ich kann einfach nicht glauben, dass du ...«

»Halt den Mund, Tuck«, fiel seine Schwester ihm ins Wort. »Über diesen Punkt sind wir längst hinaus.«

Okay, dachte Sean, diese Seite habe ich bei der Frau noch nie gesehen, und sie gefällt mir ganz und gar nicht.

»Dann hat Betack mit Pam also über seine Entdeckungen geredet?«, hakte Michelle nach.

»Eigentlich nicht.«

»Was dann?«, fragte Sean.

»Ich habe Betack berichten lassen, dass Tuck Pam *nicht* betrügt.«

Selbst Tuck schaute ob dieses Geständnisses leicht angewidert drein, obwohl diese Lüge seine Untreue offensichtlich verschleiert hatte. Vielleicht dachte er ja gerade an seine Frau, die dort ganz allein in der feuchten Erde lag ...

»Mit anderen Worten: Sie haben ihm befohlen, Pam anzulügen«, sagte Michelle.

»Die Wiederwahl meines Mannes steht außer Frage ... es sei denn, es kommt noch zu Schwierigkeiten, private eingeschlossen«, erklärte Jane.

»Du hast Angst gehabt, Tucks Affäre könne deinen Mann das Amt kosten?«, fragte Sean und versuchte gar nicht erst, seine Wut zu verbergen. »*Deshalb* hast du Betack lügen lassen.«

»Aber Sie sind nicht der Aufpasser Ihres Bruders, und das ist auch nicht der Präsident«, er-

klärte Michelle. »Tuck ist ein großer Junge. Vielleicht hätte es einen Skandal gegeben, aber die First Family wäre nicht davon betroffen gewesen.«

»Manchmal lässt sich schwer feststellen, wo die First Family anfängt und wo sie aufhört«, schoss Jane zurück. »Außerdem war ich nicht bereit, es darauf ankommen zu lassen. In jedem Fall hätte so ein Skandal der Opposition, die bis jetzt zahnlos gewesen ist, eine Waffe in die Hand gegeben.«

Es gab einen weiteren Grund, doch den führte die First Lady nicht an. Warum, wusste nur sie.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass Pam Betack geglaubt hat«, bemerkte Sean.

»Warum?«

»Weil Pam uns in der Nacht, in der sie ermordet wurde, zu sich bestellt hat. Sie wusste nicht, dass Tuck in dieser Nacht ebenfalls nach Hause kommen würde. Sie hat gesagt, wir sollten etwas für sie überprüfen. Und jetzt rate mal, was das gewesen ist.«

»Ich habe auf der Party in Camp David bemerkt, dass sie sich deswegen immer noch Sorgen gemacht hat«, gab Jane zu.

Tuck schaute zu Sean. »Und als ich unerwartet nach Hause kam, war sie deswegen ziemlich aufgeregt.«

Sean nickte. »Sie hat mich vielleicht sogar anrufen wollen, um abzusagen, aber sie hatte nur meine Büro- und nicht meine Handynummer. Und wir waren bereits unterwegs, als Tuck auftauchte.«

»So, jetzt wisst ihr alles«, sagte Jane.

»Nein, nicht alles.«

Alle drehten sich um und sahen Agent Aaron Betack in der Tür stehen.

»Was ist?«, fragte Sean.

Betack betrat den Raum.

»Ich kann mich nicht erinnern, Sie hergerufen zu haben, Agent Betack«, sagte eine überraschte Jane.

»Das haben Sie auch nicht, Ma'am. Ich ... Ich bin aus eigenem Antrieb hier.« Der erfahrene Agent war kreidebleich.

»Wenn ich mich recht entsinne, ist Ihnen das nicht so einfach gestattet«, erklärte Jane rundheraus.

Nervös schaute Betack zu den anderen. »Eine der Frauen, die hier in der Küche arbeiten, hat einen Brief bekommen. Shirley Meyers.«

Jane stand auf. »Sie werden jetzt sofort gehen, Agent Betack. Auf der Stelle!«

Sean erhob sich ebenfalls. »Was ist hier los?«
»Sofort!«, rief Jane.

»Aaron, was für ein Brief?«, fragte Michelle.

Ehe Betack antworten konnte, griff Jane nach dem Telefon. »Ein Anruf, Betack. Entweder gehen Sie jetzt, oder Ihre Karriere ist zu Ende.«

»Vielleicht ist sie das ja schon«, erwiderte Betack. »Aber was ist meine Karriere schon im Vergleich zum Leben eines kleinen Mädchens? Haben Sie mal darüber nachgedacht?«

»Wie können Sie es wagen, so mit mir zu reden!«

Tuck stand auf. »Ich kann das durchaus wagen. Und wenn es um das Leben meiner Tochter geht, kannst du einen drauf lassen, dass ich das auch *tue*.«

Jane schaute erst ihn und dann die anderen der Reihe nach an. Ihr Selbstvertrauen schien förmlich zusammenzubrechen. Schließlich schaute sie zu Sean, mit einem Blick wie ein in die Ecke ge-

triebenes Tier, das verzweifelt nach einem Ausweg sucht.

Sean sagte: »Jane, wenn du einen Brief bekommen hast, der mit Willa zu tun hat, müssen wir das wissen. Das FBI muss es wissen.«

»Das ist unmöglich.«

Tuck packte sie am Arm. »Und ob das möglich ist!«

Instinktiv sprang Betack vor, um die First Lady zu beschützen, doch Michelle hatte Tuck bereits zurückgerissen und drückte ihn auf die Couch.

»Entspannen Sie sich, Tuck. Sie sind nicht gerade hilfreich. Sie ist noch immer die First Lady.«

»Ist mir scheißegal! Selbst wenn sie die Kaiserin von China wäre, ginge mir das am Arsch vorbei! Wenn sie etwas weiß, das uns hilft, Willa zurückzubekommen, muss ich es wissen, verdammt!«

Jane schaute zu Betack. »Woher wissen Sie davon?«

»In diesem Gebäude geschieht nichts, ohne dass der Secret Service davon erfährt, Mrs. Cox.«

»War der Brief von den Entführern?«, fragte Sean.

Jane drehte sich wieder von Betack weg.
»Könnte sein. Ich kann es unmöglich sagen. Das kann niemand.«

»Wurde er auf Fingerabdrücke überprüft?«, fragte Michelle.

»Da er nicht hierhergeschickt wurde und durch zahlreiche Hände gegangen ist, bevor er bei mir landete, lautet die Antwort auf diese Frage wohl nein«, antwortete Jane kalt.

»Wo ist er?«, wollte Sean wissen.

»Ich habe ihn vernichtet.«

Sean blickte nervös zu Betack. »Jane, das hier ist eine FBI-Untersuchung. Wenn du wissentlich Beweise zurückgehalten und zerstört hast ...«

»Das würde den Wahlkampf Ihres Mannes zunichtemachen«, fügte Michelle hinzu.

»Aber warum hast du ihn zurückgehalten?«, wollte Sean wissen.

Jane schaute ihm nicht in die Augen. »Es war ein Schock, ihn so zu bekommen, wie ich ihn bekommen habe. Ich habe versucht, mir erst einmal ein Bild zu machen, bevor ich entscheide, was damit zu tun ist.«

Okay, jetzt läuft sie auf politischer Automatik, ging es Sean durch den Kopf.

»Die *Behörden* sollten sich ein Bild davon machen«, sagte Betack. »Bitte, Mrs. Cox, Sie müssen verstehen, was Sie hier tun. Sie müssen ihnen sagen, was in dem Brief stand.«

»Na schön. In dem Brief stand, dass ich einen weiteren Brief bekomme, der an ein Postfach adressiert ist. Die Postfachnummer und einen kleinen Schlüssel haben sie beigelegt.«

Sean, Michelle und Betack schauten einander an.

Jane bemerkte es, denn sie fügte hinzu: »Und es stand auch drin, sollte irgendjemand, der auch nur wie ein Polizist oder ein Bundesagent aussieht, sich diesem Postfach nähern, würden wir Willa nie wiedersehen.«

»Hast du den Brief deshalb für dich behalten?«, fragte Tuck.

»Natürlich. Ich will doch nicht, dass Willa etwas passiert! Ich liebe sie wie eine eigene Tochter.«

So, wie sie es sagte, kam es Sean ein wenig seltsam vor. »Und wann soll dieser zweite Brief kommen?«

»Das stand nicht drin. Aber ich soll regelmäßig nachsehen. Bis heute war aber nichts gekommen.«

»Wir *müssen* dem FBI davon erzählen«, erklärte Betack.

Sean und Michelle nickten zustimmend, doch Jane schüttelte den Kopf. »Wenn ihr das tut, sehen wir Willa nie wieder.«

»Jane, das FBI ist ziemlich gut in solchen Dingen.«

»Ja, aber bis jetzt haben sie gar nichts zustande gebracht. Warum sollte sich das auf einmal ändern?«

»Das ist nicht fair ...«, begann Michelle.

Jane hob die Stimme. »Was wissen Sie schon von *fair*?«

»Wenn du den Brief bekommst«, sagte Sean, »musst du ihn uns zeigen.«

Jane drehte sich wieder zu ihm um.

»Ich *mus*s?«

»Du hast uns beauftragt, in diesem Fall zu ermitteln, Jane. Bis jetzt hast du uns angelogen, Beweismittel zurückgehalten und uns Zeit verschwenden lassen, die wir nicht haben. Ja, du musst uns und dem FBI den Brief zeigen, wenn

er kommt. Sonst können wir unsere Sachen auch zusammenpacken, und das war's.«

Tuck meldete sich wieder zur Wort. »Um Himmels willen, Jane, wir reden hier über Willa. Du musst sie uns helfen lassen.«

»Ich denke darüber nach.«

Tuck war wie vor den Kopf geschlagen, doch Sean sagte: »Na schön ... Denk du mal schön darüber nach und gib uns Bescheid.« Er stand auf und winkte Tuck und Michelle, ihn hinauszubegleiten.

»Warum bleibst du mit den Kindern nicht hier, Tuck?«, fragte Jane.

Er schaute sie nicht einmal an. »Nein, danke.«

Tuck verließ das Zimmer. Michelle und Sean folgten ihm.

Betack hatte sich ebenfalls umgedreht, als Jane sagte: »Ich werde diesen Verrat nie vergessen, Agent Betack. Nie!«

Betack leckte sich über die Lippen, aber was immer er darauf erwidern wollte, er schluckte es herunter. Dann ging auch er.

Als sie das Weiße Haus verließen, zog Sean Betack beiseite. »Aaron, eins noch.«

»Und was? Kannst du noch einen freien Mitarbeiter gebrauchen? Ich sehe eine große berufliche Veränderung auf mich zukommen.«

»Ich möchte, dass du ein bisschen für mich herumschnüffelt.«

»Und das heißt?«

»Der Brief, den die First Lady bekommen hat.«

»Sie hat gesagt, sie hätte ihn vernichtet.«

»Wenn man bedenkt, dass ansonsten nur Lügen aus dem Mund der feinen Dame gekommen sind, stehen die Chancen nicht schlecht, dass auch das nicht stimmt.«

»Und jetzt soll *ich* ihn finden?«

»Ich würde es ja selbst versuchen, aber hier würde mich bestimmt jemand dabei erwischen. Wie ich gehört habe, ist die Sicherheit hier ziemlich gut.«

»Ist dir eigentlich klar, um was du mich da bittest?«

»Ja. Ich bitte dich darum, mir dabei zu helfen, ein kleines Mädchen zu retten.«

»Was fällt dir ein, mir solche Schuldgefühle einzureden?«

»Würdest du es tun, wenn ich dir keine Schuldgefühle einreden würde?«

Betack wandte sich kurz ab und dachte nach. »Okay«, sagte er schließlich. »Ich will sehen, was ich tun kann.«

Nachdem sie Tuck am Blair House abgesetzt hatten, klingelte Seans Handy. Er nahm ab, hörte zu, lächelte und legte wieder auf. »Ich habe das Gefühl, der Wind dreht sich«, bemerkte er.

»Warum? Wer war das?«, fragte Michelle.

»Mein Freund, der Sprachwissenschaftler. Sie haben möglicherweise neue Erkenntnisse, was die Zeichen auf Pams Armen angeht.«

51.

Wir sind so ziemlich alles durchgegangen, was uns eingefallen ist«, sagte Phil Jenkins, Seans Professorenfreund an der Georgetown University. »Natürlich war das nicht Yi, wie du zunächst vermutet hast. Das Alphabet war schlicht falsch. Aber Collegeprofessoren lieben Herausforderungen wie diese. Also habe ich an einer anderen Fakultät angerufen und mich ein wenig interdis-

ziplinär betätigt. Das war auf jeden Fall besser, als fünfzig Klausuren zu korrigieren.«

»Da möchte ich drauf wetten«, sagte Michelle, die auf der Kante von Jenkins' Schreibtisch saß. Sie hätte einen Stuhl vorgezogen, doch die beiden Sitzmöbel, die im Zimmer standen, waren von dicken Büchern belegt.

»Und was hast du herausgefunden?«, fragte Sean ungeduldig.

»Hast du schon mal von Muskogee gehört?«

»Ist das nicht eine Stadt in Wisconsin ... oder Oklahoma?«

»Nein, das ist eine Indianersprache, genauer gesagt eine Sprachfamilie.«

»Dann stammten die Zeichen aus dieser Muskogee-Sprache?«, fragte Michelle.

»Coushatta, um genau zu sein. Wie gesagt, ist Muskogee nur die Sprachfamilie.«

»Und was steht da?«, fragte Sean.

Jenkins schaute auf ein vollgekritzeltes Blatt Papier. »Das herauszufinden, war nicht ganz einfach, denn der Schreiber hat die diakritischen Zeichen ausgelassen. So gehört zum Beispiel ein Akzent zwischen *Chaffa* und *kan*. Und natürlich

waren die Buchstaben nicht in Worte aufgeteilt. Das machte das Ganze ziemlich schwierig.«

»Offenbar wollten sie es uns nicht leicht machen«, bemerkte Sean.

»Nun, das ist ihnen gelungen«, erklärte Jenkins. »Soweit wir sagen können, steht da Folgendes: *Chaffakan* heißt ›eins‹. *Hatka* heißt ›weiß‹, und *Tayyi* heißt ›Frau‹.«

»Eine weiße Frau?«, hakte Sean nach.

»Eine *tote* weiße Frau«, korrigierte Michelle. Jenkins hob den Blick und riss die Augen auf. »Tot?«

»Das ist eine lange Geschichte, Phil«, sagte Sean. »Was kannst du uns sonst noch sagen?«

»Ich habe mit einem unserer Professoren gesprochen, der auf indianische Sprachen spezialisiert ist. Er war auch derjenige, der unser Rätsel hier schlussendlich entschlüsselt hat. Der Stamm der Coushatta gehörte zur Creek-Konföderation und siedelte im heutigen Alabama. Als dort Europäer eindrangten und die Coushatta überdies unter den Druck anderer Stämme gerieten, sind sie und der Stamm der Alibamu zuerst nach Louisiana und dann nach Texas gezogen. Heutzutage leben offenbar keine Angehörigen dieses

Stammes mehr in Alabama. Der Großteil der Menschen, die diese Sprache noch immer benutzen - und das sind nur ein paar hundert -, leben in Allen Parish, ein Stück nördlich von Elton, Louisiana. Ein paar vereinzelte Personen, die diese Sprache beherrschen, finden sich auch noch in Livingston, Texas.«

Michelle und Sean starrten einander an.

»Texas und Louisiana?«, bemerkte Michelle.
»Ein ziemlich großes Gebiet, um es abzusuchen.«

»Aber eingeschränkt auf ein paar Städte und ein paar hundert Leute«, entgegnete Sean.

»Warum haben sie Pam die Worte überhaupt auf die Arme geschrieben? Sicher, sie haben uns die Lösung schwergemacht, aber nicht unmöglich«, sagte Michelle.

»Diese Worte haben auf den Armen einer Frau gestanden?«, fragte Jenkins. »Und gerade habt ihr von einer *toten* Frau gesprochen?«

»Nicht einfach nur tot«, erwiderte Michelle.
»Ermordet.«

»Meine Güte!« Jenkins ließ das Papier auf den Tisch fallen.

»Ist schon okay, Phil«, sagte Sean. »Ich bezweifle, dass diese Leute uns noch einmal ihre Sprachkenntnisse demonstrieren werden. Vielen Dank für deine Hilfe.«

Als sie das Büro verließen, schüttelte Sean den Kopf. »Warum habe ich das Gefühl, dass das ein Ablenkungsmanöver ist?«

»Und ein bescheuertes noch dazu. Das war völlig unnötig.«

»Stimmt.«

»Und was jetzt?«

»Wir müssen mit Waters sprechen und ihm sagen, was wir wissen.«

»Mit diesem Idioten? Warum?«

»Weil wir es ihm versprochen haben. Und wir müssen Willa so schnell wie möglich finden. Dafür brauchen wir das FBI.«

»Ja. Aber sei nicht überrascht, wenn die sich plötzlich auf uns stürzen.«

52.

Sean rief Waters an und arrangierte ein Treffen in einer Bar nicht weit vom Hoover Building entfernt.

»Ehrlich gesagt habe ich nicht damit gerechnet, dass Sie mich anrufen«, bemerkte Waters, als er sich zu Sean und Michelle an den Tisch setzte.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass wir Sie kontaktieren, sobald es etwas zu berichten gibt.«

»Dann berichten Sie mal.«

»Die Zeichen auf Pam Duttons Armen stammen aus einer indianischen Sprache mit Namen Coughatta.«

Waters setzte sich auf. »Und wissen Sie auch, was da steht?«

»»Eine weiße Frau««, antwortete Michelle.

»Also nichts, was wir nicht schon gewusst hätten.«

»Das ergibt keinen Sinn«, sagte Waters.

»Vermutlich handelt es sich dabei um den ungeschickten Versuch, uns auf eine falsche Spur zu führen, weil sie Mist gebaut haben.«

»Mist gebaut?«

»Die Täter sind in Panik geraten«, erklärte Sean, »und haben die Frau getötet, obwohl sie es nicht wollten. Dann haben sie ihr die Arme angemalt, um uns auf eine falsche Fährte zu führen. Ich glaube nicht, dass irgendjemand in dieser Nacht hat sterben sollen. Tuck war die größte Bedrohung, und ihn haben sie auch nur niedergeschlagen, obwohl sie ihm genauso gut eine Kugel in den Kopf hätten jagen können.«

»Erzählen Sie mir von diesem ... Coushatta.«

Sean berichtete, was sie von Phil Jenkins über den Indianerstamm erfahren hatten.

»Das grenzt es zumindest ein«, sagte Waters zweifelnd. »Aber ein Indianerstamm, der so sauer auf den Präsidenten ist, dass sie sich seine Nichte schnappen? Das kommt mir ein bisschen weit hergeholt vor.«

»Da ist noch etwas«, sagte Sean. »Pam Dutton hat nur zwei Kinder zur Welt gebracht. Wir vermuten, dass Willa adoptiert worden ist.«

»Das weiß ich bereits. Die Pathologin hat uns informiert, nachdem Sie sie darauf aufmerksam gemacht haben.«

»Wir haben mit Tuck gesprochen, aber er will nichts dazu sagen. Er meint nur, wie wären verrückt. Die First Lady wiederum behauptet, nichts zu wissen. Sie sagt, die Duttons hätten zum Zeitpunkt von Willas Geburt in Italien gelebt.«

»Vielleicht ist Willa ja gar nicht die Adoptierte«, gab Waters zu bedenken.

»Die anderen beiden Kinder ähneln stark ihren Eltern«, bemerkte Michelle.

»Aber die Pathologin hat gesagt, Pam habe definitiv nur *zwei* Kinder zur Welt gebracht, also lügt Tuck«, sagte Sean. »Sie werden ihn wohl ein wenig unter Druck setzen müssen, um die Wahrheit herauszufinden.«

»Den Schwager des Präsidenten unter Druck zu setzen, ist nicht so einfach«, entgegnete Waters nervös.

»Es muss doch Dokumente geben, die belegen, dass Willa adoptiert ist, entweder hier oder in Italien. Das kann das FBI doch herausfinden.«

»Glauben Sie, dass eine mögliche Adoption etwas mit der Entführung zu tun hat?«, fragte Waters.

»Wie könnte das nichts damit zu tun haben?«, erwiderte Sean.

»Moment mal«, sagte Michelle. »Warum sollte Tuck eigentlich nicht zugeben wollen, dass Willa adoptiert ist? Eine Adoption ist schließlich nicht illegal.«

»Vielleicht ist die Identität der Mutter ein Problem«, antwortete Sean bedächtig.

»Oder die des *Vaters*«, fügte Michelle hinzu. Alle drei brüteten erst einmal darüber.

Schließlich meldete Waters sich wieder zu Wort. »Und die First Lady hat nichts von alledem gewusst? Obwohl es ihren eigenen Bruder betrifft?«

»Das behauptet sie zumindest«, antwortete Sean.

Waters musterte ihn scharf. »Aber Sie glauben ihr nicht?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Also glauben Sie ihr?«

»Auch das habe ich nicht gesagt.« Sean lehnte sich zurück und blickte den FBI-Agenten an. »Und? Gibt es bei Ihnen auch etwas Neues?«

Waters' Gesicht nahm einen steinernen Ausdruck an. »Tut mir leid. Ich wusste nicht, dass das eine beidseitige Kommunikation ist.«

»Wenn wir zusammenarbeiten, könnten unsere Chancen steigen, Willa Dutton lebend zurückzubekommen.«

Waters schien nicht überzeugt.

»Schauen Sie ... Ich sagte Ihnen doch schon, dass es mir egal ist, wer den Ruhm einheimst. Wir wollen nur das Mädchen zurück.«

»Mit so einem Deal *können* Sie doch kein Problem haben«, fügte Michelle hinzu.

Waters leerte sein Bier und musterte Michelle neugierig. »Ist Ihre Mutter wirklich ermordet worden?«

»Ja.«

»Gibt es schon irgendwelche Spuren?«

»Der Chief hat meinen Vater in Verdacht.«

»Jesus!«

»Nein, er heißt Frank.«

»Sollten Sie sich nicht lieber darauf konzentrieren?«

»Ich bin eine Frau.«

»Und das heißt?«

»Das heißt, im Gegensatz zu Männern kann ich zwei Dinge gleichzeitig tun.«

Sean tippte sich auf den Arm. »Und? Was ist jetzt, Chuck?«

Waters winkte dem Kellner, ihnen noch eine Runde zu bringen, und sagte dann: »Wir haben ein Haar bei Pam Dutton gefunden, das weder ihr noch sonst jemandem in ihrer Familie gehört.«

»Ich dachte, der DNA-Abgleich hätte keine Ergebnisse gebracht«, warf Michelle ein.

»Hat er auch nicht. Also haben wir einen anderen Test bei dem Haar durchgeführt. Einen Isotopentest, um nach geografischen Spuren zu suchen.«

Sean und Michelle schauten einander an.

»Und was haben Sie gefunden?«, fragte Sean.

»Dass die Person, der das Haar gehörte, über Jahre hinweg viel tierisches Fett gegessen hat, aber auch viel Gemüse.«

»Und was kann man daraus schließen?«, fragte Michelle neugierig.

»Nicht viel, auch wenn der Durchschnittsamerikaner schon lange nicht mehr viel Gemüse isst.«

»Waren die Fette oder das Gemüse behandelt?«, fragte Michelle.

»Ich glaube nicht. Aber der Natriumgehalt war ungewöhnlich hoch.«

Sean schaute zu Waters. »Vielleicht eine Farm? Leute, die ihr eigenes Vieh schlachten und essen und womöglich mit Salz pökeln? Auch frisches Gemüse kann man mit Salz haltbar machen.«

»Kann sein«, räumte Waters ein. »Aber es wurde noch etwas anderes in der Probe gefunden.« Er zögerte.

»Jetzt spannen Sie uns nicht auf die Folter«, drängte Sean.

»Das Wasser, das die Person getrunken hat, hat ebenfalls Spuren hinterlassen, die bei dem Test zutage kamen. Das Labor hat das Vorkommen auf drei Staaten eingegrenzt.«

»Und welche?«

»Georgia, Alabama und Mississippi.«

»Das passt zu den bisherigen Erkenntnissen, was den Ort angeht, an dem der Brief aufgegeben wurde«, bemerkte Michelle.

»Drei Staaten«, murmelte Sean und starrte auf seinen Drink.

»Offenbar haben sowohl der Regen als auch das Trinkwasser dort unten Merkmale, die deutlich zu unterscheiden sind«, erklärte Waters.
»Und die Vorkommen in diesen Staaten sind in

den letzten Jahren genau kartographiert worden. Deshalb ist sich das Labor mit dem Befund ja auch so sicher.«

»Konnten sie auch sagen, ob das Wasser aus einem Brunnen oder dem Wasserhahn stammt?«

»Das Wasser ist jedenfalls nicht gechlort«, antwortete Waters.

»Das deutet auf eine ländliche Gegend hin, korrekt?«

»Möglich, auch wenn einige größere Gemeinden ihr Wasser zumindest teilweise noch aus Brunnen beziehen. Ich weiß es, denn ich habe lange in so einer Kleinstadt gelebt.«

»Und haben Sie in Ihrer Kleinstadt auch viel tierische Fette und frisches Gemüse gegessen?«, fragte Sean.

Waters grinste. »Der, dem das Haar gehört, kommt vermutlich aus einer ländlichen Gegend, so viel dürfte feststehen. Trotzdem ist das Gebiet noch viel zu groß, um es abzudecken.«

»Aber diese Staaten passen nicht zu dem Coushatta«, bemerkte Michelle. »Texas oder Louisiana.«

»Die Coushatta stammen doch ursprünglich aus Alabama«, erklärte Sean.

»Ursprünglich ja, aber jetzt nicht mehr.«

»Können Sie das mit den Coughatta mal überprüfen?«, fragte Sean.

Waters nickte. »Ich werde sofort Agenten runterschicken, die sich darum kümmern sollen.« Er schaute von einem zum anderen. »Ist das alles, was Sie wissen?«

Sean leerte sein Glas und stand auf. »Das ist alles, was wert ist, geteilt zu werden.«

Sie ließen Waters mit seinem zweiten Bier allein und kehrten zum SUV zurück. Auf dem Weg summtes Michelles Handy. Sie schaute aufs Display.

»Wer ist das?«, fragte Sean.

»Die Rufnummernabfrage zufolge ist es Tammy Fitzgerald.«

»Wer ist das?«

»Keine Ahnung.«

Michelle steckte das Handy wieder weg. »Du hast unserem Freund vom FBI gegenüber den Brief nicht erwähnt, die die First Lady bekommen hat«, sagte sie.

»Stimmt. Habe ich nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich ihr die Chance geben will, wieder zu Verstand zu kommen, bevor ich sie dem FBI zum Fraß vorwerfe, zumal das vermutlich auch noch dem Präsidenten den Wahlkampf versauen würde. Und bis jetzt hat er eigentlich einen ziemlich guten Job gemacht.«

»Willst du mich verarschen? Wen kümmert es, ob das politische Auswirkungen für das Präsidentenpaar hat oder nicht? Was, wenn ihre Aktionen Willa das Leben kosten? Ist es nicht unser Ziel, Willa zurückzuholen? Oder hast du Waters gerade nur Mist erzählt?«

Sean blieb stehen und wandte sich ihr zu. »Michelle, ich tue, was ich kann. Das ist ziemlich kompliziert. Verdammt kompliziert sogar.«

»Es ist nur kompliziert, wenn du es kompliziert machst. Ich habe es lieber einfach. Ich will nur Willa finden - egal wie.«

Sean wollte etwas erwidern, hielt dann aber inne und starrte über Michelles Schulter hinweg.

Michelle drehte sich um.

Auf der anderen Straßenseite gingen zwei Männer in Tarnanzügen über den Bürgersteig.

»Verdammt.«

Michelle schaute wieder zu Sean. »Verdammt was?«

»Du hast doch gesagt, der Kerl mit der MP5, den du gesehen hast, hätte einen Army-Körperpanzer getragen, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Ja, stimmt«, sagte Sean.

53.

Gabriel tat sein Bestes, nicht zu atmen. Der Junge hielt den großen Schlüsselbund in der Hand und lauschte vor jedem Schritt auf Geräusche aus den vielen Ecken und Winkeln von Atlee. Ein Teil von ihm fragte sich, warum er eigentlich tat, was er gerade machte. Der andere Teil kannte den Grund jedoch nur allzu gut: Neugier. Sam Quarry hatte Gabriel oft gesagt, Neugier sei etwas Gutes, denn das hieß, dass man lebte und sich fragte, was die Welt zu dem machte, was sie war. Gabriel glaubte allerdings nicht, dass Mr. Sam Neugier in diesem Fall gutheißen würde, denn Gabriel schlich sich gerade

mitten in der Nacht in den Keller, um sich etwas anzuschauen, von dem Mr. Sam vermutlich wollte, dass niemand es sah.

Gabriel kam an dem alten Ofen vorbei, der in der Dunkelheit wie ein bedrohliches Ungeheuer aussah, jederzeit bereit und willens, kleine Jungen zu verschlingen. Dann sah er den alten Safe mit dem Zahlenrad, von dem die Zahlen längst verschwunden waren und dessen Bronzegriff man nach unten drücken musste, um die Tür zu öffnen. Gabriel hatte noch nie versucht, den Safe zu öffnen, aber oft darüber nachgedacht. Welches abenteuerlustige Kind würde das nicht tun?

Gabriel schlich weiter den Gang hinunter und versuchte, nicht zu viel von der modrigen Luft einzuatmen. An einem Ort wie Atlee konnte niemand längere Zeit verbringen, ohne eine Schimmelallergie zu entwickeln. Dennoch ging Gabriel tapfer weiter.

Er erreichte die dicke Tür und schaute auf den Schlüsselbund in seiner Hand. Dann betrachtete er das Schloss und versuchte zu erkennen, welcher Schlüssel passen würde. Auf diese Weise konnte er ungefähr drei Viertel direkt ausschließen, den Rest musste er durchprobieren.

Gleich der dritte Schlüssel passte.

Mit einem lauten Klicken öffnete sich das Schloss. Gabriel erstarrte. Er glaubte, schwere Schritte auf der Treppe gehört zu haben. Doch nachdem er eine Minute lang die Luft angehalten und gebetet hatte, Mr. Sam würde nicht geweckt werden, steckte er den Schlüsselbund in die Tasche und zog an der Tür.

Die Scharniere waren gut geölt. Mr. Sam hielt immer alles bestens in Schuss. Einer der Gründe, warum Gabriel hier heruntergekommen war - vielleicht sogar der wichtigste -, war der, dass er sehen wollte, wo vor langer, langer Zeit die Sklaven festgehalten worden waren.

Als Gabriel die Tür hinter sich wieder geschlossen hatte, knipste er seine kleine Taschenlampe ein. Als Erstes sah er eine Reihe alter Aktenschränke. Dann traf der Lichtstrahl die andere Wand. Gabriel klappte das Kinn herunter. Da waren vollgeschriebene Tafeln mit Fotos von Leuten, Orten und Indexkarten. Staunend und verwirrt trat er näher. An den anderen Wänden entdeckte weitere Tafeln.

Irgendetwas nagte tief in seinem Inneren.
Angst.

Und doch gewann die Neugier schließlich wieder die Oberhand. Gabriel trat an die Tafel heran, die der Anfang zu sein schien, zumindest dem Datum nach zu urteilen, das darauf stand. Namen, Orte, Ereignisse, Daten und andere Informationen fügten sich hier zu einem großen Ganzen zusammen. Als Gabriel der Geschichte durch den Raum folgte, in dem vor einhundertfünfzig Jahren Menschen mit der gleichen Hautfarbe wie er gefangen gehalten worden waren, kehrte langsam die Angst wieder zurück.

Gabriel hatte ein hervorragendes Gedächtnis. Das war einer der Gründe, warum er so ein hervorragender Schüler war. Jetzt nahm er so viel in sich auf, wie er konnte, doch angesichts der Fülle an Informationen lief sein Verstand beinahe über. Gabriel konnte es nicht fassen. Was musste Sam Quarry für ein Gedächtnis haben! Gabriel hatte schon immer gewusst, dass der Mann klug war und dass es nicht viel gab, was ihn geistig überforderte, aber das hier ...

Gabriel betrachtete den Mann mit neuer Ehrfurcht.

Aber da war noch immer die Angst, und sie nahm ständig zu.

Also konzentrierte Gabriel sich auf die Geschichte an den Wänden. Deshalb hörte er nicht, wie die Tür sich öffnete.

Als eine Hand ihn an der Schulter packte, drohten seine Beine nachzugeben, und fast hätte er laut geschrien.

»Gabriel!«

Er wirbelte herum und sah seine Mutter in ihrem alten Bademantel.

»Was machst du hier unten?«

»Momma?«

Sie schüttelte ihn. »Was machst du hier unten?«, wiederholte sie wütend und ängstlich zugleich. »Ich habe überall nach dir gesucht. Ich dachte schon, dir wäre was passiert. Du hast mich zu Tode erschreckt.«

»Tut mir leid, Momma.«

»Sag schon, was machst du hier?«, verlangte sie noch einmal zu wissen. »Erzähl es mir.«

Gabriel deutete auf die Wände. »Sieh mal ...«

Ruth Anns Blick schweifte langsam durch den Raum, doch im Unterschied zu ihrem Sohn war sie kein bisschen neugierig. Sie drehte sich wieder zu ihm um. »Du darfst gar nicht hier runter. Wie bist du überhaupt hier reingekommen?«

Gabriel zog den Schlüsselbund hervor. Seine Mutter riss ihn dem Jungen aus der Hand.

»Momma, bitte. Schau doch.« Aufgeregt deutete er auf die Wände.

»Ich werde mir gar nichts anschauen. Ich werde dich ins Bett verfrachten.«

»Sieh doch mal hier, das Bild von diesem Mädchen! Ich habe sie in der Schule im Fernsehen gesehen.«

Ruth Ann schlug ihm ins Gesicht. Gabriel war entsetzt. Das hatte Momma noch nie getan.

»Jetzt will ich dir mal etwas sagen«, zischte sie. »Mr. Sam hat uns sein Heim gegeben. Wenn er tot ist, sollen wir sein Land und dieses Haus hier bekommen. Wir haben ihm alles zu verdanken, was wir haben. Wenn du auch nur ein falsches Wort über diesen Mann sagst, schlag ich dich windelweich!«

»Aber Momma ...«

Sie hob die Hand. Gabriel wich zurück.

»Und lass mich dir noch etwas sagen«, fügte Ruth Ann drohend hinzu. »Ich kenne Sam Quarry schon sehr lange, aus einer Zeit, als du nicht viel größer warst als meine Faust. Er hat uns aufgenommen, ohne einen Grund dafür zu

haben. Er ist ein guter Mann. Was er hier unten macht, geht nur ihn selbst etwas an.« Sie schwenkte den ausgestreckten Arm durch den Raum. »Was immer das alles ist, er wird schon einen guten Grund dafür haben. Und jetzt rauf mit dir, junger Mann!«

Sie packte Gabriel am Arm, zerrte ihn aus dem Raum und schloss hinter sich ab. Gabriel warf einen letzten Blick zurück; dann rannte er die Stufen zu seinem Schlafzimmer hinauf, angetrieben von einem Schlag auf den Hintern von seiner offenbar immer noch wütenden Mutter.

54.

Jane Cox hatte das Überprüfen des Postfachs nicht ihrem Stab anvertraut. Dafür war es zu wichtig.

Das Problem war nur, dass man als First Lady kaum irgendwo hingehen konnte, ohne ein großes Gefolge im Schlepptau zu haben. Tatsächlich war das sogar gesetzlich vorgeschrieben.

Jane ging von der Präsidentenwohnung nach unten. Sie hatte zwei Stunden frei und informier-

te ihren Stabschef, sie wolle ein wenig durch die Stadt fahren. Seit sie den Brief bekommen hatte, hatte sie das jeden Tag getan. Allerdings hatte sie darauf bestanden, nicht in Kolonne zu fahren. Nur eine Limousine und ein Wagen des Secret Service.

Sie nahm jedoch nicht den »Cadillac One«, den mehr als fünf Tonnen schweren, nahezu unzerstörbaren Wagen, der für den Präsidenten reserviert war. Jane hasste »das Biest«, wie die Secret-Service-Agenten das Fahrzeug nannten. Die Fenster waren fast so dick wie ein Telefonbuch, und man konnte nicht das leiseste Geräusch von draußen hören. In diesem Wagen hatte Jane stets das Gefühl zu ersticken.

Drei Agenten saßen mit ihr in der Limousine, sechs weitere folgten ihr in einem SUV. Die Agenten waren nicht gerade glücklich über dieses Arrangement, trösteten sich aber damit, dass niemand wissen konnte, dass die First Lady im Wagen saß. Schließlich kamen ständig Limousinen aus dem Weißen Haus, und ihrem öffentlichen Terminplan zufolge unternahm die First Lady heute keine Fahrt. Trotzdem blieben die Agenten wachsam, während sie durch die Straßen von D. C. rollten.

Auf Janes Anweisung hielt die Limousine gegenüber einer unscheinbaren Filiale von Mail Boxes Etc. im Südwesten der Stadt. Jane konnte die Schließfächer durch die große Schaufensterscheibe hindurch sehen. Sie wickelte sich ein Tuch um den Kopf und zog einen Hut darüber. Ihre Augen verbarg sie hinter einer Sonnenbrille. Schließlich schlug sie auch noch den Mantelkragen hoch.

»Ma'am, bitte ...«, sagte der Chef ihrer Sicherheitsabteilung. »Wir haben das Geschäft noch nicht überprüft.«

»Sie haben das Geschäft nie überprüft, seit ich hierherkomme«, erwiderte Jane ungerührt. »Und was ist passiert? Nichts.«

»Aber wenn doch etwas passiert, Ma'am ...« Die Stimme des Mannes verhallte. Es war klar, worauf er hinauswollte. Sollte doch etwas geschehen, würde man ihn zur Rechenschaft ziehen. Auch die anderen Agenten blickten nervös drein. Keiner von ihnen wollte seine Karriere wegen so etwas aufs Spiel setzen.

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich persönlich die volle Verantwortung übernehme«, erklärte Jane.

»Aber es könnte eine Falle sein.«

»Ich übernehme die volle Verantwortung.«

»Aber es ist mein Job, Sie zu beschützen.«

»Und es ist mein Job, Entscheidungen für meine Familie zu treffen. Sie können gerne vom Wagen aus alles beobachten, aber Sie werden ihn auf keinen Fall verlassen.«

»Ma'am, seien Sie versichert, *dass* ich den Wagen verlassen werde, sollten Sie auf irgendeine Weise bedroht werden.«

»Na schön, damit kann ich leben.«

Kaum war Jane aus den Wagen gestiegen, knurrte der Agent: »Scheiße.«

Alle Augen in den beiden Fahrzeugen, von denen acht mit hochwertigen Ferngläsern bewaffnet waren, klebten förmlich am Glas und beobachteten, wie die First Lady die Straße überquerte und den Laden betrat. Ohne dass Jane Cox etwas davon gewusst hätte, befanden sich drei Agenten bereits im Geschäft, alle als unscheinbare Kunden verkleidet; zwei weitere Agenten bewachten den Hinterausgang. Der Secret Service war launische Mitglieder der Präsidentenfamilie gewöhnt.

Jane ging direkt zu dem Postfach und öffnete es mit ihrem Schlüssel, fand aber nichts. Nach weniger als einer Minute saß sie wieder im Wagen.

»Fahren Sie«, befahl sie und ließ sich wieder ins Leder sinken.

»Ma'am«, sagte der leitende Agent. »Können wir Ihnen hier irgendwie helfen?«

»Mir kann niemand helfen«, erwiderte Jane trotzig, und für einen Moment drohte ihre Stimme zu brechen.

Schweigend fuhren sie zum Weißen Haus zurück.

In dem Moment, als die First Lady das Weiße Haus verlassen hatte, trat Aaron Betack in Aktion. Unter dem Vorwand einer Routinesuche nach Abhörgeräten in dem Gang, an dem auch das Büro der First Lady lag, betrat er ihre Suite und bat die Mitglieder ihres Stabes für die Dauer der Durchsuchung die Räumlichkeiten zu verlassen.

Er brauchte weniger als eine Minute, um in Janes Büro zu gehen, das Schloss an ihrem Schreibtisch zu knacken, den Brief zu finden, ihn zu kopieren und das Original wieder zurückzulegen. Betack schaute sich das Papier noch an, bevor er es in seiner Tasche verschwinden ließ.

Es war das erste Mal in seiner Laufbahn, dass er so etwas getan hatte. Tatsächlich hatte er gerade eine Straftat begangen, die ihm mehrere Jahre in einem Bundesgefängnis hätte einbringen können, sollte man ihn je erwischen.

Aber irgendwie schien das Ergebnis jede Minute einer solchen Strafe wert zu sein.

55.

Sean und Michelle hatten den Großteil des Abends und des nächsten Tages mit Nachforschungen verbracht und dabei herausgefunden, dass es in Georgia, Mississippi und Alabama Dutzende von Militäreinrichtungen mit Hunderttausenden von Soldaten und Angestellten gab - bei weitem zu viele, als dass es ihnen bei ihren

Ermittlungen geholfen hätte. Als sie wieder in ihrem Büro saßen, hatte Sean eine Idee. Er rief Chuck Waters an und hinterließ eine Nachricht. Ein paar Minuten später rief der FBI-Agent zurück.

»Diese Isotopenuntersuchung, die Sie an der Haarprobe haben vornehmen lassen ...«, begann Sean.

»Was ist damit?«

»Ist da noch was rausgekommen?«

»Zum Beispiel?«

»Ich weiß, dass man auf diese Art herausfinden kann, wie der Besitzer des Haares sich während der letzten Jahre ernährt hat. Aber kann man auf diese Weise auch Anomalien in dieser Kette feststellen?«

»Anomalien?«

»Zum Beispiel, ob der Betreffende sich kurzzeitig anders ernährt hat.«

»Warten Sie mal einen Augenblick.«

Sean hörte das Rascheln von Papier.

»Hier steht jedenfalls nichts davon«, sagte Waters schließlich.

»Nichts Ungewöhnliches?«

Wieder das Rascheln. »Nun, ich bin kein Wissenschaftler, aber erinnern Sie sich noch daran, wie wir aufgrund der Ernährung darauf geschlossen haben, dass der Täter vermutlich vom Land kommt?«

»Klar.«

»Wir haben auch erhöhte Salzwerte gefunden, was durchaus Sinn ergibt, wenn diese Leute ihr Essen mit Salz haltbar machen.«

»Ja, darüber haben wir schon gesprochen.«

»Neben den erhöhten Salzwerten hat man auch erhöhte Natriumwerte gefunden.«

»Chuck.« Sean seufzte. »Natrium *ist* Salz. Das stammt vermutlich von eingemachtem Gemüse. Das hatten wir doch schon.«

»Okay, Einstein«, erwiderte Waters, »das ist mir schon klar. Aber es gibt neue Techniken, mit denen die Weißkittel feststellen können, um welche *Art* von Natrium es sich handelt. Die Tests haben ergeben, dass diese Art Natrium zwar kommerziell hergestellt, normalerweise aber nicht an Privathaushalte verkauft wird.«

»Weil dieses Salz ans Militär geht?«

»Wenn Sie es schon gewusst haben, warum fragen Sie dann?«, knurrte Waters wütend.

»Ich habe es nur vermutet. Bis Sie es mir gerade gesagt haben, wusste ich es nicht mit Sicherheit. Aber da *Sie* es offenbar schon länger wissen, wäre es nett gewesen, Sie hätten uns informiert.«

»*Ich* leite die Untersuchung hier, King, nicht irgendein Berater.«

»Einmannpackungen werden auch an Privatleute verkauft, zum Beispiel für Wandertouren. Sind Sie sicher, dass das Natrium nicht aus so einer EPA stammt?«

»In den Einmannpackungen beim Militär wird mehr Natrium verwendet als in denen für Camper. Es hat also definitiv einen militärischen Ursprung. Toll, das engt unsere Liste von Verdächtigen auf nur ein paar Millionen Leute ein.«

»Vielleicht ja, vielleicht aber auch nicht.«

»Was soll das nun wieder heißen?«

»Wenn die Täter zum Militär gehören, können Sie die DNA dann nicht durch die Datenbanken des Pentagons jagen? Heutzutage nehmen die doch von jedem eine DNA-Probe.«

»Das habe ich schon versucht, aber deren Scheißsystem ist zusammengebrochen. Weil sie in zwei Kriegen gleichzeitig kämpfen, gibt es of-

fenbar kein Geld mehr für die Serverwartung. Das System ist erst in ein paar Wochen wieder einsatzbereit.«

»Na toll.« Sean legte auf und schaute zu Michelle.

»Und? Was hat uns das jetzt gebracht?«, fragte sie.

»Jetzt ist es zumindest sehr wahrscheinlich, dass einer unserer Täter einen militärischen Hintergrund hat. Das zu wissen, kann nicht schaden. Jetzt müssen wir ihn bloß noch finden. Schade nur, dass wir die DNA nicht prüfen können.«

»Er könnte immer noch beim Militär sein, oder?«

»Nein. Oder glaubst du etwa, er hat sich extra ein paar Tage frei genommen, um eine Entführung durchzuziehen? Und dann kehrt er mit zerkratzttem Gesicht und einer Schussverletzung in die Kaserne zurück?«

»Dann ist er entlassen worden?«

»Vermutlich. Ehrenhaft oder unehrenhaft. Aber das hilft uns auch nicht weiter. Schließlich gibt es weit mehr ehemalige als aktive Soldaten.«

Michelle starrte auf Seans Brust.

Er schaute nach unten. »Was ist? Kaffee-fleck?«

»Er hat einen Körperpanzer getragen. Sicher, wenn man die Army verlässt, kann man das ein oder andere mitgehen lassen, aber einen Körperpanzer?«

»Den bekommt man auch auf der Straße.«

»Vielleicht«, erwiderte Michelle, »oder man klaut ihn einfach.«

»So ein Ding kann man sich nicht gerade in die Hosentasche stecken, wenn man entlassen wird, und damit durchs Tor marschieren.«

»Und wenn er *nicht* entlassen worden ist?«

»Du meinst, wenn er desertiert ist?«

»Damit hätten wir nicht mehr ganz so viele Leute zu überprüfen. Kennst du jemanden, der für uns mal nachschauen könnte?«, fragte Michelle.

Sean griff zum Telefon. »Ja, so jemanden kenne ich. Einen Zwei-Sterne-General, den ich während meiner Zeit beim Service kennengelernt habe. Mit ein paar Karten für die Spiele der Redskins könnte ich ihn vielleicht überreden.«

»Du hast Karten für die Redskins?«

»Nein, aber für einen guten Zweck kann ich welche bekommen.«

56.

Das ist irregulär, Mr. Quarry«, erklärte der diensthabende Arzt.

»Für mich nicht«, erwiderte Quarry. »Ich bin hier, um meine Tochter nach Hause zu holen. Etwas Normaleres kann es gar nicht geben.«

»Aber sie ist an lebenserhaltende Maschinen angeschlossen. Sie kann nicht aus eigener Kraft atmen«, sagte der Mann, als spräche er zu einem Kind.

Quarry zog die Papiere aus der Tasche. »Ich habe mir diesen ganzen Müll schon in der Verwaltung anhören müssen. Ich habe alle nötigen Vollmachten. Hier drin steht, dass ich sie verdammt noch mal hinbringen kann, wo ich will, und Sie können einen Dreck dagegen tun, Mister.«

Der Arzt las die Dokumente durch, die Quarry ihm gab. »Sie wird sterben, wenn wir sie von den Maschinen trennen«, sagte er.

»Nein, wird sie nicht. Auch das habe ich geregelt.«

»Was meinen Sie mit *geregelt*?«, fragte der Arzt misstrauisch.

»Jedes noch so kleine Gerät, das Sie hier haben, habe ich auch.«

»Wie bitte? Diese Geräte sind sehr teuer. Und kompliziert.«

»In einem Lagerhaus für medizinische Geräte ist vor einem Jahr ein Feuer ausgebrochen. Da war jede Menge Zeug drin, das nicht mal einen Kratzer abbekommen hat, aber es wurde billig verhökert, weil es aufgrund behördlicher Auflagen nicht mehr an Krankenhäuser verkauft werden durfte. Es war alles dabei, vom Monitor bis hin zur Magensonde. Ich habe alles überprüft. Die Geräte laufen einwandfrei. Tatsächlich möchte ich wetten, dass meine Maschinen besser sind als der Kram, den Sie hier haben. Hier ist doch alles ziemlich alt. Und ich muss es wissen. Schließlich komme ich seit vielen Jahren her,

und ich wüsste nicht, dass Sie mal eine Maschine ausgetauscht haben.«

Der Arzt lachte gequält. »Also wirklich, Mr. Quarry ...«

Quarry fiel ihm ins Wort. »Und jetzt bereiten Sie meine Tochter endlich für die Abreise vor. Ich werde den Krankenwagen vorne parken lassen.«

»Den Krankenwagen?«

»Ja. Was denn sonst? Haben Sie gedacht, ich würde sie in meinem Pick-up nach Hause karren? Schalten Sie doch mal Ihr Gehirn ein, Mann. Ich habe einen Krankenwagen gemietet, einen mit speziellen Lebenserhaltungsgeräten an Bord. Er wartet draußen.« Quarry riss dem Arzt die Papiere aus der Hand. »Und jetzt machen Sie, verdammt noch mal.«

Quarry ging davon.

»Aber wie genau wollen Sie sich um das Mädchen kümmern?«, rief der Arzt ihm hinterher.

Quarry wirbelte herum. »Ich kenne das alles viel besser als Sie. Ich weiß, wie man sie füttert, wie man ihr Medikamente verabreicht, wie man sie wäscht und wie man vermeidet, dass sie sich wund liegt. Ich weiß alles. Glauben Sie etwa, ich

habe immer nur Löcher in die Luft gestarrt, wenn ich hier war? Übrigens, haben Sie ihr je vorgelesen?«

Der Mann schaute ihn verwirrt an. »Ihr vorgelesen? Nein.«

»Ich schon. Ich habe ihr all die Jahre vorgelesen. Vermutlich war es *das*, was sie bis jetzt am Leben erhalten hat.« Er richtete den Finger auf den Arzt. »Machen Sie sie abreisefertig. Mein kleines Mädchen kommt endlich hier raus.«

Quarry unterschrieb einen Berg von Papieren, die das Heim von jeglicher Verantwortung befreiten. Als Tippi schließlich ihr Gefängnis verließ, schien sogar die Sonne. Quarry kniff die Augen zusammen und beobachtete, wie seine Tochter in den Krankenwagen geladen wurde. Er selbst stieg in seinen alten Truck, zeigte dem Heim den Finger und fuhr dem Krankenwagen voran in Richtung Atlee.

Als sie zu Hause eintrafen, war alles bereit. Carlos und Daryl halfen den Sanitätern mit der Trage. Ruth Ann, der die Tränen über die Wangen strömten, und Gabriel beobachteten die Prozession. Die erwachsene Tochter wurde in dasselbe Zimmer gebracht, in dem sie als Kind ge-

lebt hatte. Quarry und seine Frau hatten in dem Zimmer nichts verändert, als Tippi ihren viel zu kurzen Ausflug ins Leben unternommen hatte. College, ein kurzes Praktikum bei einer Marketingfirma in Atlanta ... und dann war sie mit knapp zwanzig ins Pflegeheim gekommen und hatte fortan nur noch mit der Hilfe von Maschinen gelebt.

Doch nun war Quarrys wunderschönes Mädchen wieder zu Hause.

Nachdem eine Krankenschwester Quarrys Geräte überprüft und sichergestellt hatte, dass sie richtig angeschlossen waren, verschwand der Krankenwagen wieder. Anschließend schloss Quarry die Tür, setzte sich neben Tippi und nahm ihre Hand.

»Du bist zu Hause, meine Kleine. Daddy hat dich wieder nach Hause geholt, Tippi.«

Er hob ihre Hand und deutete damit auf verschiedene Gegenstände im Zimmer.

»Da ist die blaue Schleife, die du für das Gedicht bekommen hast. Und da drüben ist das Kleid, das deine Mutter für deinen Abschlussball geschneidert hat. Du hast sehr hübsch darin ausgesehen, Tippi. Mit dem Kleid wollte ich dich

gar nicht aus dem Haus lassen. So sollten die Jungs dich nicht sehen. So schön.« Er richtete ihre Hand auf ein Foto in einem kleinen Bücherregal.

Das Bild zeigte ihre ganze Familie. Mom, Dad und die drei Kinder, als sie noch klein waren. Daryl war noch nicht dick; er hatte nur ein bisschen Babyspeck. Suzie stand in der Mitte und schaute wie immer trotzig drein. Und dann war da Tippi. Sie trug einen Hut aus Zeitungspapier und einem Lederband. Sie hatte ihn sich schief auf den Kopf gesetzt, und ihr blondes Haar fiel ihr bis auf die Schultern. Sie hatte dieses wunderbare Lächeln aufgesetzt, und ihre Augen funkelten schelmisch. Es gab nicht viel, was Quarry heutzutage noch zum Weinen bringen konnte, aber wenn er dieses Foto von Tippi sah, die ihr ganzes Leben noch vor sich hatte, mit diesem komischen Hut und nicht ahnend, welche Tragödie sie alle würden ertragen müssen, dann traten dem Mann die Tränen in die Augen.

Sanft legte Quarry die Hand seiner Tochter aufs Bett und stand auf, um aus dem Fenster zu schauen. Sein Mädchen war zu Hause, und das würde er genießen, solange er konnte. Und dann würde er den nächsten Brief schreiben.

Quarry drehte sich wieder zu Tippi um und lauschte dem mechanischen Pumpen der Maschine, die Luft in ihre Lunge drückte und ihr Herz schlagen ließ. Dann blickte er wieder zu dem Foto, und indem er kurz die Augen schloss und wieder öffnete, gelang es ihm, die Tippi auf dem Foto mit der im Bett in Einklang zu bringen. In seiner Fantasie ruhte seine Tochter sich nur aus, und zumindest in seinem Kopf würde sie wieder aufwachen, ihren Vater umarmen und ihr Leben weiterleben.

Quarry ließ sich auf einen Stuhl sinken, schloss erneut die Augen und blieb noch ein wenig in dieser anderen Welt.

57.

Michelles Telefon klingelte erneut. Sie warteten nun schon seit zwei Tagen auf einen Anruf von Seans Kumpel von der Army, doch offensichtlich war es nicht so leicht, aus drei Staaten die Akten von Deserteuren zu besorgen.

»Wer ist das?«, fragte Sean und lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück.

»Die gleiche Nummer, die mich schon einmal angerufen hat. Da habe ich auch nicht gewusst, wer es ist.«

»Du kannst doch drangehen. Wir sitzen hier ohnehin nur herum.«

Michelle zuckte mit den Schultern und nahm ab. »Hallo?«

»Michelle Maxwell?«

»Ja. Wer ist da?«

»Mein Name ist Nancy Drummond. Sie haben mir eine Nachricht wegen Ihrer Mutter hinterlassen. Ich war eine Freundin von ihr.«

»Aber das ist doch nicht die Vorwahl. Und die Nummer gehört laut Anzeige einer Tammy Fitzgerald.«

»Oh, tut mir leid. Daran habe ich nicht gedacht. Ich benutze das Handy meiner Tochter. Seit ihrer Hochzeit heißt sie Fitzgerald. Sie lebt in Memphis, wohnt jetzt aber eine Zeit lang bei uns. Ferngespräche sind von ihrem Handy billiger. Ich habe nur Festnetz.«

»Verstehe. Warum haben Sie mir nicht auf die Mailbox gesprochen?«

»Ich komme mit Handys und Anrufbeantwortern und so was nicht gut zurecht. Ich bin alt«, fügte sie ein wenig verlegen hinzu.

»Ist schon okay. Manchmal habe auch ich so meine Schwierigkeiten mit der modernen Technik.«

»Ich war nicht in der Stadt, als Ihre Mutter gestorben ist«, erklärte Nancy. »Es tut mir sehr leid.«

»Danke. Ich weiß das zu schätzen.« Michelle setzte sich an ihren Schreibtisch, während Sean auf einem Notizblock kritzelte. »Ich habe Sie angerufen, weil ... Nun ja, Sie wissen sicher, dass meine Mutter keines natürlichen Todes gestorben ist.«

»Ich habe gehört, sie sei ermordet worden.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Donna Rothwell.«

»Ah, ja. Hören Sie, Mrs. Drummond ...«

»Bitte, nennen Sie mich Nancy.«

»Okay, Nancy. Ich habe angerufen, weil ich wissen wollte, ob Sie eine Ahnung haben, wer einen Grund gehabt hätte, meiner Mutter etwas anzutun.« Michelle erwartete, dass die Frau ihr

mit einem entsetzten »Nein!« antwortete, aber so war es nicht.

»Als ich gesagt habe, es tue mir leid, dass Ihre Mutter tot ist, habe ich es auch so gemeint, Michelle. Aber ich kann nicht behaupten, dass es mich überrascht.«

Michelle richtete sich auf und winkte Sean, der sofort zu kritzeln aufhörte. Michelle drückte eine Taste an ihrem Handy und schaltete auf Lautsprecher.

»Sie sagen, es habe Sie nicht überrascht, dass meine Mutter ermordet worden ist?«, sagte Michelle.

Sean legte seinen Stift beiseite, ging zu Michelle und setzte sich auf die Schreibtischkante.

»Wie kommen Sie darauf?«, hakte Michelle nach.

Nancy Drummonds wohlklingende Stimme erfüllte den Raum. »Wie gut haben Sie Ihre Mutter gekannt?«, wollte sie wissen.

»Wie es aussieht nicht allzu gut.«

»Es fällt mir schwer, es Ihnen sagen zu müssen, schließlich sind Sie ihre Tochter ...«

»Seien Sie ruhig ehrlich, Nancy. Ich will nur herausfinden, wer es getan hat.«

»Ich kenne Ihren Vater nicht gut«, sagte Nancy. »Er und Ihre Mom sind nur selten gemeinsam ausgegangen. Aber Sally hat die Gesellschaft hier genossen. *Sehr*.«

Michelle war die Betonung des letzten Wortes nicht entgangen. »Wie sehr ist *sehr*?«

»Ich plaudere nicht gerne aus dem Nähkästchen.«

»Hören Sie, wenn meine Mom meinen Vater betrogen hat, ist es sehr wichtig, dass ich es weiß, Nancy. Also, können Sie mir sagen, mit wem sie etwas hatte?«

»Es war nicht nur einer.«

Michelle sank auf ihren Stuhl zurück. »Was genau heißt ›nicht nur einer‹?«

»Ich weiß von mindestens dreien. Zwei sind weggezogen, der letzte vor gut einem Monat.«

»Und wohin?«

»Der eine nach Seattle, der andere nach Europa.«

»Und wer war der dritte?«

»Sie haben das nicht von mir, denn es ist nicht allgemein bekannt. Ihre Mutter war stets sehr diskret, das muss man ihr lassen. Und ich weiß auch nicht, ob sie ... Sie wissen schon ... intim

waren. Vielleicht haben Sie ja nur ein bisschen Zeit miteinander verbracht. Vielleicht waren sie beide ja nur einsam.«

»Wer?«, fragte Michelle in ruhigem Tonfall, auch wenn sie am liebsten eine Kugel ins Handy gejagt hätte.

»Doug Reagan.«

»Doug Reagan? Wie Donna Rothwells Freund Doug Reagan?«

»Genau der«, bestätigte Nancy. »Kennen Sie ihn?«

»Nicht wirklich, aber ich denke, jetzt werde ich ihn kennenlernen. Wie lange ging die Affäre denn?«

»Soweit ich weiß bis zu ihrem Tod.«

»Woher wissen Sie das eigentlich alles?«

»Ihre Mutter hat sich mir anvertraut. Wir waren eng befreundet.«

»Dann weiß es außer Ihnen niemand?«

»Ich weiß nicht, ob sie noch jemandem davon erzählt hat. Ich jedenfalls habe bis jetzt den Mund gehalten. Vertraulich ist vertraulich. Aber nun, da sie tot ist, dachte ich, dass es Ihr Recht ist, davon zu erfahren.«

Zu erfahren, dass meine Mutter eine Schlampe war. Danke.

»Sind Sie noch da?«

»Ja, ich bin da«, sagte Michelle schroff. »Wären Sie bereit, bei der Polizei zu wiederholen, was Sie mir gerade erzählt haben?«

»Muss ich das?«

Sean legte Michelle die Hand auf den Arm und schüttelte den Kopf.

»Vielleicht nicht«, sagte Michelle rasch. »Jedenfalls nicht im Augenblick.« Sie hielt kurz inne. »Äh, wusste mein Dad von ... von dem, was Mom so trieb?«

»Wie ich schon sagte, kenne ich Ihren Vater nicht sehr gut, aber er ist mir immer wie ein Mann erschienen, der etwas unternommen hätte, hätte er davon gewusst.«

»Ja, so erscheint er mir auch. Danke, Nancy. Erzählen Sie erst mal niemandem sonst davon, okay?«

»Sicher. Wenn Sie es wollen.«

»Ich würde es wirklich zu schätzen wissen.«

»Ich habe selbst vier erwachsene Töchter, von denen zwei geschieden sind. Ich weiß, wie so etwas passieren kann. Das Leben ist niemals

vollkommen. Als Ihre Mutter mir davon erzählt hat, habe ich sie nachdrücklich ermahnt, sich mit diesen Männern nicht mehr zu treffen. Ich möchte, dass Sie das wissen. Ich habe ihr gesagt, sie soll wieder zu ihrem Mann zurück und mit ihm reden. Wie gesagt, kenne ich ihn nicht gut, aber ich wusste, dass er ein guter Mann ist. Er hat das nicht verdient.«

»Nancy, Sie sind ein Juwel.«

»Nein. Nur eine Mutter, die das alles schon gesehen hat.«

Michelle legte auf und schaute zu Sean. »Kein Wunder, dass ich nicht ganz richtig im Kopf bin, stimmt's?«

»Ich halte dich eigentlich für ziemlich gesund«, erwiderte Sean.

»Warum wolltest du nicht, dass sie zur Polizei geht?«

»Ich weiß nicht. Bauchgefühl.«

»Und was tun wir jetzt?«, fragte Michelle.

»Bis wir von meinem Zwei-Sterne-Freund hören, haben wir nicht viel zu tun. Wie wäre es mit einem kleinen Trip nach Nashville, um das zu überprüfen?«

Rasch fanden sie heraus, dass der nächste Flug nach Nashville erst am nächsten Tag ging, es sei denn, sie wollten über Chicago und Denver fliegen, wobei sie die meisten Zeit in Wartesälen verbringen würden.

»Ach ja, die Fliegerei ist schon was Schönes«, seufzte Sean und legte auf, nachdem er sich die Optionen angehört hatte. »Um nach Süden zu kommen, können wir uns aussuchen, ob wir erst nach Norden oder nach Westen wollen.«

»Ach, scheiß drauf. Lust auf eine kleine Spritztour?«, fragte Michelle.

»Mit dir immer.«

Sie kauften sich ein paar Sandwiches und zwei große Becher Kaffee und machten sich um acht Uhr abends auf den Weg. Von unterwegs hatte Michelle ihren Bruder Bill angerufen und erfahren, dass ihre Brüder bereits wieder in ihren jeweiligen Heimatstädten waren - mit Ausnahme von Bobby natürlich, der nicht weit von ihren Eltern wohnte.

»Ich habe gute Neuigkeiten«, hatte Bill seiner Schwester gesagt.

»Und was?«

»Dad steht nicht mehr unter Verdacht. Zumindest gilt er nicht mehr als Hauptverdächtiger.«

»Warum?«

»Der Gerichtsmediziner hat erklärt, der tödliche Schlag sei von einem Linkshänder gekommen, und Dad ist Rechtshänder.«

»Das haben sie erst jetzt herausgefunden?«

»Die Mühlen des Gesetzes mahlen langsam, Schwesterlein. Trotzdem sind das gute Nachrichten.«

»Wie kommt es eigentlich, dass ihr alle Dad allein gelassen habt?«

»Das haben wir nicht. Er hat *uns* verlassen.«

»Was heißt das?«

»Er hat uns gesagt, wir sollten endlich aus der Stadt verschwinden, er könne uns nicht mehr sehen. Du weißt ja, wie er sein kann.« Michelle konnte ihren ältesten Bruder förmlich lächeln sehen.

»Glaubst du wirklich, ihr solltet ihn allein lassen?«

»Bobby ist ja noch da, und Dad ist ein großer Junge. Er kann auf sich selbst aufpassen.«

»Das ist nicht, was mir Kopferbrechen bereitet.«

Bevor Bill sie fragen konnte, was sie damit meinte, hatte Michelle schon aufgelegt.

Sean sagte: »Die gute Nachricht ist also, dass dein Vater kein Verdächtiger mehr ist, aber du hast Angst, dass er die Sache selbst in die Hand nehmen könnte, stimmt's?«

»Meine Brüder sind zwar großartige Cops, aber vollkommen ahnungslose Söhne. Sie könnten sich nie vorstellen, dass mein Dad so etwas tut ... oder dass meine Mutter ihn nach Strich und Faden betrogen hat.«

»Und du kannst das?«

Michelle schaute Sean an, wandte sich aber rasch wieder ab. »Ja, das kann ich.«

Michelle fuhr wie immer ohne jede Rücksicht auf Geschwindigkeitsbeschränkungen, und nach nur zwei Pinkelpausen kamen sie kurz nach fünf Uhr morgens am Haus ihres Vaters an. Hätten sie den Morgenflug genommen, wären sie erst vier Stunden später hier gewesen.

Michelle warf einen Blick in die Garage und schüttelte den Kopf. Der Camry stand nicht dort. Mit ihrem Schlüssel betrat sie das Haus. Es war niemand da.

»Hat dein Dad irgendwo einen Safe für seine Waffen?«, fragte Sean.

»Soviel ich weiß, hat er nur einen Kasten für seine Pistole - vermutlich im Schlafzimmer-schrank.«

Sean schaute nach. Er fand den Kasten, entdeckte aber keine Waffe darin.

Sie setzten sich auf das ungemachte Bett und schauten einander an.

»Sollen wir Bobby anrufen?«, fragte Sean.

»Nein. Es würde zu lange dauern, ihm alles zu erklären. Aber vielleicht sollten wir mal zu Doug Reagan und ihn fragen, warum er uns nicht gesagt hat, dass er meine Mutter gevögelt hat.«

»Hast du eine Adresse von dem Mann?«

»Die ist leicht zu finden. Wie es hier immer so schön heißt: ›Diese Stadt ist nicht allzu groß‹. Oder wir können seine heiße *Freundin* fragen, Donna.«

»Wie wär's erst mal mit einer Dusche und frischer Wäsche? Ich habe schon ewig nicht mehr die ganze Nacht in einem Auto verbracht. Das letzte Mal war es mit dir.«

»Ach ja ... Es scheint mein Los zu sein, stets deinen Horizont zu erweitern.«

Michelle duschte als Erste im Gästebadezimmer. Als sie fertig war, öffnete sie die Schlafzimmertür und rief den Flur hinunter: »Du bist dran, King!«

Sean kam im selben Augenblick herein, da Michelle gerade mit Abtrocknen fertig war. Er hielt eine frische Tasse Kaffee in der Hand. »Interessiert?«

»Immer.«

Michelle setzte sich aufs Bett und trank ihren Kaffee, während Sean ins Badezimmer ging.

Sie hob die Stimme. »Was ist mit der Party nebenan? Vielleicht sollten wir uns mal eine Gästeliste geben lassen.«

»Oder wir holen sie uns von deinem Bruder«, rief Sean zurück. »Wahrscheinlich war das so ziemlich das Erste, was die Polizei getan hat.«

Michelle stand auf und trat an die Tür. »Ich würde das lieber selbst erledigen.«

»Was?«, rief Sean über das Rauschen des Wassers hinweg.

»Ich würde das lieber selber tun!«, wiederholte Michelle lauter.

»Okay, dein Wunsch ist mir Befehl.«

»Da wüsste ich was von«, seufzte Michelle; dennoch entlockte der Kommentar ihr ein Lächeln.

Sie ging ins Schlafzimmer ihres Vaters und schaute sich um. Das Foto von ihrer Mutter war verschwunden. Michelle schaute im Papierkorb nach. Da war es auch nicht. Dann suchte sie aus irgendeinem Grund unter dem Bett und fand es. Das Glas war zerbrochen. Eine Glasscherbe hatte die Gesichter ihrer Eltern zerschnitten.

War das aus fast fünfzig Jahren Ehe geworden? Und die nächste Frage, die Michelle in den Sinn kam, war ebenso niederschmetternd.

Und in welche Richtung entwickelt sich mein Leben?

Michelle nahm das Bild ins Gästeschlafzimmer mit, ließ sich aufs Bett fallen und begann zu zittern.

»Verdammt!«

Sie fluchte erneut, stand auf und ging zum Badezimmer. Wieder begann sie zu zittern. Sie zögerte, schluckte, öffnete die Tür und ging hinein. Sie zitterte noch immer, und ein Schluchzen stieg ihr die Kehle hinauf.

Sean sah sie durch die Duschtür. »Michelle?« Er schaute sie fragend an, den Blick auf ihre Augen gerichtet, die sich jeden Augenblick in Tränen auflösen drohten. »Was machst du da?«

»Ich weiß nicht. Ich weiß nicht, was ich mache, Sean!«

Sean schnappte sich ein Handtuch und wickelte es sich um den Unterleib; dann kam er aus der Dusche. Er führte Michelle aus dem Badezimmer und zum Bett. Gemeinsam setzten sie sich auf die Kante, und Michelle drückte ihren Kopf an seine Brust.

»Ich glaube wirklich, ich verliere den Verstand«, schluchzte sie.

»Du hast viel durchgemacht«, sagte Sean. »Da ist es kein Wunder, wenn man glaubt, dass man durchdreht.«

»Meine Eltern waren ewig zusammen. Sie hatten fünf Kinder. Vier Brüder und mich, das schwarze Schaf.«

»Ich glaube nicht, dass irgendjemand so über dich denkt. Ich jedenfalls nicht.«

Michelle drehte sich zu ihm um. »Und wie genau denkst du über mich?«

»Michelle, ich ...«

Sie griff nach dem Bild in dem zerbrochenen Bilderrahmen. »Fast fünfzig Jahre Ehe und fünf Kinder, und was bekommst du dafür? Das hier?«

»Michelle«, mahnte Sean, »wir wissen noch nicht genau, was hier los ist.«

»Es kommt mir so vor, als hätte ich den größten Teil meines Lebens verschwendet.«

»Olympiateilnehmerin, Secret-Service-Agentin und jetzt meine Partnerin?« Sean versuchte sich an einem Lächeln. »Ich glaube, die meisten Frauen würden sofort mit dir tauschen - besonders, um meine Partnerin zu sein.«

Michelle erwiderte das Lächeln nicht. Aber sie weinte auch nicht. Stattdessen beugte sie sich vor und küsste Sean sanft auf die Lippen.

Dann hauchte sie ihm ins Ohr: »Ich will keine Zeit mehr verschwenden, Sean. Nicht eine Sekunde.«

Sie küsste ihn wieder, und er erwiderte den Kuss. Sie drückte sich an ihn.

Und Sean zog sich zurück.

Sie schauten einander in die Augen. »Willst du mich nicht?«, fragte Michelle.

»Nicht so«, antwortete Sean. »Nicht so, nein. Und ich will auch nicht ...«

Sie schlug ihm ins Gesicht und wandte sich ab.

»Michelle ...«

»Lass mich in Ruhe.«

Sie lief los, doch es war, als würde sie frontal gegen eine Wand aus Hitze und Kälte zugleich rennen, die ihre Organe in Brand setzte und ihre Haut gefrieren ließ. Ihre Knie gaben nach, und schluchzend sank sie zu Boden und krümmte sich zusammen wie ein Kind. Sie kratzte mit den Fingern über den Boden und fand das zerschmetterte Foto dort, wo es hingefallen war. Sie drückte es sich an die Brust.

Einen Augenblick später wurde sie hochgehoben, und ihr Kopf fiel auf Seans Brust. Er redete auf sie ein, doch sie antwortete nicht.

Sean legte Michelle aufs Bett, nahm ihr das Foto ab, deckte sie zu und setzte sich neben sie. Er streckte die Hand aus, und instinktiv packte Michelle seine Finger. Nach ein paar Minuten ebte ihr Schluchzen allmählich ab. Schließlich löste sie den Griff um Seans Hand und schlief ein.

Sean schob ihre Hand unter die Decke, legte sich neben sie und streichelte ihr das nasse Haar, bis auch er einschlief.

Quarry stapfte durch den Dreck vor dem kleinen Haus. Carlos folgte ihm. Der große Mann blieb stehen und deutete zur Böschung.

»Das Kamerabild wird genau zu der Stelle übertragen, wo du sein wirst«, sagte Quarry.
 »Der Monitor ist bereits angeschlossen. Er läuft super. Ich habe alles überprüft. Die Kameras zeigen allerdings nur die Außenseite. Drinnen kann man keine verstecken.«

»Verstanden.«

Sie waren das schon zahllose Male durchgegangen, doch Carlos wusste, dass ständige Wiederholungen zu Quarrys Prinzipien gehörten, denn als erfahrener Pilot war er der festen Überzeugung, dass man nur durch ständige, wiederholte Übungen sämtliche potenziellen Fehler eliminieren könne.

»Die Kamera ist genau auf den Punkt gerichtet«, fügte Quarry hinzu. »Aber ich werde das bis zur letzten Minute immer wieder überprüfen.«

»Besteht die Möglichkeit, dass man die Kamera entdeckt und außer Betrieb setzt?«

»Das halte ich für unwahrscheinlich, aber für den Fall der Fälle hast du ja eine Alternative.« Quarry holte ein schweres Fernglas aus seinem Rucksack und reichte es Carlos. »Das ist zwar ziemlich altmodisch, aber es funktioniert. Ich habe deine Position so ausgesucht, dass man dich nicht entdeckt. Klapp einfach den Sehschlitz in dem Bunker auf.«

Carlos nickte. »Und das andere?«, fragte er und betrachtete das Haus, die Waldgrenze und die für ihr Vorhaben kritische freie Fläche dazwischen.

Quarry lächelte. »Das ist das Schöne an der Sache, Carlos. Du musst nur einen Knopf drücken, und alles ist aktiviert.« Er grinste wie ein Schuljunge, dem gerade ein Streich gelungen war. »Ich habe zwar ein bisschen gebraucht, um das zu bauen - es war ziemlich schwer -, aber jetzt funktioniert's. Sobald du den Knopf gedrückt hast, mein Freund, gibt es kein Zurück mehr.«

»Und wie nehme ich Kontakt zu Ihnen an der Mine auf?«

»Erst einmal wirst du in jedem Fall Kontakt zu mir aufnehmen, egal ob es gut läuft oder ob alles

den Bach runtergeht.« Quarry reichte Carlos ein kastenförmiges Gerät. »Das hier ist so was Ähnliches wie ein Satellitentelefon«, erklärte er.

»Der Anruf wird mich selbst oben in der Mine erreichen, ich hab's bereits ausprobiert. Aber der Schlitz in dem Loch, in dem du steckst, muss offen sein, damit das Gerät mit dem Satelliten Verbindung halten kann. Aber der Anruf dauert ja nur ein paar Sekunden. Ich will keine ellenlangen Berichte hören. Ja oder nein reicht.«

Carlos nahm das Satellitentelefon. »Wo haben Sie das her?«

»Ich hab's aus ein paar Ersatzteilen selbst gebaut.«

»Was ist mit dem Satellitensignal?«

»Ich habe mich in eine Plattform reingehackt. Ich bin in die Bücherei gegangen und habe im Internet nachgeschaut, wie das geht. Wenn man das erst mal weiß, ist es leichter, als du denkst. Himmel, Carlos, verglichen mit dem, was wir in Vietnam aus nichts zusammengebaut haben, ist das Kinderkram. Außerdem habe ich auf diese Weise eine Menge Geld gespart - Geld, das ich ohnehin nicht habe.«

Carlos schaute ihn mit unverhohlener Ehrfurcht an. »Gibt es eigentlich etwas, was Sie nicht können?«

»Es gibt viele Dinge, die ich nicht kann«, antwortete Quarry. »Ich bin nur ein einfacher Arbeiter. Ich weiß über die meisten Dinge einen Dreck.«

»Wann geht es los?«, fragte Carlos.

»Ich gebe dir Bescheid, aber lange dauert es nicht mehr.«

Carlos schaute noch einmal zu der kleinen Anhöhe. Quarry musterte ihn aufmerksam.

»Du wirst zugleich versteckt und nicht versteckt sein«, sagte Quarry. »Alles aus nächster Nähe.«

»Ich weiß«, erwiderte Carlos, und sein Blick wanderte zu einem Bussard, der am Himmel seine Kreise drehte.

»Es ist nur ein Problem, wenn man eins draus macht«, sagte Quarry.

Carlos nickte und schaute weiter zu dem Vogel hinauf.

»Möchtest du, dass ich mit dir tausche?«, fragte Quarry. »Ich habe kein Problem damit, aber ich frage nur dieses eine Mal.«

Der drahtige Mann schüttelte den Kopf. »Ich habe Ihnen gesagt, dass ich das tun werde, und ich *werde* es tun.«

Carlos ging, und Quarry öffnete die Tür zu dem kleinen Haus und ging hinein. Alles war bereit; nur eines fehlte noch, aber das würde bald kommen.

Eine Stunde später hob Quarry mit seiner Cessna ab. Der Gegenwind war stark, und seine kleine Maschine kroch förmlich durch die Luft, doch das kümmerte ihn nicht. Er war schon bei schlechteren Bedingungen geflogen. Ein paar Luftlöcher hatten noch niemanden umgebracht. Für viele andere Dinge aber galt das nicht.

Quarry musste über vieles nachdenken, und das tat er am liebsten während des Fliegens. In mehreren tausend Fuß Höhe wurde die Luft dünner und der Verstand klarer. Hinten in seinem Flugzeug befand sich eine Kiste mit Kabeln und Drähten. Mit dem Inhalt dieser Kiste und dem einer zweiten in der Mine würde er sein ganz persönliches Weltuntergangsszenarium schaffen. Allerdings würde er die Kisten nur benutzen, wenn er keine andere Wahl mehr hatte, und er hoffte, dass dieser Fall nie eintrat.

Quarrys Gedanken wanderten zu dem Augenblick zurück, da Tippi zum letzten Mal gesprochen hatte. Quarry und seine Frau waren sofort nach Atlanta gerast, als sie erfahren hatten, wie krank ihre Tochter war. Quarry hatte nie gewollt, dass sein kleines Mädchen in die große Stadt zog, doch wenn Kinder größer wurden, musste man sie gehen lassen.

Als der Arzt im Krankenhaus ihnen berichtet hatte, was geschehen war, konnte sie beide es nicht glauben. Nicht ihre Tippi. Das musste ein Irrtum sein. Aber es war kein Irrtum gewesen. Aufgrund des hohen Blutverlustes war sie bereits ins Koma gefallen. Allerdings seien die physischen Beweise eindeutig, hatte man ihnen gesagt.

Cameron hatte das Zimmer verlassen, um Kaffee zu holen, und Quarry hatte sich an die Wand gelehnt, seine Jeans schmutzig und sein Hemd verschwitzt von der langen Fahrt ohne Klimaanlage. Er war sofort vom Feld gekommen, nachdem seine Frau schreiend über den Acker auf ihn zugelaufen war und ihm von dem Anruf berichtet hatte. Für einen Mann, der das Leben im Freien gewohnt war, war die Krankenhausluft erstickend gewesen.

Die Polizei war ebenfalls erschienen. Ihre Fragen hatten Quarry so wütend gemacht, dass Cameron gezwungen gewesen war, ihn aus dem Zimmer zu zerren. Neben Tippi war sie der einzige Mensch auf der Welt gewesen, der diese Art von Einfluss auf ihn hatte. Schließlich waren die Cops fertig gewesen und wieder gegangen. An ihrem säuerlichen Gesichtsausdruck hatte Quarry erkannt, dass er nicht auf Gerechtigkeit hoffen durfte.

Und so war er dann irgendwann mit seinem kleinen Mädchen allein im Zimmer gewesen. Die Maschinen hatten gesummt, die Pumpen gepumpt. Aus dem Monitor war ein regelmäßiges »Ping« erklungen, das sich für Quarry wie Kanonenschläge angehört hatte. Selbst das Kreischen des Flugabwehrfeuers, das sich über Vietnam gegen seine Phantom gerichtet hatte, hatte ihm nie so schreckliche Angst eingejagt wie das Surren und Klingeln der verdamnten Maschinen, die den Zustand seines kleinen Mädchens überwachten.

Es sei sehr zweifelhaft, dass sie sich jemals erholen würde, hatten die Ärzte von Anfang an gewarnt. Ein unsympathischer Weißkittel mit dem Feingefühl einer Hyäne war besonders pes-

simistisch gewesen. »Der Blutverlust war zu groß«, hatte der Mistkerl gesagt. »Das Gehirn ist geschädigt. Ein Teil ihres Verstandes existiert bereits nicht mehr.« Und dann hatte er hinzugefügt: »Sie hat keine Schmerzen. Was da liegt, ist nicht mehr wirklich Ihre Tochter, falls es Sie tröstet. Sie ist bereits gestorben.«

Nein, das hatte Quarry keineswegs getröstet. Er hatte dem Hurensohn die Schneidezähne ausgeschlagen und wäre dafür fast dauerhaft aus dem Krankenhaus verbannt worden.

Und dann, als er dort gestanden hatte, hatte Tippi ihre Augen geöffnet und ihn angeschaut. Einfach so. Quarry erinnerte sich heute noch an jede Einzelheit dieses Augenblicks, als wäre es gestern gewesen.

Er war dermaßen schockiert gewesen, dass er zuerst gar nicht gewusst hatte, was er tun sollte. Er hatte geblinzelt, hatte geglaubt, er halluziniere oder sehe vielleicht nur, was er sehen wollte ...

»Daddy?«

Quarry war sofort neben ihr und hielt ihre Hand, sein Gesicht nur wenige Zentimeter von ihrem entfernt.

»Tippi ... Baby. Dad ist hier.«

Sie wiegte den Kopf, und die Maschine piepte nicht mehr, sie kreischte. Quarry hatte schreckliche Angst, seine Tochter wieder an die Schatten zu verlieren, an jenen Teil ihres Geistes, der nicht mehr da war.

Quarry drückte Tippis Hand und hielt ihren Kopf sanft fest, sodass ihre Augen nur ihn sehen konnten. »Tippi. Ich bin hier. Deine Momma ist gleich wieder da. Geh nicht. Tippi! Geh nicht!«

Und dann hatten ihre Augen sich wieder geschlossen, und er war in Panik geraten. Quarry schaute sich um. Er brauchte jemanden, der ihm half, seine Tochter in dieser Welt zu halten.

»Daddy?«

Er riss den Kopf wieder herum. »Ich bin da, Baby.« So sehr er auch dagegen ankämpfte, irgendwann rannen ihm die Tränen über das faltige Gesicht, das während des letzten Tages mehr gealtert war als in den zehn Jahren zuvor.

»Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch, Baby.« Quarry drückte sich die Hand auf die schmerzende Brust. »Du musst mir sagen, was passiert ist, Tippi. Du musst mir sagen, wer dir das angetan hat.«

Ihre Augen zuckten, und schließlich fielen sie wieder zu. Quarry suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, sie wach zu halten.

»Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, dass ein Junggeselle, der über ein ansehnliches Vermögen verfügt, zu seinem Glück nur noch einer Frau bedarf«, sagte er.

Das war der erste Satz aus »Stolz und Vorurteil«.

Im Laufe der Jahre hatten sie dieses Buch einander immer wieder vorgelesen.

Tippi öffnete die Augen, lächelte, und Quarry stieß erleichtert die Luft aus, denn er war fest davon überzeugt, Gott habe ihm sein kleines Mädchen zurückgegeben, egal was die Weißkittel sagten.

»Sag mir, wer dir das angetan hat, Tippi. Sag es mir, Baby«, bat er und bemühte sich, das Zittern aus seiner Stimme zu halten.

Tippi formte mit den Lippen nur fünf Worte, aber das reichte. Quarry hatte sie verstanden.

»Danke, Baby. Ich liebe dich sehr.« Er schaute zur Decke. »O Gott, ich danke dir.«

Dann war die Tür aufgegangen. Quarry drehte sich um. Es war Cameron mit zwei Bechern Kaf-

fee. Quarry sprang durchs Zimmer. Er packte sie so heftig, dass sie die Becher beinahe fallen gelassen hätte, und zog sie zum Bett.

»Unser kleines Mädchen ist wach«, sagte er.
»Cam, sie ist wieder da.«

Cameron Quarry hatte die Augen so weit aufgerissen und so breit gegrinst, dass Quarry schon Angst hatte, es würde ihr das Gesicht zerreißen. Doch als sie auf das Bett schaute, wurden ihre Augen wieder kleiner, und das Lächeln verschwand.

Quarry schaute ebenfalls nach unten. Tippi hatte die Augen geschlossen. Ihr Lächeln war verschwunden. Sie würde nie wieder aufwachen, und Quarry würde nie wieder ihre Stimme hören.

Wegen dieses Lächelns, dem letzten Lächeln seiner Tochter, hatte Quarry ihr all die Jahre immer wieder Jane Austen vorgelesen. Das war sein Dank an die Schriftstellerin, die - so fühlte er - ihm diese letzten glücklichen Augenblicke geschenkt hatte.

Die vier Worte wiederum, die Tippi an jenem Tag gesagt hatte, brannten zwar in Quarrys Geist, doch er hatte nicht nach ihnen gehandelt, denn sie deuteten nicht auf eine bestimmte Per-

son. Dann hatte es ihn auch noch wahnsinnig gemacht, dass der Arzt, dem er von Tippiis kurzem Aufwachen erzählt hatte, ihm nicht hatte glauben wollen.

»Falls sie wirklich aufgewacht sein sollte«, hatte der Arzt gesagt, »war es nur eine Anomalie.«

Quarry hatte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten müssen, dem Mann nicht auch noch die Zähne auszuschlagen.

Nein, er handelte nicht nach diesen Worten; dabei wusste er nicht einmal genau, warum. Doch nach Camerons Tod hielt ihn nichts mehr zurück. Da hatte er dann endlich seinen langen Weg zur Wahrheit begonnen, und nun war er an einem Punkt angelangt, da ihm und Tippi endlich Gerechtigkeit widerfahren würde.

Während er nun in Richtung Mine flog, dachte er daran, dass es nur eine Sache gab, die schlimmer war als allein zu sterben: Zu sterben, wenn noch nicht alles erledigt war.

So würde er auf keinen Fall aus dieser Welt scheiden.

Tut mir leid.«

Michelle saß angezogen auf der Bettkante im Gästezimmer. Sean war gerade aufgewacht. Er hatte noch immer das Handtuch um die Hüfte geschlungen, und das Kissen war feucht von seinem nassen Haar.

Er drehte sich zu ihr um und rollte mit der Schulter, um die Verspannung zu lösen. »Es gibt keinen Grund, sich zu entschuldigen. Du bist durch die Hölle gegangen. Da hätte jeder schlappgemacht.«

»Du nicht.«

Sean setzte sich auf und stopfte das Kissen hinter sich. »Du wärst überrascht.« Er blickte aus dem Fenster. Es wurde allmählich dunkel. Erstaunt drehte er sich wieder zu Michelle um.

»Wie viel Uhr haben wir?«

»Kurz vor sieben Uhr abends.«

»Und ich habe die ganze Zeit geschlafen? Warum hast du mich nicht geweckt?«

»Ich bin selbst noch nicht lange wach.« Michelle senkte den Blick. »Habe ich etwas gesagt, Sean? Ich meine, als ich neben der Spur war.«

Er rieb ihr den Arm. »Du kannst nicht immer perfekt sein, Michelle. Wenn man alles in sich hineinfrisst, platzt man irgendwann. Hör auf damit.«

Michelle stand auf und blickte ebenfalls aus dem Fenster. »Ist dir eigentlich klar, dass wir den ganzen Tag verpennt haben?« Sie fuhr herum. »Was ist, wenn sich jemand wegen Willa gemeldet hat?«

Offensichtlich wollte sie nicht näher darauf eingehen, was hier geschehen war.

Sean fühlte es und griff nach seinem Handy auf dem Nachttisch. Er ging die Nachrichten und E-Mails durch. »Nichts«, sagte er. »Wir sind immer noch in der Warteschleife. Es sei denn, dir fällt noch etwas anderes ein.«

Michelle setzte sich wieder aufs Bett und schüttelte den Kopf. »Es hilft uns auch nicht gerade, dass Tuck und Jane Cox uns vom ersten Tag an belogen haben.«

»Das hat uns wirklich nicht geholfen, stimmt. Aber wenn wir jetzt schon mal hier sind, können

wir vielleicht am Fall deiner Mutter arbeiten - zum Beispiel diesen Doug Reagan auftreiben.«

»Okay.«

Das Haustelefon klingelte. Es war Michelles Bruder Bobby.

»Was machst du hier?«, fragte er überrascht.

»Wir sind heute Morgen angekommen. Ich ... Ich wollte nur noch mal nach Dad sehen.«

»Und? Wie geht es ihm?«

»Er ist nicht hier.« Plötzlich erstarrte Michelle. War ihr Dad vielleicht doch hier? Glaubte er vielleicht, sie und Sean hätten sich nur wenige Tage nach dem Tod ihrer Mutter im Bett vergnügt - und das ausgerechnet hier? »Warte mal einen Moment, Bobby.« Michelle legte den Hörer hin und lief aus dem Zimmer. Eine Minute später kam sie zurück.

»Nein«, sagte sie. »Er ist nicht hier. Sein Wagen ist weg. Warum?«

»Ich bin im Country Club.«

»Bist du Mitglied?«

»Kein Vollmitglied. So viel Geld verdient kein Cop. Dann und wann spiele ich aber ein paar Runden.«

»Ist es nicht schon ein bisschen dunkel für ein paar Runden?«

»Hör mal, ich habe hier mit einer Lady gesprochen.«

»Mit was für einer Lady?«

»Sie war an dem Abend, an dem Mom umgebracht wurde, mit ihrem Hund spazieren. Sie wohnt nicht in der Gegend. Deshalb hat die Polizei sie bis jetzt nicht befragt.«

»Hat sie was gesehen? Und warum ist sie nicht zur Polizei gegangen?«

»Ich glaube, sie hatte Angst.«

»Wieso hat sie ihre Meinung jetzt geändert?«

»Eine Freundin mit Namen Nancy Drummond hat sie überredet, sich zu melden. Also hat sie mich angerufen.«

»Ich habe mit Nancy gesprochen.«

»Das hat sie mir erzählt. Genau genommen rufe ich deshalb an.«

»Wie? Du wolltest *mich* finden?«

»Ja.«

»Warum hast du mich nicht einfach auf dem Handy angerufen?«

»Habe ich ja, ungefähr ein halbes Dutzend Mal in den letzten Stunden. Ich habe dir vier Nachrichten hinterlassen.«

Michelle schaute zum Nachttisch, wo ihr Handy lag. Sie nahm es und schaute sich die Liste der Anrufe an. »Ich muss es aus Versehen stummgeschaltet haben. Tut mir leid.«

»Ich dachte, Dad wüsste vielleicht, wo du steckst. Aber so kann ich wenigstens zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.«

»Was meinst du damit?«

»Die Lady will nur mit mir reden, wenn du dabei bist. Offensichtlich hast du bei ihrer Freundin Nancy einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Nancy hat ihr gesagt, sie könne dir vertrauen.«

»Aber *du* bist der Polizist, Bobby. Sie sollte mit *dir* reden.«

»Sie ist ziemlich stur. Eine Großmutter mit zwölf Enkeln. Ich glaube nicht, dass ich sie irgendwie unter Druck setzen kann. Aber ich kann es mir ja auch einfacher machen. Sie wird mit dir reden, und ich bin dabei. Dann können wir uns endlich den Bastard schnappen, der Mom das angetan hat.«

»Ist sie jetzt im Club?«

»Ja.«

Michelles leerer Magen knurrte. »Gibt es da auch was zu essen?«

»Ich zahle.«

»Wir sind in zwanzig Minuten da.«

60.

Mit Daryls Hilfe verlegte Quarry die Kabel an strategischen Punkten in den Minenschächten bis hin zum Eingang.

Während sie arbeiteten, bemerkte Daryl: »Du siehst ziemlich glücklich aus.«

»Tippi ist wieder zu Hause. Wie könnte ich da nicht glücklich sein?«

»Sie ist nicht wirklich zu Hause, Daddy. Sie ist ...«

Daryl brachte den Satz nicht zu Ende, denn sein Vater drückte ihm den Unterarm auf den Hals.

Daryl spürte den heißen, stechenden Atem seines alten Herrn. »Warum gewöhnst du dir nicht

endlich mal an, gut nachzudenken, bevor du den Mund aufmachst«, knurrte Quarry. »Ansonsten halt einfach dein verdammtes Maul!«

Quarry stieß seinen Sohn weg. Daryl prallte vom harten Felsen ab. Doch anstatt sich eingeschüchtert zusammenzukauern, stürzte er sich auf seinen Vater und stieß ihn gegen die Wand. Quarry drückte den Arm unter den dicken Hals seines Sohnes und zwang ihn zurück. Die beiden kämpften auf dem unebenen Untergrund; der heiße Atem schoss aus ihren Mündern, während sich unter ihren Achseln trotz der Kälte Schweiß bildete.

Daryl stolperte zurück, erlangte das Gleichgewicht jedoch rasch wieder, stürmte vor, schlang die Arme um die Hüfte seines Vater, hob ihn hoch und schleuderte ihn erneut gegen den Fels. Die Wucht des Aufpralls trieb Quarry die Luft aus der Lunge, und seine Vorderzähne bohrten sich in die Unterlippe. Doch als Daryl ihn wieder losließ, fand er die Kraft für einen kräftigen Schwinger in das Gesicht seines Sohnes, hinter den er sein ganzes Gewicht legte. Daryl fiel nach hinten und landete auf dem Hintern. Blut floss ihm aus dem Mund.

Quarry wäre vom eigenen Schwung fast ebenfalls zu Boden gestürzt. Er kauerte sich hin, hustete und spie Blut. »Du könntest mir noch nicht einmal in den Arsch treten, wenn ich im Rollstuhl sitze und Suppe durch einen Strohhalm schlürfe!«, brüllte er.

Daryl schaute zu der Dynamitstange mit dem langen Kabel auf dem Boden des Schachts. »Willst du mich auch in die Luft jagen, alter Mann?«

»Wenn ich muss, jage ich uns alle in die Luft, verdammt noch mal!«

»Wenn du glaubst, ich werde den Rest meines Lebens nur das tun, was du willst, hast du dich getäuscht.«

»Wenn ich nicht wäre, hättest du gar kein Leben. Als die Army gekommen ist, um dich zu holen, wer hat dich da gerettet? Ich! Und dann hast du die Scheiße mit dieser Frau gebaut, und anschließend hast du noch einmal versagt. Ich hätte dich schon beim ersten Mal erschießen sollen.«

»Und warum hast du es nicht getan, alter Mann? *Warum nicht?*«, schrie Daryl und ballte die Fäuste. Tränen rannen ihm über die Wangen und mischten sich mit seinem Blut.

»Ich habe Kurt getötet.«

»Dazu hattest du kein Recht! Ich war derjenige, der die Frau getötet hat, nicht Kurt.«

»Ja, ich hätte stattdessen dich erschießen sollen«, sagte Quarry erneut und spie Stücke seiner aufgeschlagenen Lippe aus.

»Und warum hast du es nicht getan, Daddy? Warum hast du mich nicht umgebracht?«

Quarry schaute ihn nicht an. Er stützte sich an der Wand ab und atmete schwer.

»Weil ich dich brauche, deshalb«, antwortete er in ruhigerem Ton. Er beugte sich vor und bot Daryl die Hand an, um ihm aufzuhelfen. Sein Sohn nahm sie nicht.

»Ich brauche dich, Daryl. Ich brauche dich, Junge.« Quarry blieb gebückt und wandte sich zum Gehen. Dann drehte er sich zu seinem Sohn um und stellte ihn sich als den kleinen Jungen mit großen blauen Augen und schiefem Grinsen vor, der er einst gewesen war. *Sag mir, was ich tun soll, Daddy.*

Doch als sein Blick sich wieder klärte, sah Quarry nur einen gedrungenen, wütenden Mann, der sich langsam aufrappelte.

»Ich brauche dich, Junge«, sagte Quarry erneut und streckte noch einmal die Hand aus. »Bitte.«

Daryl drängte sich an ihm vorbei. »Bringen wir es einfach hinter uns«, sagte er und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. »Je schneller, desto besser. Dann bin ich weg von hier.«

Quarry schloss die Tür auf und betrat das Zimmer. Das Licht der Laterne auf dem Tisch war heruntergedreht, sodass er sie nicht sehen konnte, aber er fühlte ihre Gegenwart.

»Ich wollte sie nicht abgeben«, sagte Diane Wohl, als sie aus dem Schatten trat.

Auch Quarry trat ins Licht.

»Sie bluten ja«, bemerkte Diane.

»Ach, das ist nichts«, sagte Quarry, setzte sich an den Tisch und strich sich mit der Hand über das verschwitzte Haar. Sein Atem ging noch immer schwer vom Kampf mit seinem Sohn.

Scheißbraucherei.

Diane setzte sich ihm gegenüber. »Ich wollte sie nicht abgeben.«

Quarry atmete tief durch, lehnte sich zurück und musterte Diane aufmerksam.

»Okay.«

»Sie jagen mir eine Heidenangst ein, egal was Sie tun.«

»Sie machen mir auch Angst«, entgegnete Quarry.

Diane blickte ihn erstaunt an. »Wie soll ich Ihnen denn Angst machen?«

»Man kann auf verschiedene Arten Angst haben«, sagte Quarry. »Körperlich, im Kopf, beides ...«

»Und wie mache ich Ihnen Angst?«

Quarry faltete die Hände und beugte sich vor. Sein großer Kopf hing über der Tischmitte, und Blut tropfte von der Lippe auf das Holz. »Sie machen mir Angst, dass diese alte Welt nie wieder gut sein wird. Für keinen von uns.«

Diane lehnte sich zurück. Die Worte hatten sie getroffen. »Ich bin ein guter Mensch! Ich habe nie jemandem ein Leid angetan.«

»Sie haben diesem Mädchen wehgetan, auch wenn sie das nicht weiß.«

»Ich habe sie abgegeben, damit sie ein besseres Leben führen kann.«

»Das ist doch Schwachsinn! Sie haben sie abgegeben, damit Sie sich nicht um sie kümmern mussten.«

Diane schlug Quarry mitten ins Gesicht, sprang dann entsetzt und voller Angst zurück und starrte auf ihre Hand, als gehöre sie jemand anderem.

»Wenigstens haben Sie noch Kampfgeist«, bemerkte Quarry, den die Ohrfeige nicht sonderlich beeindruckt hatte.

»Ich habe also Ihre Welt zerstört?«

»Nein, das haben Sie anderen Leuten überlassen. Menschen wie Sie lassen Arschlöcher einfach über sich hinwegtrampeln, obwohl Sie ganz genau *wissen*, was diese Leute sind. Das macht sie genauso schlimm und böse wie die. Menschen wie Sie stehen für gar nichts ein, auch nicht, wenn sie für das Richtige kämpfen müssten. Sie kriechen nur im Dreck herum und schlucken die Scheiße, die Sie vorgesetzt bekommen. Sie tun es sogar mit einem Lächeln und betteln um mehr!«

Eine Träne aus Dianas rechtem Auge tropfte auf den Tisch und vermischte sich mit Quarrys

Blut. »Sie kennen mich doch gar nicht«, sagte sie.

»Oh doch, ich kenne Sie. Ich kenne Sie, und ich kenne Menschen wie Sie.«

Diane wischte sich über die Augen. »Und was wollen Sie jetzt tun? Mich töten?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was ich mit Ihnen tun soll.« Quarry stand langsam auf. Dort, wo er gegen den Felsen geprallt war, tat ihm der Rücken weh. »Möchten Sie Willa wiedersehen? Das wird vielleicht das letzte Mal sein. Allmählich nähern wir uns dem Ende.«

Diane standen die Tränen in den Augen. »Nein, ich kann nicht.« Sie wiegte den Kopf hin und her, und ihre Hände zitterten.

»Kriechen Sie schon wieder im Dreck, Lady? Wollen Sie sich verstecken? Sie haben gesagt, Sie hätten Angst vor mir, aber dann haben Sie mich geschlagen. Sie haben endlich mal Rückgrat gezeigt. Sie können sich also wehren. All die Menschen, die alles zu haben scheinen, die Reichen und die Mächtigen ... In Wahrheit haben sie einen Scheißdreck. Sobald Sie sich gegen sie wehren, laufen sie einfach weg, denn sie sind weder stark noch hart. Ihr Hochmut gründet sich

auf nichts.« Quarry schlug so fest mit der Faust auf den Tisch, dass die Laterne umfiel und das Licht verlosch. »Und?«, sagte er in der plötzlichen Dunkelheit. »Ich habe Sie gefragt, ob Sie Ihre Tochter wiedersehen wollen. Was ist jetzt?«

»Ja.«

61.

Im Country Club war es ruhig, und ein Kaminfeuer knisterte im Restaurant. Sean und Michelle setzten sich an einen Tisch. Bobby und June Battle, eine winzige Frau Anfang achtzig, nahmen ihnen gegenüber Platz.

»Ich bin froh, dass Sie mit Nancy Drummond gesprochen haben«, begann Michelle, nachdem sie sich etwas zu essen bestellt hatten. »Wir brauchen wirklich Ihre Hilfe.«

Anstatt zu antworten, schluckte June eine Hand voll Pillen und spülte sie mit einem Glas Wasser hinunter.

Sean spürte Michelles Ungeduld. Unter dem Tisch legte er ihr die Hand aufs Bein und schüttelte kaum merklich den Kopf.

Nachdem June die letzte Pille geschluckt hatte, schaute sie die beiden Privatdetektive an. »Ich hasse Medikamente, aber wie es aussieht, sind sie das Einzige, was mich noch am Leben hält, also was soll's.«

»An dem Abend, an dem Sally Maxwell ermordet wurde, sind Sie mit Ihrem Hund die Straße runtergegangen, ja?«, sagte Sean ermutigend.

»Da wusste ich noch nicht, dass man sie ermordet hatte«, erklärte June in nüchternem Tonfall. »Ich bin nur mit Cedric Gassi gegangen. Cedric ist mein Hund. Ein Pekinese. Ein kleiner Hund. Früher hatte ich große Hunde, aber mit denen komme ich nicht mehr zurecht. Cedric er ist ein guter Hund. Cedric hieß auch mein älterer Bruder, aber der ist tot. Ich habe ihn mehr gemocht als meine anderen Geschwister, deshalb habe ich meinen Hund nach ihm benannt.«

Michelle räusperte sich vernehmlich, und Sean verstärkte den Druck auf ihr Bein.

Bobby sagte: »Ich habe meiner Schwester gesagt, dass Sie nur mit ihr sprechen wollen.«

»Ich mag die Polizei nicht.« Die alte Frau tätschelte Bobby die Hand. »Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich weiß natürlich, dass wir die Po-

lizei brauchen, aber wenn sie in der Nähe ist, heißt das für gewöhnlich, dass irgendwas Schlimmes passiert ist.«

»Wie zum Beispiel der Mord an meiner Mutter?«, sagte Michelle und schaute June streng an.

Die kleine Frau drehte sich endlich zu ihr um.
»Das tut mir leid für Sie, Kindchen. Ich selbst habe auch schon zwei Kinder und einen Enkel verloren, allerdings durch Krankheit, nicht durch ein Verbrechen.«

»Haben Sie an dem Abend etwas gesehen?«, fragte Sean.

»Ja. Einen Mann.«

Sean und Michelle beugten sich vor.

»Können Sie ihn beschreiben?«, fragte Michelle.

»Es war dunkel, und meine Augen sind nicht mehr so gut, wie sie mal waren, aber ich kann Ihnen sagen, dass er groß und ziemlich schlank war. Er trug keinen Mantel, nur Hose und einen Sweater.«

»Alt? Jung?«

»Schon älter. Ich glaube, er hatte graues Haar, sicher bin ich mir da aber nicht. Ich weiß noch,

dass es warm war, und ich habe mich gewundert, warum er einen Sweater trug.«

»Nebenan wurde eine Poolparty gefeiert«, bemerkte Sean.

»Darüber weiß ich nichts«, sagte June, »aber an der Straße standen eine Menge Autos.«

»Um wie viel Uhr war das?«

»Ich gehe immer so um acht Uhr los und bin dann bis zwanzig nach unterwegs, es sei denn, Cedric lässt was fallen, und ich muss es aufheben ... das Fallengelassene meine ich.«

»Also war es acht Uhr zwanzig«, sagte Sean.

Er, Michelle und Bobby schauten einander an.

»Der Pathologe hat erklärt, der Tod sei zwischen acht und neun Uhr abends eingetreten«, erinnerte Bobby.

»Womit unser Mann genau zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen wäre«, sagte Michelle.

»Ich verstehe nicht ...« June schaute Michelle fragend an.

»Sie meint, er hätte durchaus die Gelegenheit gehabt«, erklärte Sean. »Der Mann war also da. Was genau hat er getan?«

»Er ist über die Straße gegangen, weg von mir. Ich bin mir nicht mal sicher, ob er mich über-

haupt bemerkt hat. Auf der Straße war es ziemlich dunkel. Ich hatte zwar eine Taschenlampe dabei, hab sie aber nicht rausgeholt. Der Mond hat geschienen, und Cedric und ich gehen nur langsam. Wir leiden beide unter Arthritis.«

»Der Mann hat sich also von Ihnen entfernt. Haben Sie sonst noch etwas gesehen?«, hakte Michelle nach. »Zum Beispiel, woher er gekommen ist?«

»Es sah so aus, als wäre er zwischen zwei Häusern herausgekommen. Dem Haus mit den ganzen Autos davor und dem rechts daneben.«

»Dem Haus meiner Eltern«, sagte Michelle.

»Ich nehme es an, obwohl ich sie nicht gekannt habe.«

»Was können Sie uns sonst noch sagen?«, fragte Sean.

»Nun, da war diese seltsame Sache ...«, begann June.

»Seltsam?«, meldete Bobby sich zu Wort.

»Ja. Ich war zwar auf der anderen Straßenseite, aber ich konnte es trotzdem sehen.«

»Was?«, fragte Michelle, und ein leichtes Zittern schlich sich in ihre Stimme.

»Ach ja ... das hatte ich ja noch gar nicht gesagt. Die Blitze.«

»Die Blitze?«, fragten Sean und Michelle im Chor.

»Ja. Der Mann ging die Straße hinunter und blieb bei jedem Auto stehen. Dann hat er die Hand gehoben, und es hat geblitzt.«

»Hat er das vorne oder hinten an den Autos gemacht?«, fragte Michelle.

»Hinten, und jedes Mal hat er sich ein wenig gebückt. Wie ich schon sagte, der Mann war ziemlich groß.«

Michelle schaute zu Sean. »Er hat die Nummernschilder fotografiert.«

»Das war ein Kamerablitz«, fügte Sean hinzu, und Bobby nickte.

»Und das hat er bei jedem Wagen gemacht?«, hakte Michelle nach.

June nickte. »Es sah so aus.«

»Warum sollte unser mutmaßlicher Täter Fotos machen?«, überlegte Bobby laut.

Ein Strahlen erschien auf Junes Gesicht. »Der ›mutmaßliche Täter‹? Hach, das hört sich ja an wie bei ›Law and Order‹! Ich liebe diese Serie, besonders Jerry Orbach ... Gott schenke seiner

Seele Frieden. Und dieser Sam Waterson ... Er hat Lincoln gespielt, wissen Sie?»

»Haben Sie sonst noch etwas gesehen?«, fragte Michelle. »Zum Beispiel, wo der Kerl hingegangen ist?«

»Oh ja«, antwortete June. »Als er mit den Autos fertig war, ist er wieder in meine Richtung gekommen, aber auf der anderen Straßenseite. Er hat sich umgeschaut. Vermutlich wollte er sichergehen, dass niemand ihn beobachtet hat. Ich bezweifle, dass er mich und Cedric gesehen hat. Da, wo wir waren, gibt es ein paar große Sträucher. Hinter denen habe ich gestanden. Cedric musste nämlich mal, und es ist ihm peinlich, wenn Leute ihm dabei zusehen. Dann ist der Mann die Einfahrt rauf und ins Haus gegangen.«

Michelle legte verwirrt die Stirn in Falten. »Ins Haus? In welches Haus denn?«

»In das Haus neben dem, vor dem die ganzen Autos standen. Er ist ganz normal vorne rein.«

Michelle, Bobby und Sean schauten einander an.

Der große, ältere Mann, der die Fotos gemacht hatte, musste Frank Maxwell gewesen sein.

62.

Nachdem sie mit dem Essen fertig waren, mussten sie June Battle aufs Revier bringen, damit sie dort offiziell eine Aussage machen konnte.

»Bringt ihr zwei sie hin«, sagte Michelle.

»Was?« Sean schaute sie überrascht an.

»Ich brauche ein bisschen Zeit für mich allein, Sean«, sagte Michelle. »Ich treffe dich dann wieder im Haus meines Vaters.«

»Es gefällt mir nicht, dass wir uns trennen, Michelle.«

»Ich kann mich auch allein um Mrs. Battle kümmern«, sagte Bobby. »Kein Problem.«

»Geh einfach, Sean«, sagte Michelle. »Ich sehe dich dann im Haus.«

»Bist du sicher?«

Sie nickte. »Ganz sicher.«

Als sie gingen, schaute Sean noch einmal zu ihr, doch Michelle blickte nicht in seine Richtung.

Sie blieb noch zehn Minuten am Tisch sitzen, bevor sie langsam aufstand, ihr Jackett öffnete

und auf die Waffe in ihrem Gürtelholster schaute.

Er musste gewusst haben, dass seine Frau tot in der Garage lag. Und er war draußen und hatte Nummernschilder fotografiert? Was für ein gefühlloser Bastard. Was hatte er gemacht? Hatte er nach jemandem gesucht, dem er den Mord in die Schuhe schieben konnte? Das mit dem Schlag von links war auch kein Problem. Das könnte er mit Absicht gemacht haben, um die Cops auf eine falsche Fährte zu führen. Ihr Vater war ein starker Mann. Egal ob mit links oder rechts - wenn er zuschlug, war ihre Mutter tot.

Und er war irgendwo da draußen.

Ihr Vater war da draußen, und er hatte eine Waffe.

Michelle ging entschlossen zum Ausgang. Dabei kam sie an der Pokalsammlung des Golfclubs vorbei. Die Vitrine war voller Plaketten und Fotos, Pokale und Urkunden. Michelle blieb stehen, denn zwei Gegenstände in der Vitrine waren ihr ins Auge gefallen.

Der erste war ein Foto von drei Frauen. Die mittlere hielt einen großen Pokal in die Höhe.

Donna Rothwell grinste übers ganze Gesicht. Michelle schaute auf die Plakette darunter.

»Donna Rothwell, Amateurmeisterin bei der Club-Meisterschaft«, las sie. Das war dieses Jahr gewesen. Die Frau schien eine erstklassige Spielerin zu sein.

Das zweite Foto zeigte sie beim Abschlag. Sie wirkte beinahe wie ein Profi.

Während Michelle vor der Vitrine stand, kam ein bärtiger Mann in Khakihose und mit Golfhemd an ihr vorbei.

»Schauen Sie sich unsere hiesigen Golflegenden an?«, fragte er und lächelte.

Michelle deutete auf die beiden Fotos. »Diese da besonders.«

»Oh, Donna Rothwell. Sie ist eines der größten Naturtalente, das ich je gesehen habe.«

»Ist sie eine gute Spielerin?«

»Gut? Sie ist die beste Golferin über fünfzig im ganzen County, wenn nicht im ganzen Staat. Sie kann sogar dreißig- und vierzigjährige Spitzenspieler schlagen. Sie hat im College viel Sport getrieben. Tennis, Golf, Leichtathletik. Und sie ist immer noch gut in Form.«

»Dann hat sie ein niedriges Handicap?«

»Oh ja. Warum fragen Sie?«

»Sie hätte also kein Problem, sich hier für ein Turnier zu qualifizieren, oder?«

Der Mann lachte. »Himmel, Donna hat hier so ziemlich jedes Turnier gewonnen, an dem sie teilgenommen hat.«

»Kannten Sie Sally Maxwell?«

Der Mann nickte. »Eine wunderschöne Frau. Es ist eine Schande, was mit ihr passiert ist. Wissen Sie ... Sie sehen ihr ein wenig ähnlich.«

»War sie eine gute Golferin?«

»Oh, sicher. Allerdings eine deutlich bessere Putterin als beim Abschlag.«

»Aber sie hat nicht in Donnas Liga gespielt, oder?«

»Nicht mal annähernd.« Der Mann lächelte.

»Warum all die Fragen? Möchten Sie Donna herausfordern? Sie sind zwar deutlich jünger als sie, aber einfach wird sie es Ihnen nicht machen.«

»Ja, ich werde sie vielleicht herausfordern, aber nicht auf dem Golfplatz.« Michelle ging davon, und der Mann starrte ihr verwirrt hinterher.

Michelle ging auf den Parkplatz und zu ihrem SUV.

Plötzlich riss sie den Kopf herum, denn sie glaubte, hinter sich ein Geräusch gehört zu haben. Mit dem Daumen löste sie den Sicherungsriemen an ihrem Gürtelholster, packte die Waffe und spannte sich an. Doch sie erreichte ihren Wagen unbehelligt und stieg ein.

Eine halbe Stunde später erreichte sie das Haus. Sie fuhr daran vorbei, parkte in einer Nebenstraße und stieg aus. Donna Rothwells Villa lag ein Stück von der Straße zurück. Hinter dem Tor wand sich eine Auffahrt zum Haus hinauf. Auf dem Weg die Straße entlang fand Michelle eine Lücke in der Hecke. Das Haus war dunkel, jedenfalls zur Straße hin, doch es war groß genug, dass man ein Licht in den hinteren Zimmern vorne nicht hätte sehen können.

Michelle schaute auf die Uhr. Es war fast zehn.

Warum hatte Donna Rothwell sie bei so etwas Trivialem angelogen? Sie hatte gesagt, Sally Maxwell habe mit Doug Reagan bei einem Turnier gespielt, weil ihr eigenes Handicap zu hoch gewesen sei. Aber sie war offensichtlich eine viel bessere Golferin, als es Michelles Mutter je gewesen war. Das war eine dumme Lüge gewesen. Michelle konnte nur vermuten, dass Donna

Rothwell sich darauf verließ, dass Michelle, die ja keine Einheimische war, das nie herausfinden würde.

Aber warum hatte Donna Rothwell *überhaupt* gelogen? Und wo war das Problem, wenn ihre Mutter mit Doug gespielt hatte?

Michelle blieb stehen. Nein, sie würde nicht bei Donna Rothwell einbrechen. Dann hätte die Frau nur einen Grund, sie verhaften zu lassen. Und sie würde auch nicht hierbleiben, bis jemand sie fand.

Michelle rief Sean an und erzählte ihm, was sie über Rothwell herausgefunden hatte.

»Bobby und ich treffen dich dann im Haus deines Vaters«, sagte Sean. »Fahr sofort hin und bleib, wo du bist.«

Michelle erreichte das Haus und parkte davor. Sie warf einen Blick in die Garage. Ihr Dad war nicht daheim. Michelle ließ sich mit dem Ersatzschlüssel selbst hinein.

Doch kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, spürte sie es. Sie zog ihre Waffe, doch eine Sekunde zu spät. Der Schlag traf sie am Arm. Die Sig fiel ihr aus der Hand, und beim

Aufprall löste sich ein Schuss. Michelle packte ihren verletzten Arm und rollte sich herum, als etwas Schweres neben ihr zu Boden fiel.

Dann spürte sie, wie irgendetwas knapp ihren Kopf verfehlte. Sie sprang auf, trat blind zu, traf aber nur Luft. Jemand schrie. Ein weiterer Schlag traf Michelle am Bein. Als der Angreifer sich erneut auf sie stürzte, duckte sie sich unter dem Schlag weg, sprang auf und trat dem Unbekannten mit voller Wucht in den Magen, gefolgt von einem Schlag gegen den Kopf. Sie hörte ein lautes Stöhnen, als hätte der Tritt dem Angreifer die Luft aus der Lunge getrieben. Irgendjemand schlug auf dem Boden auf.

Michelle sprang vor, um ihren Vorteil zu nutzen, als die Waffe des Angreifers - was immer es sein mochte - hochgerissen wurde und Michelle am Kinn traf. Sie schmeckte Blut, wich nach links aus, stolperte über den Kaffeetisch und stürzte zu Boden.

Dann spürte sie den Angreifer direkt über sich und roch irgendetwas Heißes.

Verdammt, das ist meine Waffe.

Sie duckte sich hinter den Kaffeetisch, als auch schon der Schuss dröhnte, aber Michelle spürte

nichts, hörte nur einen Schrei, schrill und voller Angst. Dann fiel irgendetwas schwer zu Boden.

Das Licht flammte auf.

Michelle blinzelte.

Als sie ihn sah, schnappte sie nach Luft. Doug Reagan lag an der Tür, in der Brust ein Einschussloch.

Und neben ihr kniete Donna Rothwell, hielt sich die blutige Hand und schluchzte vor Schmerz. Michelles Pistole lag neben der Frau. Rasch schnappte sie sich die Waffe.

Dann erstarrte sie erneut.

Er stand an der Tür, nicht weit von Reagan, die Waffe in der Hand, deren Lauf qualmte.

Frank Maxwell trat vor und streckte die Hand aus, um seiner Tochter zu helfen. »Alles okay, Baby?«, fragte er besorgt.

63.

Ich habe die Nummernschilder fotografiert, weil ich wusste, dass nebenan eine Party im Gange war.

Ich habe mir die Gästeliste besorgt und sie dann mit den Fahrzeughaltern verglichen.«

Frank Maxwell stellte seinen Kaffeebecher ab und lehnte sich zurück.

Es war am nächsten Morgen, und sie befanden sich in der Polizeizentrale. Donna Rothwell war wegen des Mordes an Sally Maxwell und des versuchten Mordes an Michelle verhaftet worden. Doch erst einmal hatte man sie ins Krankenhaus gebracht, wo die Wunde in ihrer Hand versorgt worden war. Doug Reagan lag ebenfalls im Krankenhaus. Sein Zustand war stabil. Das Loch in seiner Brust stammte von dem Schuss, der sich versehentlich aus Michelles Waffe gelöst hatte. Die Ärzte glaubten, dass er sich wieder erholen würde - und dann würde man ihn genauso anklagen wie Donna.

»Wie hast du die Fahrzeughalter herausgefunden?«, fragte Bobby.

»Ich habe einen Kumpel beim Straßenverkehrsamt.«

»Du hast Mom tot in der Garage gefunden und bist einfach rausgegangen, um Fotos zu machen?«, fragte Michelle ungläubig.

Frank richtete den Blick auf sein jüngstes Kind. »Sie war gerade ermordet worden. Kein Puls, keine Augenbewegungen. Ich konnte nichts mehr tun, um sie zurückzuholen. Der Körper war noch warm. Ich wusste also, dass der Mörder noch in der Gegend war. Ich war nicht in der Dusche. Ich war im Wohnzimmer. Ich habe ein Geräusch in der Garage gehört, und dann hat eine Tür geknallt.«

»Das hast du den Cops aber nicht gesagt«, bemerkte Bobby. »Himmel, Pop, das hast du *mir* nicht gesagt.«

»Ich hatte meine Gründe. Natürlich hätte ich die Cops anrufen und mich dann heulend neben ihre Leiche setzen können, aber ich weiß, wie kritisch die ersten Minuten nach einem Mord sind, und ich wollte keine Sekunde verschwenden. Ich bin zur Garagentür gerannt und habe sie aufgerissen. Ich habe niemanden gesehen oder gehört. Dann bin ich die Straße hinaufgelaufen, habe aber auch da nichts gesehen. Und ich habe auch keinen Wagen losfahren hören. Daraus habe ich geschlossen, dass der Täter entweder noch keine Gelegenheit gehabt hatte, wegzufahren, oder dass er zu Fuß war. Den Lärm der Party nebenan habe ich allerdings gehört. Ich habe kurz

darüber nachgedacht, ob ich zu den Leuten gehen und erzählen sollte, was passiert war. Vielleicht war ja jemand dort, der nicht dorthin gehörte. Aber dann habe ich mich anders entschieden.

Ich wusste, dass ich nicht viel Zeit hatte. Ich bin ins Haus zurückgerannt, habe meine Kamera geholt und die Nummernschilder fotografiert. Danach bin ich dann wieder ins Haus gegangen und habe die Cops gerufen. Das alles hat vielleicht zwei Minuten gedauert. Dann bin ich noch mal raus, habe aber wieder niemanden gesehen. Schließlich bin ich zu Sally in die Garage gegangen.« Er verstummte und senkte den Kopf.

»Sind Sie sicher, dass Sie niemanden gesehen haben?«, fragte Sean, der Frank gegenüber saß.

»Ja, sicher. Sonst hätte ich etwas unternommen. Als mein Freund dann die Nummernschilder überprüft hat, stellte sich heraus, dass der Wagen, der ganz am Ende der Straße stand, Doug Reagan gehörte. Ich ging nicht davon aus, dass er zur Geburtstagsfeier eines Teenagers eingeladen war. Trotzdem habe ich es noch mal anhand der Gästeliste abgecheckt. Sein Wagen war der einzige, der dort nichts zu suchen hatte. Die

anderen Autos gehörten Leuten, die auf der Party waren oder in der Straße wohnen.«

»Gute Detektivarbeit«, bemerkte Sean. »Aber warum haben Sie das nicht der Polizei erzählt?«

»Ja, Pop«, meldete Bobby sich wieder zu Wort. »Warum?«

Michelle starrte ihren Vater mit einer Mischung aus Wut und Mitgefühl an. Letzteres gewann schließlich die Oberhand. »Offensichtlich wollte er erst sichergehen, dass er auf der richtigen Fährte war«, sagte sie schließlich.

Frank schaute zu seiner Tochter. Michelle glaubte, einen Hauch Dankbarkeit in seinen Augen zu sehen.

»Du hast also geglaubt, Reagan habe etwas mit dem Mord zu tun. Aber was ist mit Rothwell?«, fragte sie.

Frank antwortete: »Ich habe sie nie gemocht. Warum, weiß ich auch nicht. Es war ein Bauchgefühl. Nachdem Sally ermordet worden war, habe ich mir das Pärchen mal genauer angesehen. Wie sich herausstellte, ist vor zwanzig Jahren ein Paar in Ohio angeklagt worden, das Rothwell und Reagan verdächtig ähnelte, allerdings unter anderen Namen. Sie hatten versucht,

einen reichen alten Mann auszunehmen, der so naiv gewesen war, den beiden eine Generalvollmacht zu erteilen. Als die Kinder misstrauisch wurden, hat man den alten Herrn tot in seiner Badewanne gefunden. Das Paar ist aus der Stadt verschwunden und nie wieder aufgetaucht. Vermutlich haben sie diese Tour auch anderswo versucht. Solche Leute verdienen sich auf diese Weise ihren Lebensunterhalt. Die Katze lässt das Mäusen nicht.«

»Dann war ihre Geschichte, ihr Mann sei ein ehemaliger Vorstandschef gewesen und sie lebe von dessen Rente, erstunken und erlogen«, sagte Michelle.

»Es ist leicht, sich eine Vergangenheit zurechtzustricken, besonders heutzutage«, sagte Sean. »Sie kommt als reiche Witwe her, die bis jetzt durch die Welt gejettet ist. Wer kann ihr das Gegenteil beweisen?«

»Dann hat ihr ›neuer‹ Freund Doug Reagan also schon seit Jahrzehnten mit ihr zusammengearbeitet und alte, reiche Leute ausgenommen«, sagte Bobby.

»Ich glaube ja«, erwiderte sein Vater. »Nur hatte ich keinen Beweis.«

»Aber warum haben die beiden sich Mom als Ziel ausgesucht?«, fragte Michelle. »Es ist ja nicht so, als würdet ihr im Geld schwimmen.«

Frank Maxwell schaute verlegen drein, senkte den Blick und umklammerte den Kaffeebecher. »Ich glaube nicht, dass sie sich uns als Ziel ausgesucht haben. Ich glaube, deine Mutter hat ... Sie hat Doug Reagans Gesellschaft genossen.« Er hielt kurz inne. »Und er ihre.« Er räusperte sich verlegen. »Sally stand schon immer auf so was. Der Bursche sah gut aus, hatte Geld und war charmant. Und ich war nur ein Cop. Da konnte ich nicht mithalten. Himmel, ich kann sogar verstehen, dass sie fasziniert von dem Burschen war.« Er zuckte mit den Schultern.

»Und Rothwell hat das herausgefunden?«, fragte Sean.

»Jemandem wie Donna Rothwell kommt man besser nicht in die Quere«, sagte Frank gereizt. »Ich habe sie zwar nicht gut gekannt, aber ich kenne ihre Art. Ich bemerke Dinge, die andere Leute übersehen. Das ist der Blick eines Cops. Ich habe gesehen, wie sie dreingeschaut hat, wenn sie mal nicht im Mittelpunkt stand, oder wenn ihr Loverboy anderen Frauen mehr Auf-

merksamkeit schenkte als ihr. Sie war besitzergreifend und egoistisch. Selbst auf dem Golfplatz war sie geradezu fanatisch. Wenn sie mal verlor, war sie außer sich vor Wut.«

Michelle sagte: »Deshalb hat sie sich wahrscheinlich auch die Lüge ausgedacht von wegen, sie lasse Reagan bei dem Turnier mit Mom spielen. Sie wollte nicht zugeben, dass er es ohne ihre Erlaubnis tat.«

»Deshalb hat sie auch so hartnäckig erklärt, dass deine Mutter keine Affäre hatte«, fügte Sean hinzu.

Michelle fuhr fort: »Also hat sie geplant, Mom umzubringen, weil die mit Reagan herumgemacht hat. Als sie sich mit ihr zum Dinner verabedete, hat sie offenbar von der Party nebenan und dem Lärm gewusst. Sie ist in die Garage geschlichen und hat gewartet, bis Mom rausgekommen ist, und dann ...« Michelle stockte und räusperte sich. »Womit hat sie Mom eigentlich umgebracht?«, fragte sie Bobby, dem Tränen in die Augen gestiegen waren.

Er atmete tief durch. »Mit einem Golfschläger. Einem Putter, den man zum Einlochen benutzt. Das erklärt auch die seltsame Form der Wunde.

Die Polizei hat den Schläger im Kofferraum ihres Wagens gefunden. Es war sogar noch Blut daran. Vergangene Nacht ist sie auch auf dich mit einem Schläger losgegangen. Nur dass es diesmal ein Driver war, wie man ihn zum Abschlagen benutzt.«

Michelle rieb sich über Arm und Bein, wo sich inzwischen große blaue Flecken gebildet hatten. »Die Frau ist eine Naturbegabung am Abschlag«, sagte sie mit bitterer Ironie. »Aber warum war sie hinter mir her?«

Ihr Vater beantwortete diese Frage. »Reagan war gestern Abend im Country Club. Ich weiß es, weil ich auch da war. Ich habe ihn verfolgt. Ich habe dich an der Vitrine gesehen. Er hat gehört, wie du mit dem Mann gesprochen hast, und hat dann vermutlich eins und eins zusammengezählt. Ist dir an dem Foto in der Vitrine etwas aufgefallen?«

»Donna ist Linkshänderin.«

»Ja. Reagan hat sich dann davongeschlichen und einen Anruf getätigt, vermutlich bei Rothwell. Und dann ist er abgehauen.«

»Zu deinem Haus?«

»Da war ich mir nicht sicher«, antwortete ihr Vater, »denn von da an bin ich nicht mehr ihm gefolgt, sondern dir. Wie sich herausstellte, hatten sie dir einen Hinterhalt gelegt.«

»Warum?«

»Weil du der Wahrheit immer näher gekommen bist.«

»Nein, ich meine, warum bist du plötzlich *mir* gefolgt?«

»Weil ich mir Sorgen um dich gemacht habe. Weil ich nie zugelassen hätte, dass dieser Abschaum dir etwas antut. Aber das ist mir offenbar nicht ganz gelungen.«

Michelle legte ihm die Hand auf den Arm.

»Dad, du hast mir das Leben gerettet. Wärest du nicht gewesen, läge ich jetzt in der Leichenhalle.«

Diese Worte hatten eine bemerkenswerte Wirkung auf ihren Vater. Frank Maxwell schlug die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus. Seine Kinder standen auf, knieten sich neben ihn und nahmen ihn in den Arm.

Sean erhob sich ebenfalls, gesellte sich aber nicht zu ihnen. Er verließ das Zimmer und schloss leise die Tür hinter sich.

Quarry saß in der Bibliothek von Atlee und zählte das übrig gebliebene Bargeld. Vor zwei Jahren hatte er etwas getan, wovon er nie geglaubt hatte, dass er es tun würde. Er hatte Familienerbstücke an einen Antiquitätenhändler verkauft, um zu finanzieren, was er nun tat. Dabei hatte er nicht annähernd das bekommen, was die Stücke wert gewesen waren; doch er hatte nicht wählerisch sein können.

Er steckte das Bargeld weg, holte seine Schreibmaschine, zog die Handschuhe an, spannte ein Blatt Papier ein und begann den letzten Brief, den er auf dieser Maschine schreiben würde. Wie bei den anderen Briefen, hatte er auch diesmal jedes Wort durchdacht.

Nach diesem Schreiben würde es keine Kommunikation per Brief mehr geben. Fortan würde sie sehr viel direkter sein. Quarry beendete den Brief und rief Carlos herein. Der drahtige kleine Mann wohnte im Haus, während Daryl Wachdienst in der Mine schob. Quarry hatte eine Auf-

gabe für Carlos, und nach seinem Kampf mit Daryl hatte er beschlossen, seinen Sohn näher daheim zu behalten.

Wie Quarry ihm befohlen hatte, trug Carlos ebenfalls Handschuhe. Er würde einen der Pick-ups nehmen und nach Norden fahren, um den Brief außerhalb des Staates aufzugeben. Der Mann stellte keine Fragen; er wusste, was man von ihm erwartete. Quarry gab ihm Geld für die Reise und den versiegelten Umschlag.

Nachdem Carlos gegangen war, schloss Quarry die Bibliothekstür ab, schürte das Feuer und stieß den Schürhaken in die Flammen, bis er glühte. Dann krepelte er den Ärmel hoch und brannte sich das dritte Zeichen ein. Diese Narbe stand im rechten Winkel zu der langen, aber ein Stück links davon. Während die Haut in der Hitze verbrannte, ließ Quarry sich auf seinen alten Schreibtischstuhl sinken. Er biss sich nicht auf die Lippe, denn die war noch vom Kampf mit seinem Sohn geschwollen. Schließlich öffnete er eine Flasche Jim Beam, zuckte zusammen, als der Alkohol sich in die Wunde brannte, und beobachtete die Flammen im Kamin.

Er musste sich noch ein Zeichen in die Haut brennen. Nur noch eins.

Quarry verließ die Bibliothek, wankte die Treppe zu Tippis Zimmer hinauf, öffnete die Tür und schaute in den dunklen Raum. Tippi lag im Bett. *Himmel, wo sollte sie auch sonst liegen?*

Ruth Ann half Quarry inzwischen, sich um Tippi zu kümmern. Quarry dachte darüber nach, zu ihr hineinzugehen und ihr vorzulesen, aber er war müde, und sein Kiefer schmerzte.

»Wollen Sie, dass ich ihr vorlese, Mr. Sam?«

Quarry drehte sich langsam um und sah Gabriel auf dem Absatz stehen, die kleine Hand auf dem dicken Holzgeländer, das vor mehreren Jahrhunderten von einem Mann gebaut worden war, der Hunderte von Sklaven besessen hatte. Quarry nahm an, das Holz war inzwischen genauso verrottet wie der Mann, der es verbaut hatte, doch die kleine schwarze Hand darauf zu sehen, beruhigte ihn irgendwie.

»Das wäre fein«, sagte er.

»Ma hat gesagt, dass Sie gefallen sind und sich am Mund wehgetan haben.«

»Nun ja, ich werde wohl zu alt für die Landwirtschaft.«

»Möchten Sie, dass ich ihr einen bestimmten Teil vorlese?«

»Das fünfte Kapitel.«

Gabriel schaute ihn neugierig an. »Warum ausgerechnet das?«

»Keine Ahnung. Ist mir nur gerade eingefallen.«

»Glauben Sie, Tippi möchte, dass wir ihr auch andere Bücher vorlesen?«

Quarry wandte sich von Gabriel ab und schaute zu seiner Tochter. »Nein, mein Sohn, ich glaube, das eine Buch reicht vollkommen.«

»Dann hole ich's.«

Gabriel ging an ihm vorbei und schaltete die Deckenlampe ein. Die plötzliche Helligkeit schmerzte Quarry, und er wandte sich ab.

Ich bin wirklich eine Kreatur der Nacht geworden, ging es ihm durch den Kopf.

Er bemerkte nicht, dass Gabriel ihn anstarrte. »Alles in Ordnung, Mr. Sam?«, fragte er.

»Möchten Sie über irgendwas reden?«

Quarry schaute ihn an, als Gabriel sich neben Tippi setzte, das wertvolle Buch von Jane Austen in der Hand.

»Es gibt viele Dinge, über die ich gerne reden würde, Gabriel, aber nichts, was dich interessiert.«

»Sie wären überrascht.«

»Wirklich?«, erwiderte Quarry.

»Das war richtig nett, was Sie getan haben«, sagte Gabriel. »Ma das hier zu hinterlassen.«

»Und *dir*, Gabriel. Dir auch.«

»Danke.«

»Lies jetzt. Kapitel fünf.«

Gabriel begann, und Quarry hörte eine Weile zu. Dann ging er wieder nach unten, und seine schweren Stiefel ließen die Bohlen knarren. Kurz setzte er sich auf die Terrasse und genoss die Frische der Nacht, die in diesem Teil des Südens nur allzu selten war.

Ein paar Minuten später fuhr er in seinem alten Truck rumpelnd über die Feldwege. Schließlich kam er an, hielt und stieg aus. Rasch näherte er sich seinem Ziel, blieb aber noch einmal stehen, bevor er das kleine Haus erreichte, das er gebaut hatte. Ein paar Meter entfernt hockte er sich hin.

Zweihundertfünfundzwanzig Quadratfuß Perfektion, mitten im Nirgendwo. Quarrys Beine waren müde, und so setzte er sich schließlich in

den Dreck und blickte auf das Haus. Er holte eine Zigarette heraus und steckte sie sich zwischen die Lippen, zündete sie sich aber nicht an. Sie hing da wie ein Strohalm. Irgendwo im Wald rief eine Eule. Quarry sah ein Flugzeug am Himmel. Vermutlich war es nach Florida oder Atlanta unterwegs. Hier landete nie eine Maschine. Hier kam nie jemand vorbei. Hier gab es ja auch nichts, was einen Stopp gerechtfertigt hätte. Das wusste Quarry. Er hob die Hand und winkte den Passagieren, auch wenn die ihn ganz bestimmt nicht sehen konnten.

Quarry stand wieder auf und ging zu der Stelle, an der er Carlos antreffen würde. Dann schaute er wieder zum Haus zurück und maß die Flugbahn ab, vermutlich zum tausendsten Mal. Natürlich hatte sich nichts verändert. Nicht einen Millimeter. Die Kamera war da oben. Die Fernbedienung, die alles auslösen würde. Das Satellitentelefon für die Verbindung zu Quarry in der Mine. Das Dynamit. Willa. Ihre echte Mutter. Daryl. Kurt, der schon tot in einem Schacht lag

...

Ruth Ann.

Gabriel.

Und schließlich Tippi.

Das war das Schwerste von allem. Tippi.

Quarry stieg die kleine Anhöhe wieder herunter und ging entschlossen zum Haus und auf die Veranda. Doch die Tür öffnete er nicht. Er saß einfach nur da, den Rücken an einen Pfosten der Veranda gelehnt und den Blick stur auf die Tür gerichtet.

Das war das Schwerste.

Quarry atmete die kalte Nachtluft ein und spie sie wieder aus. Es war, als würde seine Lunge die Frische nicht mögen. Er hustete. Allmählich bekam er den gleichen Reizhusten wie Fred.

Ein paar Sekunden lang tat Quarry das Undenkbare. Er dachte tatsächlich darüber nach, aufzuhören. Der Brief war bereits abgeschickt, aber das hieß nicht, dass er weitermachen musste. Er könnte schon morgen zur Mine fliegen, Wohl und Willa holen und sie an einem sicheren Ort absetzen, wo man sie finden würde. Dann könnte er einfach mit Tippi hierbleiben.

Quarry stieg wieder in den Wagen und fuhr nach Atlee zurück. Er verschwand in der Bibliothek, schloss die Tür hinter sich ab, ignorierte den Jim Beam und nahm sich stattdessen einen

Old Grand Dad. Dann saß er an seinem Schreibtisch, starrte in den kalten Kamin und spürte die geschwollene Haut an seinem Unterarm. Plötzlich fegte er mit einer einzigen, wütenden Bewegung alles von seinem Schreibtisch herunter.

»Was mache ich hier eigentlich!«, rief er, stand da und atmete keuchend. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Er lief hinaus, stürmte die Treppe hinunter und holte den Schlüsselbund aus der Tasche. Im Keller angekommen, rannte er durch den Tunnel, schloss die Tür auf und betrat den Raum. Dann schaltete er das Licht ein und starrte die Wände an. Sein Leben. Sein Straßenplan zur Gerechtigkeit. Quarry schaute sich all die alten Namen an, die Orte, die Ereignisse und die Linien, die sie nach Jahren voller Schmerz und Leidenschaft miteinander verbanden.

Allmählich beruhigte sein Atem sich wieder. Seine Nerven hatten die Zerreißprobe bestanden. Quarry zündete sich eine Zigarette an und atmete langsam den Rauch aus. Sein Blick blieb an einem Bild von Tippi an der Wand hängen, dem Ort, wo alles begonnen hatte.

Er würde die Sache bis zum Ende durchziehen.

Quarry schaltete das Licht aus und verbannte die Wände in die Dunkelheit; aber sie hatten ihren Zweck bereits erfüllt.

Quarry schloss die Tür ab und ging wieder nach oben.

Gabriel hatte Tippi zu Ende vorgelesen und war ins Bett gegangen. Als Quarry an seinem Schlafzimmer vorbeikam, sah er kurz nach ihm, indem er die Tür einen Spalt öffnete. Er lauschte dem leisen Atmen des Jungen und sah, wie seine Brust sich unter dem Laken hob und senkte.

Gabriel war ein guter Junge, und vermutlich wurde auch ein guter Mann aus ihm. Er würde ein Leben führen, das ihn weit weg von diesem Ort brachte. Das war gut. Er gehörte nicht hierher ... im Gegensatz zu Quarry.

Jeder Mensch musste sich seinen Weg selbst wählen. Gabriel hatte diese Entscheidung noch zu treffen. Quarry hatte es bereits getan. Für ihn gab es keine Ausfahrt mehr. Er schoss mit einer Million Meilen in der Stunde auf den Abgrund zu.

Als Quarry wieder nach oben ging, um sich schlafen zu legen, schaute er auf die Uhr. Carlos würde den Brief in ein paar Stunden aufgeben.

Nach ein, zwei, höchstens drei Tagen müsste der Brief sein Ziel erreicht haben. Das hatte Quarry bei seinen Instruktionen berücksichtigt.

Dann würde es geschehen. Dann würde er sprechen können. Und sie würden zuhören. Da war er sicher. Er würde es ihnen klarmachen, und dann lag die Entscheidung bei ihnen. Aber die Menschen waren bisweilen seltsam. Manchmal waren sie einfach nicht zu durchschauen.

Als Quarry sein Schlafzimmer erreichte, wurde ihm bewusst, dass er selbst ein Musterbeispiel dafür war.

Er schaltete das Licht nicht an. Er trat einfach die Stiefel von den Füßen, öffnete seine Hose und ließ sie zu Boden fallen. Dann ging er zur Couch und nahm sich seine Flasche Schmerzmittel. Er legte sich hin, stellte die Flasche beiseite und träumte von besseren Zeiten.

Das war alles, was ihm geblieben war: ein Traum.

65.

Michelle und Sean schauten zu, wie Frank Maxwell die Blumen auf das frische Grab seiner Frau legte, den Kopf senkte und ein paar Worte murmelte. Dann stand er da und starrte in eine unbestimmte Ferne.

Sean flüsterte Michelle zu: »Meinst du, er kommt wieder in Ordnung?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß ja nicht mal, ob ich selbst wieder in Ordnung komme.«

»Wie geht es deinem Arm und dem Bein?«

»Gut. Aber das habe ich nicht gemeint.«

»Ich weiß«, erwiderte Sean.

Michelle drehte sich zu ihm um. »Hast du auch diese Art von Familienproblemen?«

»Jede Familie hat Probleme. Warum?«

»Nur so.«

Sie schwiegen, als Frank auf sie zukam.

Michelle legte ihm die Hand auf den Arm.

»Alles okay?«

Er zuckte mit den Schultern, nickte dann aber. Als sie zu Michelles Wagen gingen, sagte er:

»Ich hätte Sally nicht allein lassen und ermitteln sollen. Ich hätte bei ihr bleiben müssen.«

»Hätten Sie das getan, hätten wir Rothwell und Reagan vielleicht nie erwischt«, sagte Sean.

Zurück im Haus, kochte Michelle Kaffee, während Sean ein paar Sandwiches zu Mittag machte. Beide hoben den Blick, als eine Stimme aus dem kleinen Fernseher in der Küche kam.

Einen Augenblick später sahen sie Willas Bild auf dem Gerät. Etwas Neues verriet ihnen der Bericht jedoch nicht. Es war das Übliche: Das FBI ermittelte weiter; das Präsidentenpaar machte sich große Sorgen, und das ganze Land fragte sich, wo das kleine Mädchen steckte. Das wussten sie alles. Doch allein der Anblick Willas reichte aus, um sie beide wieder unter Strom zu setzen.

Sean ging nach draußen, um ein paar Anrufe zu erledigen. Als er zurückkam, blickte Michelle ihn fragend an.

»Ich habe bei der First Lady und Chuck Walters nachgehört.«

»Und? Gibt es etwas Neues?«

»Nichts. Ach ja, meinem Zwei-Sterne-Freund habe ich eine Nachricht auf Band gesprochen.«

»Hat Waters schon irgendwelche Fortschritte in Sachen Coushatta gemacht?«

»Sie haben Leute an diesen Ort in Louisiana geschickt. Bis jetzt ohne Ergebnis.«

Sie schwiegen. Nun, da der Mord an Sally Maxwell aufgeklärt war, war klar, dass sie alles auf Willa konzentrieren mussten. Sie mussten das Mädchen finden. Lebend. Aber erst einmal brauchten sie einen Durchbruch.

Als sie später in der Küche saßen und aßen, wischte Frank sich mit der Serviette über den Mund und räusperte sich.

»Ich war überrascht, dass du wieder dahin zurückgegangen bist«, sagte er.

»Wohin zurück?«

»Du weißt schon.«

»Und ich war ziemlich überrascht, dich da zu sehen.«

»Wir waren nie glücklich dort, deine Mutter und ich.«

»Offensichtlich nicht.«

»Erinnerst du dich noch an diese Zeit?«, fragte Frank vorsichtig. »Du warst noch sehr klein, kaum mehr als ein Säugling.«

»Ich war kein Säugling mehr, Dad. Ich war sechs. Aber nein, ich erinnere mich nicht an viel.«

»Aber du hast dich noch daran erinnert, wie man dorthin kommt.«

Michelle log: »Heutzutage nennt man das ›Navi‹.«

Sean spielte an einer Kartoffelscheibe auf seinem Teller herum und versuchte, überall hinzuschauen, nur nicht zu Vater und Tochter. »Ich bin gleich wieder da«, sagte er schließlich, stand auf und verließ das Zimmer, bevor jemand etwas sagen konnte.

»Er ist ein guter Mann«, bemerkte Frank.

Michelle nickte. »Jemanden wie ihn habe ich eigentlich gar nicht verdient.«

»Seid ihr so etwas wie ein Paar?« Frank schaute zu seiner Tochter.

Michelle starrte ihren Kaffeebecher an. »Eher Geschäftspartner«, sagte sie.

Frank blickte aus dem Fenster. »Ich habe damals viel gearbeitet und deine Mutter viel zu oft allein gelassen. Das war hart, das weiß ich jetzt. Aber meine Karriere als Cop war mein Leben.

Deine Brüder haben das viel besser im Griff, als ich es je hatte.«

»Ich habe mich nie vernachlässigt gefühlt, Dad. Und soweit ich es beurteilen kann, gilt das auch für die Jungs. Sie haben dich und Mom angebetet.«

»Du auch?«

Er schaute sie so flehentlich an, dass Michelle einen Kloß im Hals bekam. »Was?«, fragte sie, obwohl sie genau wusste, was er meinte.

»Hast du uns auch angebetet? Mich und deine Mom?«

»Ich liebe euch beide sehr. Das habe ich immer getan.«

»Okay.« Frank wandte sich wieder seinem Essen zu, kaute auf dem Sandwich und trank seinen Kaffee. Doch er schaute seine Tochter nicht wieder an, und Michelle brachte es nicht über sich, ihre Bemerkung von vorhin zu korrigieren.

Als sie und Sean nach dem Essen aufräumten, klopfte jemand an die Tür. Michelle machte auf und kam kurz darauf mit einem großen Karton zurück.

Sean stellte den letzten Becher in die Spülmaschine und schaltete sie ein. »Was ist das? Für deinen Dad?«

»Nein, für dich.«

»Für mich?«

Michelle stellte den Karton auf den Tisch und las den Absender. »General Tom Holloway? Verteidigungsministerium?«

»Mein Zwei-Sterne-Kumpel. Sieht so aus, als hätte er die Akten endlich gefunden.«

»Und wie sind sie hierhergekommen?«

»Auf der Fahrt nach Tennessee habe ich ihm eine E-Mail geschickt und ihm diese Adresse gegeben für den Fall, dass er etwas findet und wir noch immer hier sind. Mach auf.«

Michelle schnitt den Karton mit einer Schere auf. Im Inneren befanden sich gut drei Dutzend Plastikmappen. Sie holte ein paar heraus. Es waren Kopien von offiziellen Untersuchungsberichten der Armee.

»Ich weiß ja, dass er dein Freund ist«, sagte Michelle, »aber warum gibt die Army so etwas an einen Zivilisten? Und dann auch noch so schnell?«

Sean nahm sich eine der Mappen und ging sie durch.

»Sean? Ich habe dir eine Frage gestellt.«

Er hob den Blick. »Nun ja, außer den Football-Tickets habe ich noch erwähnt, dass das Weiße Haus hinter der Untersuchung steht, und dass der Präsident und die First Lady jede Hilfe zu schätzen wüssten. Wie ich die Army kenne, haben sie das überprüft und herausgefunden, dass es stimmt. Und die erste Regel beim Militär lautet: Tue nie etwas, was den Oberbefehlshaber verärgern könnte.«

»Ich bin beeindruckt.«

»Ja, das ist mein Ziel im Leben.«

»Gehen wir die Akten jetzt alle durch?«

»Seite für Seite und Zeile für Zeile. Und ich hoffe bei Gott, dass es uns den Durchbruch bringt, den wir brauchen.«

Eine Tür wurde zugeworfen. Michelle stand auf und schaute gerade noch rechtzeitig aus dem Fenster, um zu sehen, wie ihr Vater in den Wagen stieg und wegfuhr.

»Wo fährt er hin?«, fragte Sean.

Michelle setzte sich wieder. »Woher soll ich das wissen? Ich bin nicht sein Aufpasser.«

»Der Mann hat dir das Leben gerettet.«

»Und ich habe mich bei ihm bedankt, oder etwa nicht?«

»Bevor ich weiterrede ... Nähere ich mich bereits dem Punkt, wo du mir normalerweise sagst, ich soll mich zum Teufel scheren?«

»Du bist ihm schon gefährlich nahe.«

»Das habe ich mir gedacht.« Sean wandte sich wieder der Mappe zu.

»Ich liebe meinen Vater«, sagte Michelle, »und ich habe auch meine Mutter geliebt.«

»Da bin ich mir sicher. Und ich weiß, wie kompliziert diese Dinge sind.«

»Ich glaube, das Wort ›kompliziert‹ ist extra für meine Familie erfunden worden.«

»Deine Brüder kommen mir ziemlich normal vor.«

»Ja. Wie es aussieht, habe ich allein alle Macken abbekommen.«

»Warum wolltest du zu dem alten Haus zurück?«

»Das habe ich dir doch schon gesagt: Ich weiß es nicht.«

»Du bist noch nie sinnlos in der Gegend herumgekurvt.«

»Es gibt für alles ein erstes Mal.«

»Möchtest du so mit deinem Vater auseinandergehen?«

Sie schaute ihn an. »Wie meinst du das?«

»Dass alles weiterhin offen ist.«

»Sean, meine Mutter wurde ermordet, nachdem sie meinen Dad offensichtlich betrogen hatte. Und die Frau, die sie getötet hat, hätte beinahe auch mich umgebracht. Mein Dad hat mir das Leben gerettet, aber da gibt es auch Probleme, okay? Ich habe eine Zeit lang geglaubt, mein eigener Vater sei der Täter. Deshalb entschuldige bitte, wenn ich da im Augenblick einen gewissen Konflikt sehe.«

»Tut mir leid, Michelle. Du hast recht.«

Michelle legte die Aktenmappe beiseite und schlug die Hände vors Gesicht. »Nein, vielleicht hast du recht. Aber ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll. Ich weiß es einfach nicht.«

»Vielleicht solltest du damit anfangen, dass du mit dem Mann redest. Unter vier Augen.«

»Das hört sich furchtbar an.«

»Ich weiß. Du musst es ja auch nicht tun.«

»Aber wenn ich darüber hinwegkommen will, wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben.« Mi-

chelle stand auf. »Kommst du allein zurecht? Ich gehe meinen Vater suchen.«

»Hast du eine Ahnung, wo er sein könnte?«

»Ich glaube schon.«

66.

Jane Cox fuhr in der Limousine wieder von der Poststelle zurück. Ohne dass sie etwas davon gewusst hätte, hatte das FBI das Schließfach überprüft, das sie täglich öffnete. Ohne Ergebnis. Der Name war falsch, das Fach für sechs Monate bar bezahlt, und auch sonst gab es nichts. Sie hatten dem Filialleiter die Hölle heißgemacht, weil er sich nicht an die Regeln gehalten hatte.

»Genau so hat es auch mit 9/11 begonnen, Sie ahnungsloser Trottel!«, hatte Agent Chuck Waters den Mann hinter dem Tresen angebrüllt. »Sie überlassen Terroristen ein Schließfach, ohne ihren Hintergrund zu überprüfen. Sie helfen den Feinden dieses Landes, uns anzugreifen. Wollen Sie, dass man sich dafür an Sie erinnert? Als Gehilfe Osama bin Ladens?«

Der Mann war so verzweifelt gewesen, dass er in Tränen ausgebrochen war. Doch Waters hatte das nicht mehr gesehen. Er war bereits aus der Filiale gestürmt.

Jane erreichte das Weiße Haus und stieg langsam aus der Limousine. In letzter Zeit hatte man sie nur selten in der Öffentlichkeit gesehen, und das war auch ganz gut so. Sie war ausgemergelt und deutlich gealtert. Mit den HD-Kameras, die man heutzutage benutzte, kam das gar nicht gut rüber. Selbst dem Präsidenten war es aufgefallen.

»Alles in Ordnung, Liebling?«, hatte er bei einer kurzen Unterbrechung seiner Wahlkampftour gefragt. Jane war direkt aus der Limousine in ihre Wohnung gegangen und hatte ihn am Schreibtisch angetroffen, wo er Papiere durchsah.

»Es geht mir gut, Danny. Ich wünschte nur, die Leute würden aufhören, mich das zu fragen. Irgendwann glaube ich selbst noch, dass etwas nicht stimmt.«

»Das FBI hat mich über deine Besuche in der Postfiliale informiert.«

»Nicht der Secret Service?«, erwiderte sie rasch. »Die Spione in unseren Reihen?«

Er seufzte. »Die tun nur ihren Job, Jane. Wir sind jetzt Staatseigentum. Der Staatsschatz - zumindest du«, fügte er mit einem raschen Lächeln hinzu. Normalerweise reichte das, um ihre Laune zu bessern.

Normalerweise, aber nicht heute. »Du bist hier der Schatz, Danny. Ich bin nur Ballast.«

»Jane, das ist nicht ...«

»Ich habe wirklich keine Zeit dafür. Du auch nicht. Die Kidnapper haben brieflich Kontakt zu mir aufgenommen. In dem Brief stand die Nummer des Postschließfachs, und der Schlüssel lag dabei. Sie haben gesagt, ich würde irgendwann einen zweiten Brief bekommen und solle jeden Tag in dem Fach nachsehen. Das habe ich getan. Aber bis jetzt ist kein Brief gekommen.«

»Warum wenden Sie sich an dich? Warum nicht an Tuck?«

»Ich weiß es nicht, Danny. Offensichtlich bin ich nicht in der Lage, wie ein Entführer zu denken.«

»Sicher, sicher, so habe ich das nicht gemeint. Also hatten wir vielleicht recht. Sie werden etwas von mir verlangen, wenn wir Willa wiedersehen wollen. Geld kann es nicht sein, denn da-

von hat dein Bruder mehr als ich. Himmel, wir können hier ja kaum unsere Lebensmittelrechnung bezahlen. Das muss übers Amt laufen.«

»Und damit wird es zu einem Problem, wie du gesagt hast.«

»Ich werde tun, was ich kann, Jane, aber es gibt Grenzen.«

»Ich dachte, die Macht des Oval Office sei unbegrenzt. Da habe ich mich wohl geirrt.«

»Wir werden tun, was in unserer Macht steht, um sie zurückzuholen.«

»Und wenn das nicht reicht?«, erwiderte Jane wütend.

Dan starrte sie an. Ein Hauch von Hoffnungslosigkeit lag in seinem Blick.

Der mächtigste Mann der Welt, dachte Jane, und er weiß nicht weiter.

Ihre Wut verflog so plötzlich, wie sie aufgeflammt war. »Halt mich fest, Danny. Bitte, halt mich fest.«

Der Präsident eilte zu ihr und drückte sie an sich.

»Du zitterst ja«, sagte er. »Hast du dir irgendwas eingefangen? Und du hast auch an Gewicht verloren.«

Jane löste sich von ihm. »Du musst jetzt gehen. Du musst noch eine Rede im East Room halten.«

Dan schaute auf die Uhr. »Ich bekomme Bescheid, wenn es so weit ist.«

Er wollte sie wieder umarmen, aber Jane wich ihm aus, setzte sich und schaute ins Nichts.

»Jane, ich bin der Präsident der Vereinigten Staaten. Ich habe einen gewissen Einfluss. Ich kann helfen.«

»Das glaubst du, nicht wahr?«

Das Telefon klingelte. Dan nahm ab. »Ja, ich weiß. Ich bin in einer Minute unten.«

Er beugte sich vor und küsste seine Frau auf die Wange. »Ich komme später wieder rauf und schaue nach dir.«

»Nach der Rede vor der Basketballnationalmannschaft der Frauen.«

»Oh ja, das habe ich mir schon immer gewünscht«, scherzte er. »Jede Menge Frauen mit langen Beinen, die deutlich größer sind als ich.«

»Ich habe auch ein paar Termine.«

»Ich werde Cindy bitten, sie abzusagen. Du musst dich ausruhen.«

»Aber ...«

»Ruh dich aus. Bitte.«

Als Dan sich zum Gehen wandte, sagte Jane:
»Danny, an einem gewissen Punkt werde ich dich brauchen. Wirst du dann für mich da sein?«

Er kniete sich neben sie und legte ihr den Arm um die Schulter. »Ich werde immer für dich da sein, so wie du immer für mich da warst. Und jetzt ruh dich ein bisschen aus. Ich werde dir Kaffee und etwas zu essen bringen lassen. Es gefällt mir gar nicht, wie dünn du bist. Da muss Fleisch auf die Knochen.« Er küsste sie noch einmal und ging.

Ich war immer für dich da, Danny. Immer.

67.

Michelle parkte den SUV, stieg aus und schaute zu dem alten Haus mit dem sterbenden Baum hinauf, der verrottenden Schaukel und dem Skelett des Trucks in der Garage.

Dann blickte sie über die Straße zu dem Haus, wo einst eine alte Dame mit Namen Hazel Rose

gewohnt hatte. Ihr Haus war stets makellos gewesen. Gleiches galt für den Hof. Nun war das Gebäude nicht mehr zu retten; einige Teile waren sogar schon eingefallen. Und doch wohnte dort drüben noch jemand. Spielzeuge lagen verstreut im Hof, und Michelle sah Wäsche in der Brise flattern. Es war eine deprimierende Szenerie. Ihre Vergangenheit zerfiel vor ihren Augen.

Hazel Rose war stets nett zu Michelle gewesen - auch noch, als das kleine Mädchen nicht mehr zu den Teapartys gekommen war, die die alte Frau für die Kinder in der Nachbarschaft gegeben hatte. Warum sie sich jetzt ausgerechnet daran erinnert hatte, wusste Michelle nicht. Sie drehte sich wieder zu ihrem Haus um. Sie wusste, was sie zu tun hatte, auch wenn sie es nicht tun wollte.

Michelles Gefühl hatte sie nicht getragen. Der Wagen ihres Vaters parkte direkt vor ihrem. Die Tür des alten Hauses stand auf. Michelle ging an dem Auto und dann an den kümmerlichen Resten der Rosenhecke vorbei.

Ja, das war das gewesen, erinnerte sie sich nun. Eine Rosenhecke. Warum war ihr das jetzt eingefallen?

Dann erinnerte sie sich an die Lilien auf dem Sarg ihrer Mutter und wie sie Sean gesagt hatte, ihre Mutter habe stets Rosen vorgezogen. Und sie hatte einen Schmerz in ihrer Hand gespürt wie von einem Dorn, der sie gestochen hatte. Doch da war kein Dorn gewesen, denn es hatte gar keine Rosen gegeben. Genau wie jetzt. Keine Rosen.

Michelle ging weiter und dachte darüber nach, was sie zu ihm sagen sollte.

Sie musste nicht lange überlegen.

»Ich bin hier oben«, rief seine Stimme ihr zu.

Michelle hob den Blick und schirmte die Augen mit der Hand vor der Sonne ab. Ihr Vater stand an einem offenen Fenster im ersten Stock.

Michelle stieg über die Trümmer auf der Terrasse hinweg und betrat das Haus, das sie für kurze Zeit ihr Heim genannt hatte, als sie noch ein Kind gewesen war. In gewisser Hinsicht hatte sie das Gefühl, in der Zeit zurückzureisen. Mit jedem Schritt wurde sie jünger, weniger selbstbewusst und weniger fähig. All die Jahre der Selbständigkeit, ihre Erfahrungen auf dem College, beim Secret Service und als Seans Partnerin waren wie weggeblasen. Sie war wieder sechs

Jahre alt, zog einen verbeulten Plastikbaseballschläger hinter sich her und suchte nach jemandem zum Spielen.

Michelle betrachtete die alte Treppe. Als Kind war sie auf einem Stück Karton immer wieder die Stufen heruntergerutscht. Ihre Mutter mochte das nicht, aber sie erinnerte sich daran, wie ihr Vater gelacht und sie aufgefangen hatte.

»Mein jüngster Sohn«, hatte er Michelle manchmal genannt, denn sie war wie ein Junge gewesen.

Michelle ging nach oben. Ihr Vater wartete schon auf sie.

»Ich dachte mir schon, dass du hierherkommst«, sagte er.

»Warum?«

»Vielleicht hast du ja noch etwas zu erledigen.«

Michelle öffnete die Tür zu ihrem alten Zimmer, ging zum Fenster und setzte sich auf die Fensterbank, den Rücken gegen die schmutzige Scheibe gelehnt.

Ihr Vater lehnte sich an die Wand, die Hände in den Taschen. Gedankenverloren scharrte er mit dem Fuß über den zerkratzten Holzfußboden.

»Erinnerst du dich noch an viel von hier?«, fragte er und starrte weiter auf seinen Schuh.

»Als ich zum Haus hinaufgegangen bin, habe ich mich an die Rosenhecke erinnert. Du hast sie zu eurem Hochzeitstag gepflanzt, nicht wahr?«

»Nein, zum Geburtstag deiner Mutter.«

»Und jemand hat die Hecke in irgendeiner Nacht zerschnitten.«

»Ja.«

Michelle schaute aus dem Fenster. »Wir haben nie herausgefunden, wer es getan hat.«

»Ich vermisse sie. Ich vermisse sie wirklich.«

Michelle drehte sich um und sah, dass ihr Vater sie beobachtete. »Ich weiß«, sagte sie. »Ich habe dich noch nie so weinen sehen wie gestern Morgen.«

»Ich habe geweint, weil ich dich beinahe verloren hätte, Baby.«

Diese Antwort überraschte Michelle. Dann aber fragte sie sich, warum.

»Ich weiß, dass Mom dich geliebt hat, Dad. Auch wenn sie ... Auch wenn sie es nicht immer auf die richtige Art gezeigt hat.«

»Lass uns rausgehen. Hier drin ist es stickig.«

Sie schlenderten über den Hinterhof. »Deine Mutter und ich waren schon in der Highschool zusammen. Sie hat auf mich gewartet, als ich in Vietnam gewesen bin. Wir haben geheiratet. Dann kamen die Kinder.«

»Vier Jungs in vier Jahren. Wie die Karnickel.«

»Und dann ist mein kleines Mädchen gekommen.«

Michelle lächelte und zwackte ihn in den Arm. »Das war wohl ein Unfall, hm?«

»Nein, Michelle, das war kein Unfall. Wir haben dich geplant.«

Sie schaute ihn fragend an. »Ich habe euch zwar nie danach gefragt, aber ich dachte immer, ich wäre nicht eingeplant gewesen. Wolltet ihr denn unbedingt ein Mädchen?«

Frank blieb stehen. »Wir wollten unbedingt ... etwas haben.«

»Etwas, das euch zusammenhält?«

Frank ging weiter, Michelle aber nicht. Er blieb wieder stehen und schaute zurück.

»Hast du je an eine Scheidung gedacht, Dad?«

»Eine Scheidung? So einen Schritt hat man zu unserer Zeit nicht so schnell unternommen.«

»Eine Scheidung ist nicht immer falsch ... nicht wenn man zusammen nicht mehr glücklich ist.«

Frank hob die Hand. »Deine Mutter war nicht glücklich. Was mich betrifft, ich hatte daran gearbeitet. Auch wenn ich zugeben muss, dass ich viel zu viel Zeit auf der Arbeit anstatt mit ihr verbracht habe. Sie hat die Kinder großgezogen und einen fantastischen Job gemacht. Aber sie hat es ohne große Unterstützung von meiner Seite getan.«

»Das Leben eines Cops.«

»Nein, nur das Leben *dieses* Cops.«

»Du hast von Doug Reagan gewusst, nicht wahr?«

»Ich habe gesehen, dass sie sich zu ihm hingezogen fühlte.«

Michelle konnte nicht glauben, dass sie ihrem Vater diese Frage stellte, aber sie musste es tun. »Hätte es dich gestört, wenn du gewusst hättest, dass sie miteinander schlafen?«

»Ich war ihr Mann. Natürlich hätte es mich verletzt, zutiefst sogar.«

»Hättest du dem ein Ende gemacht?«

»Ich hätte Reagan vermutlich krankenhausreif geschlagen.«

»Und Mom?«

»Deiner Mutter habe ich im Laufe der Jahre auf andere Art wehgetan. Und es war nicht ihre Schuld.«

»Indem du nicht für sie da warst?«

»In vieler Hinsicht ist das sogar noch schlimmer, als jemanden zu betrügen.«

»Glaubst du?«

»Was ist eine Affäre im Vergleich zu Jahrzehnten der Gleichgültigkeit.«

»Du warst doch nicht die ganze Zeit fort.«

»Du warst noch nicht da, und die Jungs waren noch klein. Glaub mir, deine Mom war im wahrsten Sinne des Wortes allein erziehend. Diese Zeit, dieses Vertrauen bekommst du nie mehr zurück ... zumindest habe ich es nicht bekommen.«

»Hast du auch um sie geweint?«

Er streckte die Hand aus. Michelle nahm sie.

»Du weinst, meine Süße. Du weinst immer.«

»Ich möchte nicht hierbleiben.«

»Dann lass uns gehen.«

Michelle hatte es fast zu ihrem SUV geschafft, als es geschah. Sie warf sich herum und rannte zum Haus.

»Michelle!«, schrie ihr Vater.

Doch sie war schon in dem alten Gebäude und stürmte die Stufen hinauf. Schritte folgten ihr. Michelle nahm zwei Stufen auf einmal und keuchte schwer, als wäre sie schon Meilen und nicht nur ein paar Meter gerannt.

Sie gelangte in den obersten Stock. Die Tür zu ihrem Schlafzimmer war geschlossen. Doch das war auch nicht ihr Ziel. Sie rannte zur Tür am anderen Ende des Flurs und trat sie auf.

»Michelle, nein!«, brüllte ihr Vater hinter ihr.

Michelle starrte in das Zimmer. Ihre Hand wanderte zu ihrer Waffe. Sie löste den Sicherheitsriemen und zog die Sig, hielt den Lauf nach vorne gerichtet.

»Michelle!« Die Schritte kamen rasch näher.

»Geh weg von meiner Mom!«, schrie sie.

In Michelles Geist schaute ihre Mutter sie ängstlich an. Sie kniete auf dem Boden, und ihr Kleid war halb zerrissen. Michelle konnte den BH ihrer Mutter sehen, ihren Ausschnitt. So viel Nacktheit entsetzte sie.

»Baby!«, rief Sally Maxwell ihr zu. »Geh wieder runter.« Ihre Mutter war jung, hübsch und voller Leben. Das lange weiße Haar war dunkelbraunen Strähnen gewichen. Sie war wunderschön. Makellos mit Ausnahme des zerrissenen Kleides, dem verängstigten Gesichtsausdruck und dem Mann im Tarnanzug vor ihr.

»Geh weg von ihr! Tu ihr nicht mehr weh!«, kreischte Michelle mit einer Stimme, die ihr selbst fremd war.

»Baby, bitte, es ist schon gut«, sagte ihre Mutter. »Geh wieder runter.«

Michelles Finger wanderte zum Abzug. »Hör auf! Hör auf!«

Der Mann drehte sich um und schaute sie an. Normalerweise hätte er wahrscheinlich gelächelt wie in all den anderen Nächten, aber diesmal war seine eigene Waffe auf ihn gerichtet, die, die Michelle aus dem Holster gezogen hatte, das er so sorglos über den Stuhl geworfen hatte. Man lächelte nicht, wenn eine Waffe auf einen gerichtet war, auch nicht von einem sechsjährigen Kind.

Er trat einen Schritt auf sie zu.

Und genau wie in jener Nacht feuerte Michelle einen einzelnen Schuss ab. Die Kugel schlug in die gegenüberliegende Wand ein.

Eine große Hand riss ihr die Pistole aus der Hand. Sie ließ die Waffe los. Sie war so schwer, dass Michelle sie nicht mehr halten konnte. Sie schaute in den Raum, hörte ihre Mutter schreien. Sie schrie wegen dem, was Michelle getan hatte. Sie schrie wegen des toten Mannes auf dem Boden.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Michelle drehte sich um.

»Dad?«, sagte sie in seltsamem Tonfall.

»Ist schon gut, Baby«, sagte ihr Vater. »Ich bin ja da.«

Michelle deutete ins Zimmer. »Ich habe das getan.«

»Ich weiß. Du hast nur deine Mutter beschützt. Das ist alles.«

Sie packte ihn an der Schulter. »Wir müssen ihn wegbringen. Aber lass mich nicht im Wagen, Dad. Diesmal nicht. Ich kann sein Gesicht sehen. Du musst sein Gesicht zudecken.«

»Michelle!«

»Du musst sein Gesicht zudecken. Wenn ich sein Gesicht sehe ...« Sie atmete schnell und flach.

Ihr Vater legte die Waffe beiseite und drückte sie an sich, bis ihre Atmung sich wieder beruhigte ... bis Michelle wieder in das Zimmer blickte und sah, was sich wirklich dort befand.

Nichts.

»Ich habe ihn erschossen, Dad. Ich habe einen Mann getötet.«

Frank löste sich von ihr und musterte sie aufmerksam. Sie erwiderte seinen Blick. Ihre Augen waren klar. »Du hast nichts Falsches getan«, sagte Frank Maxwell. »Du warst nur ein Kind. Nur ein ängstliches kleines Kind, das seine Mutter beschützen wollte.«

»Aber sie ... Er war auch vorher schon da. Er war *bei* ihr, Dad.«

»Wenn du jemandem die Schuld geben willst, dann mir. Es war meine Schuld. Nur meine Schuld.« Die Tränen rannen ihm über die Wangen, und Michelle spürte, dass auch ihr das Wasser in die Augen stieg.

»Das werde ich nie tun. Ich werde dir niemals die Schuld daran geben.«

Frank packte ihre Hand und führte sie die Treppe runter.

»Wir müssen weg von hier, Michelle. Wir müssen weg von hier, und wir dürfen nie mehr wiederkommen. Das ist die Vergangenheit. Wir können sie nicht rückgängig machen. Wir müssen weiter vorwärtsgehen, Michelle. So funktioniert das Leben. Sonst wird es uns beide vernichten.«

Draußen hielt er die Tür des SUV für seine Tochter auf, und sie stieg ein. Bevor er die Tür schloss, fragte er: »Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist?«

Michelle atmete tief durch und nickte. »Ich weiß nicht genau, was da drin geschehen ist.«

»Ich glaube, du weißt alles, was du wissen musst. Jetzt ist es an der Zeit zu vergessen.«

Michelle schaute über seine Schulter hinweg. »Du hast die Rosenhecke kaputt geschnitten, nicht wahr?«

Frank folgte ihrem Blick und drehte sich dann wieder zu seiner Tochter um. »Deine Mutter hat diese Rosen geliebt. Ich hätte sie ihr nie weggenommen.«

»Du hattest vermutlich einen guten Grund.«

»Väter sind nicht perfekt, Michelle. Ich habe vieles getan, ohne einen guten Grund dafür gehabt zu haben.«

Michelle starrte zu dem alten Haus hinauf.

»Ich komme nie mehr hierher zurück.«

»Es gibt auch keinen Grund dafür.«

Michelle wandte sich wieder ihrem Vater zu.

»Wir müssen vieles anders machen,
Dad. *Ich* muss vieles anders machen.«

Frank drückte ihre Hand und schlug die Tür zu.

Als er zu seinem Wagen ging, schaute Michelle ein letztes Mal zu dem Haus, und ihr Blick blieb bei *dem* Zimmer hängen.

»Es tut mir leid, Mom. Es tut mir leid, dass du nicht mehr bei uns bist. Ich wollte nie etwas bedauern müssen, aber nun sieht es aus, als wenn das alles wäre, was mir geblieben ist.« Die Tränen liefen ihr über die Wangen, und sie ließ den Kopf aufs Lenkrad sinken und weinte, wie sie noch nie geweint hatte.

Als sie den Blick wieder hob, sah sie gerade noch, wie ihr Vater sich die eigenen Tränen aus den Augen wischte und dann in den Wagen stieg.

»Leb wohl, Mom«, sagte Michelle und ließ den Motor an. »Ich ... Mir ist es egal, was du getan hast. Ich werde dich immer lieben.«

68.

Während er die Aktenmappen durchging, klingelte Seans Handy. Es war Aaron Betack.

»Du hast das nicht von mir«, sagte der Agent.

»Du hast den Brief gefunden?«

»Du hattest den richtigen Riecher, Sean. Ja, er war in ihrem Schreibtisch. Ich habe ihn eigentlich schon vor einer ganzen Weile gefunden. Tut mir leid, dass ich so lange gebraucht habe, dich anzurufen. Wenn jemand herausfindet, was ich getan habe, ist meine Karriere im Eimer. Vermutlich bringt mich das sogar in den Knast.«

»Von mir wird es keiner erfahren, das kann ich dir garantieren.«

»Ich habe nicht mal dem FBI etwas davon erzählt. Ich wüsste auch nicht wie, ohne denen sagen zu müssen, wie ich an die Information herangekommen bin.«

»Ich verstehe. War er mit Maschine geschrieben wie der erste?«

»Ja.«

»Und was stand drin?«

»Nicht viel. Der Schreiber hat sich sehr kurz gefasst, aber aus den wenigen Worten ging genug hervor.«

»Zum Beispiel?«

»Einige Dinge, die wir bereits wissen. Dass sie jeden Tag das Postfach überprüfen soll. Sie ist auch täglich dorthin gefahren. Waters hat das Fach überprüft. Sackgasse. Der Plan ist, wenn der Brief kommt, will das FBI ihn ihr abnehmen.«

»Sie wollen ihn der First Lady mit Gewalt abnehmen?«

»Ja, ich weiß. Vor dem geistigen Auge sehe ich schon, wie sich FBI und Secret Service gegenseitig die Knarre an den Kopf halten. Das ist nicht nett. Aber in Wahrheit wird man das hinter den Kulissen regeln. Wolfman wird nicht zulassen, dass der Wahlkampf deswegen ruiniert wird - Nichte hin oder her.«

»Was stand sonst noch in dem Brief?«

»Das war das Beunruhigende.«

»Ich verstehe nicht ...«, sagte Sean besorgt.

»Ich bin nicht mehr sicher, ob die ganze Sache überhaupt mit den Duttons zu tun hat. Ich glaube eher, es hat etwas mit der First Lady zu tun.«

»Du meinst, die Kidnapper wollen etwas vom Präsidenten?«

»Nein. In dem Brief stand, dass das nächste Schreiben alles enthüllt. Wenn sie den Brief jemand anderem zu lesen gibt, wäre es für sie vorbei - und für alle, die ihr am Herzen liegen. Dann gebe es keinen Ausweg mehr für sie. Wenn sie überleben wolle, müsse sie den Brief vor allen anderen verbergen.«

»Das stand wirklich da drin?«

»Nicht wörtlich, aber das war der Sinn. Sean, du kennst sie schon wesentlich länger. Ich bin erst seit Cox' Amtsantritt hier. Auf was könnte der Kidnapper sich beziehen? Ist da etwas in der Vergangenheit von Mrs. Cox?«

Sean dachte daran zurück, wie er Jane das erste Mal begegnet war, als er den frischgebackenen, völlig betrunkenen US-Senator Cox in ihr Haus getragen hatte. Das hatte nie irgendwelche Konsequenzen gehabt.

»Sean?«

»Ich habe nur nachgedacht. Mir fällt aber nichts ein, Aaron.«

Er hörte den anderen Mann seufzen. »Wenn ich gerade meine Karriere für nichts und wieder nichts aufs Spiel gesetzt habe ...«

»Das glaube ich nicht. Was in dem Brief steht, ändert alles, Aaron, ich weiß nur nicht wie.«

»Nun, wenn es hier wirklich um die First Lady geht und das Pulverfass mitten im Wahlkampf explodiert, möchte ich nicht in der Nähe sein.«

»Uns wird vielleicht keine Wahl bleiben.«

»Und? Gibt es bei dir etwas Neues?«

»Waters und ich gehen gerade ein paar Spuren nach.«

»Wie geht es Maxwell? Ich habe gehört, ihre Mutter sei gestorben.«

»Michelle Maxwell geht es gut. Jedenfalls so gut, wie man es unter den Umständen erwarten kann.«

»Auch wenn das vermutlich nicht viel bedeutet ... Ich glaube, man hat euch damals beim Service richtig verarscht.«

»Danke.«

Aaron legte auf. Nachdem Sean sich ein paar Minuten lang vergeblich den Kopf darüber zer-

brochen hatte, was in Janes Vergangenheit der Grund für dies alles sein könnte, wandte er sich wieder den Aktenmappen zu.

Kurz darauf öffnete sich die Tür, und Michelle kam herein.

»Und? Hast du deinen Dad gefunden?«, fragte Sean und stand auf.

»Ja. Er war genau da, wo ich gedacht habe.«

»In dem alten Haus?«

Sie starrte ihn düster an.

»Ich bin Privatdetektiv«, sagte Sean schulterzuckend. »Das ist mein Job.«

»Ja. Aber manchmal wünsche ich mir, du wärst nicht so gut in deinem Job«, seufzte Michelle, »besonders wenn es mich betrifft.«

Er musterte sie. »Sag mal, hast du geweint?«

»Tränen sind manchmal ganz gut. Das habe ich in letzter Zeit gelernt.«

»Hast du alles geklärt?«

»So ziemlich, ja.«

»Ist er mit dir zurückgekommen?«

»Nein, er ist zu Bobby gefahren.«

Michelle schaute auf den Aktenstapel. »Tut mir leid, dass ich dich damit allein gelassen habe. Was gefunden?«

»Noch nicht. Ich bin die Akten jetzt vier Stunden lang durchgegangen und habe *nichts* entdeckt. Der Menge nach zu urteilen, werden Desertionen allmählich zu einem echten Problem für die Army. Ich habe auch von Betack gehört.« Sean brachte Michelle auf den neuesten Stand.

Michelle setzte eine frische Kanne Kaffee auf und füllte zwei Becher für sich und Sean. Dann nahmen beide am Küchentisch Platz. »Das würde erklären, warum sie so nervös war«, sagte Michelle, »und warum sie am liebsten alles für sich behalten will.«

»Du meinst das mit der Unterschlagung von Beweisen?«

»Das auch.«

Michelle streckte die Hand aus. »Gib mir mal eine Mappe. Wollen doch mal sehen, ob wir unseren Jungen finden.«

Zwei Stunden später hatten sie noch immer nichts entdeckt.

»Nur noch sechs«, bemerkte Sean und gab Michelle eine weitere Mappe.

Sie lasen langsam und suchten nach jedem noch so kleinen Hinweis, der es ihnen erlauben

würde, endlich wieder in Aktion zu treten. Ihre Konzentration war so groß wie bei einem Collegeexamen. Sie durften sich keine Fehler erlauben. Falls hier irgendwo eine Spur vergraben sein sollte, war sie sehr subtil, und sie durften sie nicht übersehen.

»Wie wär's mit Abendessen?«, fragte Sean schließlich. »Ich zahle. Und wir können dabei weiterlesen.«

Sie fuhren zu einem Restaurant.

»Und glaubst du wirklich, dass mit deinem Dad alles in Ordnung ist?«, fragte Sean.

Michelle nickte. »Ja. Ich meine, wir müssen beide noch daran arbeiten. Ich war auch nicht gerade die liebevollste und aufmerksamste Tochter der Welt.«

»Oder Schwester«, fügte Sean hinzu.

»Danke, dass du mich daran erinnerst.«

Während sie aßen, musterte Michelle Sean nervös. »Sean, wegen dem, was im Haus meines Vaters passiert ist ...«

»Was ist damit?«

»Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Falls doch, werde ich für dich da sein, okay?«

»Danke. Ich würde das Gleiche für dich tun. Ich hoffe, du weißt das.«

»Deshalb sind wir ja Partner. Sollte es also zu kleineren Problemen kommen, werden wir uns darum kümmern, okay? Gemeinsam.«

»In Ordnung.«

Er schob ihr eine Aktenmappe zu. »Jetzt aber wieder an die Arbeit.«

Bevor Michelle die Akte öffnete, beugte sie sich über den Tisch und küsste Sean auf die Wange.

»Für was war das denn?«, fragte er.

»Weil du mit kleineren Problemen so gut zurechtkommst. Und weil du eine Lady nicht ausgenutzt hast, als du die Gelegenheit hattest.«

69.

Darf ich Tageslicht sehen?«

Quarry war zur Mine geflogen und beobachtete nun Willa, die sich in ihrem Raum aufhielt.

»Warum willst du denn Tageslicht sehen?«

»Weil ich es schon eine ganze Weile nicht gesehen habe. Ich vermisse es. Ich bin ein Sonnenmensch.«

»Du kannst nicht fliehen. Und es gibt hier niemanden, der deine Hilferufe hören würde.«

»Dann gibt es auch keinen Grund, dass ich nicht an die Sonne darf«, erwiderte Willa schlagfertig.

»Worüber haben du und die Lady gestern geredet?«

»Über dies und das. Ich mag sie.«

»Du hast sie doch noch nie gesehen, oder?«

»Wie denn?«, entgegnete Willa und richtete ihre großen Augen auf Quarry.

»Okay. Ein bisschen Tageslicht wird schon nicht schaden. Komm.«

»Jetzt?«

»Warum nicht?«

Willa folgte Quarry hinaus. Als sie durch den langen Schacht gingen, fragte sie: »Darf Diane auch mit?«

»Sicher.«

Sie holten Diane ab, und die beiden folgten Quarry zum Ausgang. Willas Blick huschte hin und her. Sie nahm jede Einzelheit in sich auf,

während Diane nur stumpfsinnig durch den Schacht schlurfte, den Blick stur auf Quarrys Rücken gerichtet. Ihnen wiederum folgte Daryl, das Gesicht noch immer blau von der Schlägerei mit seinem Vater. Seine Laune entsprach seinen Verletzungen.

Willa fielen die Kabel in einigen Schächten auf. Sie konnte sich nicht erinnern, sie schon mal gesehen zu haben. Sie wusste nicht, wofür diese Kabel waren, wusste aber instinktiv, dass es nichts Gutes sein konnte.

Quarry schloss die Tür auf, und gemeinsam traten sie hinaus und blinzelten, um sich an das Licht zu gewöhnen.

»Ein schöner Tag«, bemerkte Quarry und führte die kleine Gruppe hinaus.

Es war tatsächlich ein schöner Tag. Der Himmel war blau und wolkenlos. Von Westen her wehte eine warme, sanfte Brise. Sie setzten sich auf einen Felsblock und schauten sich um. Willa wirkte interessiert, Diane gleichgültig, und Daryl knurrte in der Ecke vor sich hin.

»Wo haben Sie fliegen gelernt?«, fragte Willa und deutete auf die kleine Cessna.

»In Vietnam. Es gibt nichts Besseres als einen Krieg, wenn du wirklich fliegen lernen willst. Wenn du in einem Krieg nicht gut fliegst, ist nicht Unpünktlichkeit das Problem, dann ist es eine Frage des Überlebens.«

»Ich bin auch schon mal geflogen«, sagte Willa. »Letzten Sommer waren wir in Europa, meine Familie und ich. Und ich bin auch schon mal nach Kalifornien geflogen. Waren Sie schon mal in einem Flugzeug?«, fragte sie Diane.

»Ja«, antwortete Diane nervös, »ich bin beruflich viel unterwegs. Aber nicht in einem kleinen Ding wie dem da«, fügte sie hinzu und deutete auf Quarrys Maschine, »sondern in großen Maschinen.«

»Was machen Sie denn beruflich?«, fragte Willa.

»Hör mal, Willa, ich bin nicht in der Stimmung für ein Plauderstündchen, okay?«, erwiderte Diane und schaute nervös zu Quarry.

»Okay«, sagte das Mädchen scheinbar ungeührt. »Darf ich da runtergehen?«, fragte sie dann und deutete auf den grasbewachsenen Landestreifen.

Quarry schaute Daryl an und nickte Diane dann zu.

»Klar. Gehen wir.«

Sie stiegen den kleinen Hang hinunter. Quarry hielt Willa an der Hand. Als sie ebenes Gelände erreichten, ließ er sie los, und sie gingen nebeneinander.

»Ist das Ihr Berg?«, fragte Willa und deutete hinter sich.

»Das ist zwar eher ein Hügel als ein Berg, aber ja, er gehört mir. Jedenfalls gehörte er meinem Großvater, und der hat ihn mir vererbt.«

»Sind Sie sicher, dass Sie meiner Familie gesagt haben, dass es mir gut geht?«

»Klar bin ich sicher. Warum?«

»Diane hat gesagt, sie glaubt nicht, dass Sie Verbindung mit ihrer Mutter aufgenommen hätten, um ihr zu sagen, dass es ihr gut geht.«

»Stimmt das?« Quarry schaute zu Diane zurück, die sich wieder auf einen Felsen gesetzt hatte und genauso elend aussah, wie sie sich zweifellos fühlte.

Rasch sagte Willa: »Seien Sie nicht wütend auf sie. Wir haben nur geredet.« Sie zögerte. »Und? Haben Sie ihre Mutter angerufen?«

Quarry antwortete nicht, ging einfach weiter. Willa hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten.

»Wie geht es Ihrer Tochter?«

Quarry blieb stehen. »Warum fragst du mich das alles, Mädchen?«, knurrte er.

»Warum nicht?«

»Das ist schon wieder eine Frage. Antworte.«

»Ich habe nichts anderes zu tun«, erklärte Willa schlicht. »Ich bin die meiste Zeit allein. Ich habe alle Bücher gelesen, die Sie mir gebracht haben, und Diane spricht nicht viel, wenn wir zusammen sind. Sie weint die meiste Zeit und nimmt mich in die Arme. Ich vermisse meine Familie, und ich sehe jetzt die Sonne zum ersten Mal seit meinem Fluchtversuch. Ich versuche, mich zusammenzureißen. Wäre es Ihnen lieber, ich würde immerzu schreien und mir die Augen aus dem Kopf heulen? Das kann ich nämlich auch.«

Quarry setzte sich wieder in Bewegung, und Willa folgte ihm. »Ich habe zwei Töchter«, sagte er. »Beide sind viel älter als du. Erwachsen.«

»Ich habe die Tochter gemeint, die nicht mehr liest. Wie geht es ihr?«

»Nicht so gut.«

»Darf ich noch ein paar Fragen stellen, oder werden Sie dann wütend?«

Quarry blieb erneut stehen, hob einen Stein vom Boden und warf ihn gut zwanzig Schritte weit weg. »Sicher. Das ist schon okay.«

»Ist sie wirklich krank?«

»Weißt du, was ein Koma ist?«

»Ja.«

»Sie liegt im Koma, schon seit dreizehn Jahren. Länger als du lebst.«

»Das tut mir leid.«

»Mir auch.«

»Was ist mit ihr passiert?«

»Jemand hat ihr wehgetan.«

»Warum?«

»Gute Frage. Wie es aussieht, kümmert es manche Menschen nicht, wem sie wehtun.«

»Hat man den Täter geschnappt?«

»Nein.«

»Wie heißt Ihre Tochter?«

»Tippi.«

»Und Sie?«

»Sam.«

»Ich weiß, dass Sie mir Ihren Nachnamen nicht sagen können, Sam.«

»Quarry. Sam Quarry.«

Willa starrte ihn wie vor den Kopf geschlagen an. »Was ist?«, fragte er.

»Sie haben mir gerade Ihren vollständigen Namen gesagt.« Willa zitterte. »Und? Du hast doch gefragt.«

»Aber wenn Sie mir Ihren ganzen Namen verraten, könnte ich ihn der Polizei sagen ... vorausgesetzt natürlich, Sie wollen uns freilassen. Bedeutet das, Sie wollen uns nicht gehen lassen?« Ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab.

»Denk noch einmal darüber nach. Es gibt noch eine andere Antwort. Du bist doch klug. Versuch's.« Willa blickte ihn mit seltsamer Miene an. Schließlich sagte sie: »Nun ja, vielleicht ist es Ihnen egal, ob die Polizei Ihren Namen kennt oder nicht.«

»Oho! Ich nehme an, eine Menge Leute werden meinen Namen demnächst kennen.«

»Warum?«

»Es ist einfach so. Aber wo wir gerade von Namen sprechen ... Da, wo ich wohne, gibt es einen kleinen schwarzen Jungen. Er heißt Gabriel und ist fast so alt wie du. Und er ist auch fast so

klug. Er ist ein wirklich guter Junge. Besser geht's nicht.«

»Kann ich ihn kennenlernen?«, fragte Willa rasch.

»Nicht im Moment. Er weiß nichts hiervon, und so soll es bleiben. Aber ich möchte, dass du den Leuten sagst, dass er und seine Mutter, Ruth Ann, nichts mit alledem zu tun hatten. Nichts. Wirst du das für mich tun, Willa?«

»Ja, sicher.«

»Danke. Das ist sehr wichtig.«

»Ist er Ihr Sohn?« Willa schaute zu Daryl zurück.

»Wie kommst du darauf?«

»Sie haben die gleichen Augen.«

Quarry blickte ebenfalls zu Daryl. »Ja, er ist mein Junge.«

»Haben Sie sich geprügelt? Ich habe Lärm in der Mine gehört, und sein Gesicht ist ganz blau ... Ihr Mund übrigens auch.«

Quarry berührte seine verletzte Lippe. »Die Menschen sind nicht immer einer Meinung. Aber ich liebe ihn trotzdem - genauso wie ich Tippi liebe.«

»Sie sind ein sehr ungewöhnlicher Kidnapper, Mr. Quarry«, erklärte Willa rundheraus.

»Nenn mich einfach Mr. Sam. Das macht Gabriel auch immer.«

»Wird es noch lange dauern? Das alles hier?«

Quarry atmete tief durch. »Nicht mehr lange, nein.«

»Ich glaube, es tut Ihnen leid, dass Sie das alles tun mussten.«

»In gewisser Weise ja ... und auch wieder nicht. Aber es ist die einzige Möglichkeit, die ich hatte.«

»Müssen wir schon wieder rein, Mr. Sam?«

»Noch nicht. Bald, aber noch nicht.«

Sie setzten sich auf den Boden und genossen die Wärme der Sonne.

Als sie später wieder hineingingen, ließ Quarry Diane und Willa noch ein wenig Zeit gemeinsam in Dianas Zelle verbringen.

»Warum bist du so nett zu dem Kerl?«, fragte Diane, kaum dass Quarry gegangen war. »Er ist irgendwie seltsam.«

»Natürlich. Er ist ein Irrer.«

»Das glaube ich nicht. Aber was das Nettsein betrifft, ich will ihn einfach nicht wütend machen.«

»Wenn du meinst. Gott, ich könnte jetzt eine Zigarette gebrauchen.«

»Zigaretten sind tödlich.«

»Ich sterbe lieber durch meine eigene Hand«, rief Diane wild und deutete zur Tür, »als durch seine!«

»Sie machen mir Angst.« Willa zog sich ein Stück zurück.

Diane beruhigte sich wieder und setzte sich an den Tisch. »Tut mir leid, Willa. Wir stehen alle unter Stress. Du vermisst deine Familie und ich meine.«

»Sie haben mir doch erzählt, Sie hätten keine Familie.«

Diane schaute sie seltsam an. »Ich wollte mal heiraten und Kinder bekommen, aber es hat nicht funktioniert.«

»Sie sind noch jung.«

»Zweiunddreißig.«

»Da haben Sie doch noch jede Menge Zeit, eine Familie zu gründen.«

»Wer sagt denn, dass ich eine will?«, erwiderte Diane verbittert.

Willa schwieg und beobachtete, wie Diane sich nervös die Hände rieb und auf den Tisch starrte.

»Wir kommen hier nie mehr raus. Das weißt du doch, oder?«, fragte Diane.

»Wenn alles nach Mr. Sams Plan läuft, kommen wir sehr wohl hier raus.«

Diane sprang auf. »Hör auf, ihn so zu nennen! Das klingt, als wäre er ein liebevoller Großvater und kein gewalttätiger Irrer.«

»Okay«, sagte Willa ängstlich. »Ist ja gut. Ich höre damit auf.«

Diane ließ sich wieder auf den Stuhl sinken. »Vermisst du deine Mom?«, fragte sie mit leiser Stimme.

Willa nickte. »Ich vermisse alle. Sogar meinen kleinen Bruder.«

»Hat er dir gesagt, mit deiner Familie sei alles in Ordnung?«

»Ja. Er ...« Willa hielt inne und schaute Diane scharf an. »Was fragen Sie mich das? Hat er Ihnen etwas anderes erzählt?«

Diane war überrascht. »Nein. Ich meine, wir haben nicht darüber gesprochen. Er und ich ... Ich weiß nichts.«

Willa stand auf und blickte der Frau ins Gesicht. Es fiel ihr nicht schwer, das Lügengebilde zu durchschauen.

»Er hat Ihnen irgendwas erzählt«, sagte Willa vorwurfsvoll.

»Nein, hat er nicht.«

»Ist mit meiner Familie alles okay? Ist es?«

»Willa, ich weiß es nicht. Ich ... er ... hör mal, wir können nichts von dem glauben, was er uns sagt.«

»Dann *hat* er Ihnen also etwas gesagt. Was?«

»Willa, ich kann nicht ...«

»Sagen Sie es mir!« Willa rannte zu Diane und schlug auf sie ein. »Sagen Sie es mir! Sagen Sie es mir!«

Draußen waren Schritte zu hören. Ein Schlüssel wurde im Schloss gedreht. Dann wurde die Tür aufgeworfen. Quarry rannte zu Willa und hob sie hoch. Sie drehte sich zu ihm um und schlug ihn ins Gesicht.

»Sagen Sie mir, dass es meiner Familie gut geht! Sagen Sie es!«, schrie sie Quarry an.

Quarry funkelte Diane an, die ängstlich an die Wand zurückkroch. »Willa, hör auf«, befahl er.

Aber sie schlug ihn auf den verletzten Mund. Sie schlug und schlug und schlug.

»Daryl!«, brüllte Quarry.

Sein Sohn kam herein, eine Spritze in der Hand. Er zog die Schutzkappe von der Nadel und stach sie Willa in den Arm. Zwei Sekunden später hing das Mädchen schlaff in Quarrys Armen. Er gab sie seinem Sohn.

»Bring sie in ihre Zelle zurück.«

Als er mit Diane alleine war, drehte Quarry sich zu ihr um. »Was haben Sie ihr gesagt?«

»Nichts, ich schwör's. Sie hat nach ihrer Familie gefragt.«

»Sie haben ihr gesagt, dass Sie ihre Mutter sind?«

»Nein, das würde ich nie tun.«

»Was war dann, verdammt?«

»Sie ... Sie haben ihre Mutter umgebracht.«

»Nein, habe ich nicht.«

»Aber mir haben Sie gesagt, sie sei tot. Ist sie es oder ist sie es nicht?« Quarry schaute zur Tür, dann wieder zu Diane. »Es war ein Unfall.«

»Na klar«, erwiderte Diane sarkastisch.

»Sie haben ihr gesagt, dass sie tot ist?«, fragte Quarry, und Wut keimte in ihm auf. »Nein, aber sie ist ein kluges Kind. Ich habe ihr gesagt, dass man Ihnen nicht trauen kann. Sie hat eins und eins zusammengezählt. Und wenn Sie uns gehen lassen, wird sie es ohnehin herausfinden.« Quarry funkelte sie an. »Sie hätten ihr das nicht sagen sollen.«

»Tja, nun, und Sie hätten ihre Mutter nicht ermorden sollen, ob es nun ein Unfall war oder nicht. Und Sie hätten uns nicht entführen sollen. Und im Augenblick ist es mir eigentlich ziemlich egal, ob Sie mich umbringen oder nicht. Fahren Sie zur Hölle, *Mr. Sam*.«

»Da bin ich bereits, Lady. Seit Jahren schon.«
Er warf die Tür hinter sich zu.

70.

Jane Cox atmete rasch durch und warf einen Blick in das Schließfach. Bis jetzt war das Fach jedes Mal leer gewesen, wenn sie es geöffnet hatte, doch heute lag ein weißer Umschlag darin. Jane schaute sich um, hob ihre Handtasche dicht

an das Fach und ließ den Umschlag darin verschwinden.

Sie war gerade wieder in die Limousine eingestiegen, als jemand ans Fenster klopfte. Jane schaute zu ihrem Sicherheitschef. »Fahren wir.«

Doch anstatt loszufahren, wurde die Wagentür geöffnet. FBI Special Agent Waters stand draußen. »Ich brauche den Brief, Mrs. Cox.«

»Wie bitte? Wer sind Sie?«

Waters hob seine Dienstmarke. »FBI. Ich brauche den Brief«, wiederholte er.

»Was für einen Brief?«

»Den Brief, den Sie gerade dort drüben abgeholt haben.« Er deutete über die Straße zu der Postfiliale.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Wenn Sie mich jetzt bitte allein lassen würden.« Sie schaute zu ihrem Sicherheitschef. »Drew, sagen Sie dem Mann, er soll gehen.«

Drew Fuller, Veteran des Secret Service, blickte Jane nervös an. »Mrs. Cox, das FBI hat Sie vom ersten Tag an unter Beobachtung gehalten.«

»Was?«, rief Jane. Fullers resigniertem Blick nach zu urteilen war ihm bewusst, dass er sich

demnächst auf einem nicht mehr ganz so vorteilhaften Posten wiederfinden würde.

Waters sagte: »Ich habe hier einen Gerichtsbeschluss«, er hielt ein Blatt Papier in die Höhe, »der es mir gestattet, Ihre Handtasche und auch Sie selbst zu durchsuchen.«

»Wie bitte? Ich bin doch keine Kriminelle!«

»Wenn Sie über Beweise in einem Entführungsfall verfügen und diese wissentlich zurückhalten, sind Sie sehr wohl kriminell, Ma'am.«

»Was erlauben Sie sich!«

»Ich versuche nur, Ihre Nichte zurückzuholen. Ich vermute, das ist in Ihrem Interesse.«

»Wie können Sie es wagen ...«

Waters schaute zu Fuller. »Wir können das auf die leichte oder die harte Tour durchziehen. Es liegt an ihr.«

Fuller sagte: »Mrs. Cox, der Secret Service ist über die Maßnahmen des FBI informiert, und offiziell haben wir kein Recht, sie aufzuhalten. Das ist eine Bundesermittlung. Die Anwälte des Weißen Hauses sehen das genauso.«

»Dann sind ja alle einer Meinung«, spottete Jane. »Alle arbeiten hinter meinem Rücken ge-

gen mich. Schließt das auch meinen Mann mit ein?«

»Dazu kann ich nichts sagen«, antwortete Fuller rasch.

»Ich schon«, sagte Jane, »und das werde ich auch, sobald wir wieder im Weißen Haus sind.«

»Das ist Ihr gutes Recht, Mrs. Cox.«

»Nein, das ist meine Mission!«

»Der Brief, Mrs. Cox«, meldete Waters sich wieder zu Wort. »Wir haben nicht viel Zeit.«

Langsam öffnete Jane ihre Handtasche und steckte die Hand hinein.

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Ma'am, nehme ich den Brief selbst heraus.«

Jane warf Waters einen Blick zu, den er vermutlich den Rest seines Lebens nicht vergessen würde. »Zeigen Sie mir erst den Gerichtsbeschluss.«

Waters reichte ihr das Dokument. Jane las es langsam durch und hielt dann ihre Tasche auf. »Ich habe auch Lippenstift da drin, wenn Sie auf so was stehen.«

Waters schaute sich den Inhalt der Tasche an. »Der Brief reicht mir, Ma'am.«

Er holte den Brief heraus. Jane schloss die Tasche so schnell, dass sie Waters fast den Finger eingeklemmt hätte. »Das wird Sie Ihre Dienstmarke kosten«, zischte sie und funkelte dann Fuller an. »Und? Können wir jetzt endlich fahren?«

Fuller drehte sich zum Fahrer um. »Los.«

Zurück in 1600 Pennsylvania Avenue ging Jane sofort in ihre Wohnung. Sie zog ihren Mantel aus, trat die Schuhe von den Füßen, ging in ihr Schlafzimmer und verschloss die Tür. Sie öffnete ihre Handtasche, schob die Finger in den kaum sichtbaren Riss im Futter und zog den Brief heraus. Er war direkt an sie adressiert. Alles mit Schreibmaschine geschrieben. Sie öffnete ihn. Nur ein Blatt war darin, ebenfalls mit Maschine geschrieben.

Jane hatte gewusst, dass sie vom FBI beschattet wurde. Als sie das Fach geöffnet und den Brief gesehen hatte, hatte sie die Tasche nahe ans Fach gehoben und den Brief im Futter verschwinden zu lassen, obwohl es nach außen hin so aussah, als hätte sie ihn in die Tasche gesteckt. Den Brief, den sie Waters gegeben hatte, hatte sie selbst auf einer Maschine geschrieben,

die sie in einer Abstellkammer des Weißen Hauses gefunden hatte. Den falschen Brief hatte sie dann in ihre Tasche gesteckt, bevor sie zur Postfiliale gefahren war. Welcher Mann käme schon auf die Idee, im Futter nachzuschauen, wenn ein anderer Brief direkt neben ihren Kosmetika lag? Jane hatte sogar eine Packung Tampons dazuge-tan, um den Mann noch mehr aus der Fassung zu bringen. So hatte er es nicht gewagt, noch länger in ihrer Tasche herumzukramen.

Der Umschlag, den sie über die Küche des Weißen Hauses bekommen hatte, war weiß gewesen; also war sie davon ausgegangen, dass es auch bei diesem Brief der Fall sein würde. Sie hatte gewusst, dass die Agenten höchstens eine Ecke des Briefes sehen würden, wenn sie ihn in ihrer Tasche verschwinden ließ.

Und sie hatte auch gewusst, dass man sie zur Rede stellen würde, kaum dass der Brief angekommen war. Jane hatte ihre eigenen Quellen im Weißen Haus. Nicht nur der Secret Service bekam alles mit, was hier vor sich ging, sie auch. Deshalb hatte das FBI sie mit dem Gerichtsbeschluss nicht überrascht. Sie hatte die arrogante Bundespolizei übers Ohr gehauen.

Doch das Triumphgefühl war nur von kurzer Dauer. Mit zitternden Händen öffnete Jane den Brief und begann zu lesen. Sie entdeckte ein Datum und eine Uhrzeit, zu der sie eine Telefonnummer anrufen sollte, die ebenfalls in dem Brief genannt war. Die Nummer sei nicht zurückzuverfolgen, hieß es. Wichtiger aber war etwas anderes: Sollte jemand anders den Anruf tätigen, bei dem alles enthüllt werden sollte, hieß es, würde es nicht nur Willa das Leben kosten, dann würde ihrer aller Leben zerstört - unumkehrbar.

Jane fiel vor allem das letzte Wort auf. *Unumkehrbar*. Es war seltsam platziert, seltsam benutzt. Verbarg sich dahinter etwas? Sie wusste es nicht.

Jane schrieb die Nummer auf ein Stück Papier, ging ins Badezimmer, zerknüllte den Brief und spülte ihn die Toilette hinunter. Einen lähmenden Augenblick lang stellte sie sich Bundesbeamte vor, die irgendwo im Weißen Haus das Abwasser abfingen und den Brief wieder zusammensetzten. Aber das war unmöglich. So etwas gab es nur in Orwells »1984«. Doch seit sie im Weißen Haus lebte, hatte sie Orwells Meisterwerk über den »perfekten Faschismus« auf eine Art und Weise

schätzen gelernt, die sich die meisten Amerikaner nicht einmal vorstellen konnten.

Jane spülte sicherheitshalber ein zweites Mal und verließ dann das Bad. Sie machte einen Anruf und sagte sämtliche Termine für diesen Tag ab. Dabei hatte sie in fast drei Jahren im Weißen Haus noch nie einen Termin versäumt, egal wie unbedeutend er sein mochte. Seit Willas Verschwinden aber hatte sie immer wieder Termine abgesagt. Und sie bedauerte es nicht. Die Leute hatten ihr Stück Fleisch bekommen. Jane hatte ihrem Land gut gedient. Dass ihr Mann sich nun nach besten Kräften bemühte, noch einmal vier Jahre dranzuhängen, drehte Jane den Magen um.

Plötzlich wurde ihr kalt. Sie ließ sich ein heißes Bad ein und zog sich aus. Bevor sie in die Wanne stieg, betrachtete sie sich nackt im Spiegel. Sie *hatte* an Gewicht verloren. Das hatte sie zwar schon länger gewollt, aber nicht so. Und mit den fehlenden Pfunden sah sie auch nicht besser aus, im Gegenteil: Sie wirkte älter, schwächer. Es war kein schöner Anblick. Ihre Haut war schlaff, und die Knochen stachen an Stellen heraus, die keiner Frau gefielen. Jane knipste das Licht aus und ließ sich ins heiße Wasser sinken.

Während sie so dalag, dachte sie darüber nach, wie sie etwas tun sollte, über das sich kein Amerikaner - vielleicht mit Ausnahme ihres Ehemannes - den Kopf zerbrechen musste. Jane Cox musste einen Weg finden, einen einfachen, privaten Anruf zu tätigen, ohne dass jemand etwas davon mitbekam. Von hier ging das nicht. Wenn das FBI schon einen Gerichtsbeschluss hatte, ihre Handtasche zu durchsuchen, hatten sie mit Sicherheit auch eine Verfügung, die es ihnen erlaubte, ihre Anrufe zu überwachen. Soweit Jane wusste, wurde ohnehin jeder Anruf überwacht, der ins Weiße Haus ging oder von dort geführt wurde - vielleicht von der NSA. Dieser geheimsame aller Geheimdienste schien ohnehin jeden zu belauschen.

Und wenn sie nicht gerade hier war, in ihrer Privatwohnung, stand ständig jemand neben ihr. Egal ob sie in einer Limousine saß oder in einem Flieger, ob sie ein Krankenhaus einweihete oder einfach nur etwas essen ging.

Das war der Preis, den man zahlen musste, wenn man das Weiße Haus gewann. Aber Jane würde schon etwas einfallen. Immerhin hatte sie auch das FBI mit dem Brief hinters Licht geführt. Sie hatte Handschuhe getragen, um keine

Fingerabdrücke zu hinterlassen, und sie hatte in unverbindlicher Sprache die Summe von zehn Millionen Dollar gefordert und erklärt, die Kidnapper würden sich wieder melden. So hatte sie sich wenigstens ein bisschen Zeit erkauft, wenn auch nicht allzu viel. Der Termin für den Anruf war morgen Abend. Nein, viel Zeit blieb ihr nicht.

Jane schloss die Augen. Das Wort »unumkehrbar« kam ihr immer wieder in den Sinn. Sie öffnete die Augen wieder und erinnerte sich an die Worte, die dem »unumkehrbar« unmittelbar vorangegangen waren.

Jane murmelte sie vor sich hin, während sie in der Dunkelheit in der heißen Wanne lag. *»Ihres aller Leben wird zerstört - unumkehrbar.«*

Nicht nur mein Leben, sondern unser aller Leben.

Leider wusste Jane ganz genau, worauf diese Worte sich bezogen.

Jane hatte es herausgefunden. Sie war auf dem Weg nach Georgetown, um in ihrem Lieblingsrestaurant an der Ecke M-Street und Wisconsin zu essen. Sie war mit ihrem Bruder Tuck und zwei Freunden unterwegs, und natürlich wurde sie von der üblichen Secret-Service-Abteilung verfolgt. Die Vorhut hatte bereits jeden Zoll des Restaurants überprüft. Dann hatte eine weitere Vorausabteilung sämtliche Plätze im Restaurant besetzt, um sicherzustellen, dass sich bis zur Ankunft der First Lady und ihrer Freunde kein Terrorist oder Irrer an einen Tisch hockte und in aller Ruhe auf seine Beute wartete.

Der Plan, hier zu essen, war spontan entstanden, denn die First Lady hatte sich erst in letzter Minute dazu entschieden. Deshalb hatte der Secret Service überstürzt ein Team zusammenstellen müssen, aber daran waren sie gewöhnt - besonders in letzter Zeit mit Jane Cox, die seit der Entführung ihrer Nichte fast jeden Termin über den Haufen geworfen hatte.

Das Essen wurde serviert, der Wein getrunken. Dann und wann schaute Jane auf ihre Uhr. Tuck bemerkte es gar nicht. Er war viel zu sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt. Die anderen beiden Gäste hatte Jane nur deshalb ausgewählt, weil sie die Eigenschaft besaßen, systematisch alles zu ignorieren, was nichts mit Politik zu tun hatte. Nach ein paar höflichen Fragen, wie es Tuck gehe und ob es schon etwas Neues in dem Fall gebe, plapperten sie munter über diesen oder jenen Senator, den Stand des Wahlkampfes und die letzten Umfragewerte. Jane nickte immer nur und gab ihnen gerade genug Feedback, um sie am Reden zu halten.

Und sie schaute weiter auf die Uhr.

Sie hatte dieses Restaurant nicht nur wegen des guten Essens ausgesucht. Es gab noch einen anderen Grund.

Fünf Minuten vor elf winkte sie dem Chef ihrer Sicherheitsabteilung, der an einem Ecktisch saß. Der Mann sprach in sein Funkgerät. Daraufhin ging eine Agentin zur Damentoilette. Sie überprüfte den Waschraum, gab das Okay-Zeichen und baute sich dann vor der Tür auf, um andere weibliche Gäste davon abzuhalten, die

Räumlichkeiten zu betreten, egal wie sehr ihre Blase drücken mochte.

Zwei Minuten vor elf betrat die First Lady die Damentoilette, ging nach hinten und starrte es an.

Das war der Grund, warum sie hierhergekommen war. Dieses Restaurant war das einzige seiner Art, das sie kannte, und das noch ein funktionierendes Münztelefon in der Damentoilette hatte.

Jane hatte sich eine Telefonkarte besorgt. Ihre Kreditkarte wollte sie nicht benutzen; die hätte man zurückverfolgen können. Sie wählte die Nummer aus dem Gedächtnis.

Es klingelte einmal. Zweimal. Dann hob jemand ab. Jane atmete tief durch.

»Hallo?«, sagte eine Männerstimme.

»Jane Cox hier«, erwiderte Jane so deutlich, wie sie konnte.

Sam Quarry saß in seiner Bibliothek in Atlee. Im Kamin prasselte ein Feuer. Er würde den ver-

dammten Schürhaken heute richtig zum Glühen bringen. Quarry trank einen Schluck seines liebsten Schwarzgebrannten. Vor ihm standen Fotos von Tippi und seiner Frau. Die Bühne war bereit. Er hatte Jahre mit der Planung verbracht. Jetzt war der Moment endlich gekommen.

Quarry benutzte ein Klon-Handy. Er hatte es sich von Daryl besorgen lassen, der einen Burschen kannte, der auf solche Sachen spezialisiert war: illegal und nicht nachzuverfolgen.

»Ich weiß, wer Sie sind«, sagte er bedächtig.
»Sie sind sehr pünktlich.«

»Was wollen Sie?«, fragte Jane schroff.
»Wenn Sie Willa etwas antun, dann ...«

Quarry fiel ihr ins Wort. »Ich weiß, dass Sie vermutlich Tausende Leute um sich haben, die sich gerade fragen, was Sie tun. Also lassen Sie mich reden, und bringen wir es hinter uns.«

»Einverstanden.«

»Ihrer Nichte geht es gut. Ich habe auch ihre Mutter bei mir.«

»Ihre Mutter ist tot«, entgegnete Jane. »Sie haben sie ermordet.«

»Ich meine ihre *echte* Mutter. Sie kennen Sie als Diane Wright. Inzwischen heißt sie Diane

Wohl. Sie hat geheiratet, ist umgezogen und hat noch mal von vorn begonnen. Ich wusste nicht, ob Sie das wissen ... oder ob es Sie überhaupt interessiert.«

Jane stand am Telefon in der Damentoilette und hatte das Gefühl, als hätte ihr gerade jemand in den Kopf geschossen. Sie musste sich an der Wand abstützen.

»Ich weiß nicht, was ...«

Erneut unterbrach Quarry sie. »Ich werde Ihnen jetzt sagen, was Sie tun müssen, um Willa wiederzusehen - und nicht als Leiche, meine ich.«

»Woher soll ich überhaupt wissen, dass Sie Willa haben?«

»Hören Sie einfach zu.«

Quarry schaltete ein altes Diktiergerät ein und hielt es an das Handy. Bei seinen Besuchen bei Willa und Diana hatte er das Gerät stets dabeigehabt und die Stimmen der beiden heimlich aufgenommen.

»Willa zuerst«, sagte er. Willas Stimme klang vollkommen klar, als sie sich mit Quarry über den Grund für die Entführung unterhielt.

»Und jetzt Diane. Ich dachte, Sie wollten sich mal anhören, warum sie ihre Tochter aufgeben hat.«

Nun kam Diane, gefolgt von Quarry, der ihr die Ergebnisse des DNA-Tests erläuterte.

Quarry schaltete das Gerät aus und hob das Handy ans Ohr. »Zufrieden?«

»Warum tun Sie das?«, fragte Jane benommen.

»Gerechtigkeit.«

»Gerechtigkeit? Wer ist durch Willas Adoption denn zu Schaden gekommen? Wir haben ihr einen Gefallen getan. Die Frau hat sie nicht gewollt, und ich kannte jemanden, bei dem das anders war.«

»Diane Wohl interessiert mich einen Scheiß, ebenso wenig die Frage, ob Ihr Bruder und seine Frau mit einem kleinen Mädchen glücklich sind. Ich habe sie und Willa gebraucht, um Ihre Aufmerksamkeit zu erregen.«

»Warum?« Jane hob die Stimme.

»Mrs. Cox?« Das war die Agentin draußen.

»Alles in Ordnung?«

»Ich rede nur mit jemandem«, antwortete Jane rasch. »Am Telefon«, fügte sie hinzu.

Quarry sagte: »Klingelt es bei dem Namen Tippi, oder haben sie ihn direkt aus Ihrem Gedächtnis verbannt?«

»Tippi?«

»Tippi Quarry, Atlanta«, fügte Quarry nun lauter hinzu, und sein Blick ruhte auf dem Bild seiner Tochter.

Eine Sekunde, zwei Sekunden, drei Sekunden

...

»O Gott!«, stieß Jane hervor.

»O Gott! trifft es ziemlich genau, Lady.«

»Hören Sie zu. Bitte, ich ...«

»Nein, *Sie* hören mir jetzt zu. Ich weiß alles. Ich habe die Daten, die Namen, die Orte, alles. Jetzt werde ich Ihnen einen Flughafen nennen, zu dem Sie fliegen sollen. Nach Ihrer Ankunft werden Sie eine sehr detaillierte Karte mit den Koordinaten des Ortes finden, an den Sie gehen sollen. Geben Sie die Karte Ihren Bundesfliegern; die werden wissen, wo sie hinmüssen. Es sind größtenteils Zahlen, also nehmen Sie sich jetzt ein Stück Papier und schreiben Sie es auf. Sie dürften sich keinen Fehler erlauben.«

Jane kramte in ihrer Handtasche nach Stift und Papier.

»Alles klar«, sagte sie mit zitternder Stimme. Quarry nannte ihr den Flughafen und die zusätzlichen Koordinaten.

»Und Sie wollen, dass ich zu diesem Ort komme?«

»Himmel, nein! Ich will, dass Sie *beide* kommen.«

»Beide? Wann?«

Quarry schaute auf die Uhr. »In neun Stunden von jetzt an gerechnet. Seien Sie pünktlich. Keine Minute zu früh oder zu spät, wenn Sie das kleine Mädchen noch atmend sehen wollen.«

Jane schaute auf die Uhr. »Das ist unmöglich. Er ist heute zwar in der Stadt, soll aber morgen früh eine Rede vor den Vereinten Nationen in New York halten.«

»Meinetwegen kann er einen Termin beim lieben Gott haben. Wenn Sie nicht in genau neun Stunden dort sind, dann werden Sie Willa nicht lebend wiedersehen. Und diese DNA-Tests und alles andere werden überall in den Medien zu finden sein. Ich kann alles beweisen. Ich habe Jahre meines Lebens damit verbracht, das alles zusammenzutragen. Sie haben unser Leben zerstört, Lady, und Ihr eigenes dann einfach weiter-

gelebt. Nun, jetzt ist Zahhtag. Jetzt ist Tippiis Zeit gekommen. *Meine* verdammte Zeit!«

»Bitte, können Sie uns nicht ...«

»Hier sind die Instruktionen, wie Sie dorthin kommen. Sie sollten die Anweisungen haargenau befolgen. Wenn nicht ... oder wenn Sie das FBI auf mich hetzen ... werde ich es wissen. Sofort. Und dann stirbt Willa, und die ganze Wahrheit kommt ans Licht. Dann gibt es keine zweite Amtszeit für den lieben Danny Boy. Garantiert.«

Jane liefen die Tränen über die Wangen.

Auch Quarry rannen Tränen über die Wangen, als er auf die Fotos der beiden wichtigsten Frauen in seinem Leben schaute, die ihm auf immer genommen worden waren. Und das alles wegen der Frau, mit der er gerade sprach. Wegen ihr. Und wegen ihm.

»Hören Sie mir jetzt zu?«, fragte er mit ruhiger Stimme.

»Ja«, flüsterte Jane.

Quarry erteilte ihr die Instruktionen.

Jane murmelte: »Und wenn wir das tun, kommt Willa frei? Und Sie werden ... Sie werden niemandem etwas sagen?«

»Ich gebe Ihnen mein Wort.«

»Das ist alles? Wie soll ich Ihnen denn vertrauen? Ich kenne Sie ja nicht mal.«

»Doch, Sie kennen mich.«

»Ich ... Ich kenne Sie?«, stammelte Jane.

»Und ob. Ich bin Ihr schlimmster Albtraum. Und wollen Sie wissen warum?« Jane antwortete nicht darauf. Quarry sagte: »Weil Sie beide *mein* schlimmster Albtraum waren.«

»Sind Sie ihr Vater?«, fragte Jane mit tonloser Stimme.

»Die Uhr läuft«, sagte Quarry. »Sie sollten sich in Bewegung setzen. Es ist ja nicht so, als könnten Sie und der Mann einfach in ein Taxi springen. Das haben Sie nun von Ihrer beschissenen Macht. Sie können sich ungefähr so schnell bewegen wie eine tote Kuh.« Er legte auf, warf das Handy durchs Zimmer lehnte sich erschöpft zurück. Dann packte er den Schürhaken, krepelte den Ärmel hoch und brannte sich den letzten Strich in den Arm. Jetzt war das Zeichen vollständig. Der Schmerz war furchtbar. Mit jeder Brandwunde wurde es nicht leichter, sondern schwerer. Und doch gab Quarry keinen Laut von sich, verzog nicht das Gesicht, weinte

nicht einmal. Er starrte dabei nur das Bild von Tippi an.

Und er fühlte nichts. Genau wie sein kleines Mädchen nichts empfand. Nichts. Wegen ihnen.

Dann verließ er rasch das Zimmer. Es gab noch viel zu tun, bevor sie kamen. Ihm schoss bereits das Adrenalin durch die Venen.

In Georgetown ließ Jane den Hörer fallen und rannte aus der Damentoilette.

Die Uhr lief.

72.

Sean und Michelle hatten ihr Gepäck im SUV verladen und verabschiedeten sich von ihrem Vater und ihrem Bruder.

Michelle umarmte beide. »Ich werde bald anrufen, Dad. Und ich werde dich besuchen kommen. Wir können ...«

»Einander wieder kennenlernen?«

»Ja.«

Als sie zur Tür gingen, sagte Frank: »Oh, fast hätte ich es vergessen ... Vor ein paar Stunden ist

ein Päckchen für Sean gekommen. Ich habe es im Wohnzimmer.«

Er ging und kam eine Minute später mit einem kleinen Karton zurück. Als Sean sah, wer ihn geschickt hatte, rief er: »Mein Zwei-Sterne-Kumpel hat noch etwas gefunden. Oh Freude! Noch mehr Deserteure.«

»Deserteure?«, fragte Bobby.

»Das hat mit einem Fall zu tun, an dem wir arbeiten«, erklärte Michelle.

Sie gingen zum SUV. »Ich gehe die Mappen durch, während du fährst, Sean. Das spart uns Zeit, und davon haben wir nicht viel.«

»Danke, Michelle«, sagte er erleichtert. »Das ist nett von dir.«

»Nett hat nichts damit zu tun. Dir wird nur übel, wenn du beim Fahren liest. Ich möchte nicht, dass du in meinen Wagen kotzt.«

Bobby lächelte. »Aaah, das ist meine kleine Schwester, wie sie leibt und lebt.«

Sie fuhren los und durch die Stadt zum Highway. Michelle öffnete den Karton und holte die erste Aktenmappe heraus.

»Es ist gut, dass dein Bruder hier wohnt«, bemerkte Sean. »So kann er deinem Dad Gesellschaft leisten.«

»Ich habe vor, ihm ebenfalls Gesellschaft zu leisten. Wenn ich bei der ganzen Sache etwas gelernt habe, dann ist es die Regel, dass man nichts als selbstverständlich hinnehmen darf. Wie gewonnen, so zerronnen.«

»Vor der Interstate halte ich noch auf einen Kaffee, okay?«, sagte Sean. »Offenbar hat es sich eingebürgert, dass wir unsere Reisen immer mitten in der Nacht beginnen.«

»Ich nehme einen doppelten.«

Sean holte den Kaffee, und sie fuhren nach Norden.

Michelle ging fünf weitere Aktenmappen durch und reckte sich dann.

»Möchtest du, dass ich mal lese?«, fragte Sean. »Ich kann die Kotze ja runterschlucken.«

»Nein, nein, fahr weiter. Aber wenn wir hier nichts finden, was dann?«

»Bete, dass wir etwas finden, denn es gibt kein ›was dann‹.«

Sean schaute auf die Uhr, zog sein Handy aus der Tasche und wählte eine Nummer.

»Wen rufst du an?«, fragte Michelle.

»Chuck Waters. Vielleicht hat er ja was gefunden, das er mit uns teilen will.«

»Mit uns teilen? Ja, klar doch.«

Der FBI-Agent hob nach dem zweiten Klingeln ab. Sean und er sprachen ein paar Minuten; dann stellte Sean sein Handy ab.

»Und? Was Neues?«, fragte Michelle.

»Jane hat einen Brief in das Postfach bekommen, und Waters hat ihn konfisziert.«

»Was stand drin?«

»Irgendetwas von zehn Millionen Dollar Lösegeld. Allerdings glaubt Waters, dass sie ihn verarscht und ihm einen falschen Brief untergejubelt hat.«

»Wie kommt er darauf?«

»Einige Dinge in diesem Brief passen nicht zu dem anderen Schrieb, der bei der Schüssel und dem Löffel gelegen hat. Die Schrift, zum Beispiel. Es wurde eine andere Schreibmaschine benutzt. Und der Poststempel sei falsch gewesen, sagt er.«

»Warum sollte sie den Brief denn austauschen?«

»Sie hat ein ureigenes Interesse an diesem Fall, Michelle. Nach dem zu urteilen, was Betack herausgefunden hat, betrifft diese Sache Jane persönlich. Sie wollte einfach nicht, dass jemand diesen Brief liest.«

»Du glaubst doch nicht, dass Willa ihr Kind ist, oder? Aber vielleicht hat sie ihrem Mann ja Hörner aufgesetzt, bevor er Präsident geworden ist. Dann ist sie schwanger geworden und hat das Kind ihrem Bruder und dessen Frau gegeben.«

»Das könnte man natürlich glauben, nur habe ich Jane Cox vor ungefähr zwölf Jahren gesehen, und sie war definitiv nicht schwanger.«

»Vor *ungefähr* zwölf Jahren?«

»Ich meine, ich habe sie in dieser Zeit immer wieder mal gesehen. Sie kann unmöglich die Mutter sein, es sei denn, sie haben beim Alter des Kindes gelogen.«

Michelle schüttelte den Kopf und las weiter. Eine halbe Stunde später rief sie unvermittelt:
»Dreh um!«

Sean hätte vor Schreck beinahe einen Unfall gebaut. »Was ist?«

»Dreh um!«

»Warum?«

»Wir müssen nach Süden.«

Sean setzte den Blinker und wechselte auf die rechte Spur. »Warum nach Süden?«

Michelle überflog die Akte, die sie in der Hand hielt, und sprach schnell: »Es gibt drei Deserteure mit derselben Adresse in Alabama, aber alle haben unterschiedliche Nachnamen. Kurt Stevens, Carlos Rivera und Daryl Quarry. Sie sollten sich auf ihrer Basis melden, um in den Irak verschifft zu werden, sind aber nie auf der Basis erschienen. Die Militärpolizei hat die Adresse überprüft - einen Ort namens Atlee, eine alte Plantage oder so etwas. Sie gehört dem Vater von einem der Männer, einem gewissen Sam Quarry, Vietnamveteran. Die MP hat keine Spur von den drei Männern gefunden.«

»Okay, das sind drei Deserteure aus einem der Staaten, auf die der FBI-Test hingedeutet hat. Schlüssig ist das aber nicht, Michelle.«

»Sie haben diesen Sam Quarry verhört, eine Ruth Ann Macon und ihren Sohn Gabriel. Und einen Kerl mit Namen Eugene.«

»Und?«

»Ein Hoch auf die Liebe des Militärs zum Detail. In dem Bericht steht, dass dieser Eugene

sich den MPs gegenüber als Angehöriger der *Coushatta* identifiziert hat.«

Sean jagte quer über die Fahrbahn, ignorierte das Hupen der anderen Fahrer und nahm die nächste Ausfahrt. Zwei Minuten später waren sie unterwegs nach Alabama.

73.

Es gibt wohl keinen formaleren, durchgeplanteren Raum auf der Welt als das Oval Office. Wer immer Zutritt zu diesem Raum haben wollte - vom Premierminister irgendeines relativ unbedeutenden Staates bis zu einem Großspender für den Wahlkampf -, eine Genehmigung wurde manchmal erst nach Tagen oder gar Wochen interner Auseinandersetzungen erteilt. Eine einfache Einladung für Leute, die nicht regelmäßig mit dem Mieter des Oval Office zu tun hatten, musste regelrecht erkämpft werden. Bekam man dann endlich Zutritt, war die Behandlung, die man erhielt, bis ins Kleinste durchorganisiert: ein Händeschütteln, ein Schulterklopfen, ein signiertes Foto. Auch bei ernst-

haften politischen Verhandlungen wurde nichts dem Zufall überlassen. Das Oval Office war keine Umgebung, die Spontaneität förderte. Besonders der Secret Service runzelte die Stirn ob allem Ungeplanten.

Es war schon spät, aber Dan Cox arbeitete noch ein paar dieser Besucher ab, bevor er am Morgen zur UN fahren würde, um dort eine Rede zu halten. Man hatte ihn darüber aufgeklärt, wer die Leute waren. Größtenteils handelte es sich um wichtige Unterstützer seines Wahlkampfs, die ihre Scheckbücher gezückt und andere reiche Leute dazu überredet hatten, das Gleiche zu tun.

Sie kamen einer nach dem anderen, und der Präsident schaltete auf Automatik. Hand schütteln, nicken, lächeln, Schulter klopfen, ein paar Worte sagen und das demütige »Danke« akzeptieren. Bei einigen Hochkarättern, auf die ihn sein Beraterstab eigens hingewiesen hatte, nahm er sogar den ein oder anderen Nationalschatz vom Schreibtisch und erklärte etwas dazu. Ein paar Glückliche erhielten gar ein kleines Erinnerungsstück. Und diese Glücklichen verließen das Oval Office in dem Glauben, sie hätten eine persönliche Verbindung zu dem Mann aufgebaut, indem sie irgendetwas Brillantes gesagt hatten, womit

sie sich einen signierten Golfball oder einen Stift mit dem Präsidentensiegel verdient hatten, Dinge, die im Weißen Haus tonnenweise eingelagert waren.

Dieser sorgfältig geplante Prozess wurde brutal unterbrochen, als plötzlich die Tür zum Oval Office aufgestoßen wurde - keine leichte Aufgabe angesichts der Schwere dieser Tür.

Dan Cox hob den Blick und sah seine Frau dort stehen ... Nein, nicht »stehen«, sie schwankte auf ihren High Heels; ihr Blick war wirr und verschwommen, und ihr sonst so perfekt frisiertes Haar zerzaust. Direkt neben ihr standen zwei nervös dreinblickende Agenten des Secret Service. Ihr Problem war klar: Auch wenn die First Lady inoffiziell das Recht hatte, das Oval Office zu betreten, wann immer sie wollte, waren sie in diesem speziellen Fall unschlüssig gewesen, ob sie die Frau durchlassen oder zu Boden reißen sollten.

»Jane?«, sagte der erstaunte Präsident und ließ den Golfball fallen, den er gerade einem Baulöwen aus Ohio hatte geben wollen, der eine ganze Wagenladung Geld für den Wahlkampf gespendet hatte.

»Dan!«, keuchte Jane. Sie war völlig außer Atem, denn sie war direkt von der Limousine durch die langen Gänge des Weißen Hauses und ins Büro ihres Mannes gerannt.

»Mein Gott, was ist denn? Fehlt dir irgendetwas?«

Jane trat einen Schritt vor. Die beiden Agenten taten es ihr nach und versperrten ihr vorsichtig den Weg. Vielleicht dachten sie ja, die First Lady sei wirklich krank, und nun müssten sie den Führer der freien Welt vor den Bakterien schützen.

»Wir müssen reden. Sofort.«

»Ich bin gleich fertig.« Dan schaute zu dem Mann, der den Golfball inzwischen aufgehoben hatte. Lächelnd sagte Cox: »Wir hatten alle einen langen Tag.« Er nahm den Ball wieder zurück. »Lassen Sie mich den Ball nur schnell für Sie signieren ...« Der normalerweise mit Namen so sichere Präsident hatte einen Aussetzer.

Jay, sein Sekretär, eilte ihm sofort zu Hilfe. »Wie wir besprochen haben, Mr. President, hat Wally Garrett in Cincinnati mehr Geld für Ihre Wiederwahl aufgetrieben als sonst jemand.«

»Nun, Wally, ich weiß wirklich zu schätzen ...«

Was der Präsident *wirklich zu schätzen* wusste, sollte nie jemand erfahren, denn Jane sprang vor, riss ihrem Mann den Golfball aus der Hand und schleuderte ihn durch den Raum. Er traf ein Porträt von Thomas Jefferson, einen von Dans größten Helden, und der alte Tom musste fortan mit einer Delle leben, wo bis dahin sein linkes Auge gewesen war.

Die Secret-Service-Agenten sprangen vor, doch Dan hob die Hand und hielt sie auf. Er nickte seinem Sekretär zu, und Garrett wurde ohne den begehrten Golfball rasch aus dem Raum geführt. Aber ein Politiker, der eine Position wie Dan Cox erreicht hatte, überließ nichts dem Zufall, und er ließ auch keinen Spender unglücklich von dannen ziehen. Der Mann aus Ohio würde ein signiertes Foto des Präsidenten bekommen sowie VIP-Karten für einen Event in nächster Zeit. Dabei war natürlich klar, dass er das, was er gerade gesehen hatte, nie publik machen würde.

Dan Cox streckte die Hand nach seiner Frau aus. »Jane, was zum Teufel ...«

»Nicht hier. Oben. Ich traue diesem Raum nicht.«

Jane funkelte die Agenten und Mitarbeiter an, machte auf dem Absatz kehrt und stürmte so schnell aus dem Oval Office, wie sie gekommen war. Kaum hatte sie die dicke Tür hinter sich zugeschlagen, blickten die Beamten und Agenten erst einander und dann den Präsidenten an. Niemand wagte es zu sprechen.

Cox stand ein paar Augenblicke lang einfach nur da. Jeder Politiker, der es so weit gebracht hatte wie er, hatte eigentlich schon alles gesehen, aber das hier war selbst für Dan Cox neu.

»Ich sollte lieber mal nachsehen, was sie will«, sagte er schließlich und ging hinaus.

Larry Foster, sein Sicherheitschef, den man sofort angerufen hatte, eilte herbei und sagte: »Mr. President, möchten Sie, dass wir Sie begleiten?« Die Anspannung war dem alten Veteranen deutlich anzusehen. Selbst er wusste nicht recht, wie er es formulieren sollte. »Äh ... überall hin?«

Normalerweise war die Privatwohnung des Präsidentenpaares für den Secret Service tabu, es sei denn, sie wurden ausdrücklich dazu aufgefordert, einzutreten.

Cox dachte kurz darüber nach, sagte dann aber: »Das ... äh ... wird nicht nötig sein, Larry.«

Doch als er weiterging, fügte er über die Schulter hinzu: »Aber bleiben Sie in der Nähe für den Fall, dass Jane etwas braucht.«

»Selbstverständlich, Mr. President. Wir können binnen Sekunden da sein.«

Cox ging nach oben, um seine Frau zur Rede zu stellen. Das Team des Secret Service folgte ihm, blieb ein paar Meter vor der Tür jedoch stehen und lauschte auf Hinweise, dass der Präsident in Gefahr sein könnte. Ohne Zweifel dachten alle das Gleiche. Es war ihre Pflicht, den Präsidenten der USA vor jeder Gefahr zu beschützen, und sie waren bereit, notfalls sogar ihr Leben zu opfern. Diese Männer waren auf alles gefasst.

Nur nicht auf das, was womöglich gerade nur ein paar Meter von ihnen entfernt vorging. Was, wenn die Gefahr für den Präsidenten von seiner *Ehefrau* ausging?

Dürften sie in so einem Fall auch tödliche Gewalt anwenden? Durften sie die First Lady töten, um den Präsidenten zu retten? Darüber stand zwar nichts im Handbuch, aber alle dachten das Gleiche:

Vermutlich ja.

Der Legende zufolge war so etwas Ähnliches schon einmal geschehen. Als Warren G. Harding Präsident gewesen war, hatte Mrs. Harding von der Affäre ihres Mannes erfahren. Der Präsident und seine Geliebte hatten Zuflucht in einem Schrank gesucht, und die wütende First Lady hatte angeblich versucht, die Tür mit einer Feuerwehrraxt einzuschlagen. Der Secret Service hatte ihr daraufhin die Waffe abnehmen müssen, und der Präsident hatte überlebt. Doch später, noch während seiner Amtszeit, starb er unter mysteriösen Umständen in einem Hotel in San Francisco. Manche Leute glaubten, die First Lady habe doch noch ihre Rache gehabt und ihren Mann vergiftet. Das war allerdings nie bewiesen worden, denn Mrs. Harding hatte eine Autopsie untersagt und stattdessen befohlen, den Leichnam ihres Mannes so schnell wie möglich einzubalsamieren. Das war ein schönes Beispiel dafür, wie der starke Wille einer betrogenen Ehefrau über die Bedürfnisse einer ganzen Nation triumphtierte.

Feuerwehrräxte gab es nicht mehr im Weißen Haus, und obwohl in der Präsidentenwohnung eine kleine Küche vorhanden war, kochte die First Lady eigentlich nie ... oder falls doch, war

es mehr als unwahrscheinlich, dass ein Präsident, der Hardings Geschichte kannte, das Gekochte essen würde.

Larry Foster zerbrach sich den Kopf darüber, ob es vielleicht irgendwelche Brieföffner in der Präsidentenwohnung gab, die man als Waffe benutzen könnte. Und was war mit einer schweren Lampe, um den präsidentialen Schädel einzuschlagen? Oder mit einem Schürhaken? Foster glaubte, förmlich zu spüren, wie er ein Magen-ge-schwür bekam. Obwohl es nicht gerade warm im Weißen Haus war, trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Er und sein Team rückten langsam an die verbotene Tür heran.

Dabei sah jeder der Agenten vor seinem geistigen Auge schon die Schlagzeile von morgen:

SECRET SERVICE TÖTET FIRST LADY, UM PRÄSIDENTEN ZU RETTEN.

Ein halbes Dutzend schwerbewaffneter Agenten wartete im Flur, um notfalls loszuschlagen, und alle sechs hatten sie Magenbeschwerden.

Zwanzig sorgenvolle Minuten später klingelte Fosters Handy. Es war der Präsident.

»Ja, Sir?«, meldete sich Foster.

Er hörte aufmerksam zu, und immer größere Verwirrung zeigte sich auf seinem Gesicht. Aber er sprach mit dem Präsidenten; also konnte Foster nur eines sagen:

»Sofort, Sir.«

Er legte auf und schaute zu seinem Stellvertreter. »Bruce, ruf in Andrews an, und lass einen Flieger startklar machen.«

»Die Air Force One?«

»Jedes Flugzeug, in das der Präsident steigt, ist die Air Force One.«

»Ich meine ...«

»Ich weiß, was du gemeint hast«, sagte Foster mit Nachdruck. »Nein, wir nehmen nicht die 747. Frag nach, ob eine der kleineren Maschinen verfügbar ist. Die 757 vielleicht, ohne Wappen.«

»Wolfman will in einer 757 ohne Kennzeichen nach New York?«, fragte Bruce erstaunt.

»Wir fliegen zwar irgendwo hin«, knurrte Foster, »aber ich glaube nicht, dass New York unser Ziel ist.«

»Aber wir haben doch kein Vorausteam irgendwo hingeschickt.«

»Das ist ein geheimer Einsatz, vergleichbar mit einer Operation im Irak oder in Afghanistan.«

»Aber auch da haben wir Vorausteam. Wir brauchen einen logistischen Vorlauf von mindestens einer Woche, bevor der Mann irgendwo hin kann.«

»Erzähl mir lieber was, was ich nicht weiß, Bruce. Das Problem ist, wir haben keine Woche. Wir haben nur ein paar Stunden, und ich weiß nicht mal, wo zum Teufel es hinget. Also setz dich mit Andrews in Verbindung und besorg mir eine Maschine. Ich rufe in der Zwischenzeit den Direktor an und frage nach, wie ich mit dieser Scheiße hier umgehen soll. Ich bin schon verdammt lange in diesem Job, aber das ist neu für mich.«

74.

Quarry überprüfte die Geräte, die Tippi am Leben erhielten, und checkte den Sauerstoffgehalt. Alles arbeitete reibungslos, angetrieben von einem Generator. Draußen war es dunkel; die Son-

ne würde noch ein paar Stunden auf sich warten lassen.

Als er das Gesicht seiner Tochter berührte, dachte Quarry an sein Telefonat mit Jane Cox zurück. Er hatte noch nie mit der First Lady gesprochen. Leute wie er bekamen diese Gelegenheit nicht. Natürlich hatte er im Laufe der Jahre viel über sie gelesen und die Karriere ihres Mannes verfolgt. Irgendwie hatte er mehr von ihr erwartet. Er hatte sie sich gebildet, elegant und kampferprobt vorgestellt. Doch sie hatte ihn enttäuscht. Die First Lady hatte am Telefon einfach nur menschlich geklungen ... ängstlich, um genau zu sein. Sie hatte sich in ihrem Elfenbeinturm die ganze Zeit so sicher gefühlt, dass sie gar nicht bemerkt hatte, wie unter ihr die Scheiße zu kochen begann.

Nun, jetzt wusste sie es, und bald würde sie es auch aus nächster Nähe sehen.

Quarry atmete tief und langsam durch. Das war es jetzt. Bis zu diesem Punkt hätte er es noch jederzeit abblasen können - und das hätte er auch fast getan, als die Wände im Keller ihn in die Vergangenheit zurückgeführt hatten. Er zog Jane Austens »Stolz und Vorurteil« aus seiner Tasche.

Im Licht von Daddys alter Taschenlampe las er das letzte Kapitel des Romans ... es würde wirklich das letzte Kapitel sein, das er seiner Tochter vorlas.

Quarry klappte das Buch zu und legte es Tippi sanft auf die Brust. Dann drückte er ihr die Hand. Das hatte er all die Jahre immer getan und gehofft, sie würde den sanften Druck seiner Finger erwidern, aber das war nie geschehen. Schließlich ließ er ihre Hand wieder los und schob sie unter die Decke.

Dann holte er sein kleines Diktiergerät aus der Tasche, legte es aufs Bett und schaltete es ein. Die nächsten paar Minuten hörten er und seine Tochter sich wieder Cameron Quarrys letzte Worte auf dieser Erde an. Und wie immer sprach Quarry den letzten Satz mit.

»Ich liebe dich, Tippi, Kleines. Und auch Mama liebt dich von ganzem Herzen. Ich kann es gar nicht erwarten, dich wieder in meinen Armen zu halten, mein kleines Mädchen ... wenn wir beide gesund und munter bei Jesus sind.«

Quarry schaltete das Gerät aus und steckte es weg.

Erinnerungen brachen in Wellen über ihn herein. Es hätte alles ganz anders laufen können. Es hätte alles anders laufen *müssen*.

»Deine Momma wird sich freuen, dich zu sehen, Tippi. Ich wünschte, ich könnte bei euch sein.«

Er beugte sich vor und küsste seine Tochter ein letztes Mal.

Quarry ließ die Tür offen, drehte sich dann noch einmal um und warf einen letzten Blick ins Zimmer. Selbst in der Dunkelheit konnte er Tippi dank der leuchtenden Maschinen, die sie in all den Jahren am Leben erhalten hatten, umrisshaft erkennen.

Die Ärzte hatten viele Male versucht, Quarry zu überreden, die Maschinen abstellen zu lassen.

Tippi war hirntot, hatten sie erst Quarry und seiner Frau und später ihm allein immer wieder gesagt, und das Ganze dann noch mit medizinischem Kauderwelsch garniert, von dem Quarry vermutete, dass es ihn hatte verwirren sollen. Er hatte es sich jedes Mal brav angehört und ihnen anschließend eine ganz einfache Frage gestellt: »Wenn es Ihre Tochter wäre, würden Sie es tun?«

Die leeren Blicke, mit denen er daraufhin bedacht worden war, waren ihm stets Antwort genug gewesen.

Ein Teil von ihm wollte sein Kind jetzt nicht verlassen, doch ihm blieb keine Wahl. Quarry ging von der Veranda herunter und schaute zum Waldrand. In dem kleinen Bunker, den Quarry ausgehoben und mit Holz verstärkt hatte, saß Carlos, die Fernbedienung in der Hand. Ein Kabel verband das Gerät mit einem zweiten, das in die Wand des kleinen Hauses eingebaut war. Der Bunker war mit Erde und Gras getarnt; darunter sorgten Bleiplatten dafür, dass man die Mauern nicht mit elektronischen Geräten durchdringen konnte. Quarry wusste, dass das FBI mit modernster Ausrüstung anrücken würde; deshalb hatte er sich aus alten Röntgenschürzen, die er bei einem Zahnarzt bekommen hatte, diesen Schutz gebaut.

Die Tarnung war so gut, dass man selbst aus wenigen Metern Entfernung den Mann nicht bemerkte, der alles aus dem Bunker beobachtete. Das zweite Kabel, das Quarry von einem Baum bis zum Bunker verlegt hatte, verband eine Kamera mit einem Monitor im Bunker. Wahrscheinlich blickte Carlos gerade auf diesen Mo-

nitor. Auf diese Weise hatte er klare Sicht auf alles, was außerhalb seines Unterstands vor sich ging. Carlos sollte so lange in dem Bunker bleiben, bis die Luft wieder rein war. Der Bunker war gut gelüftet, und es gab reichlich Essen und Wasser. War alles vorbei, sollte Carlos nach Mexiko fliehen und von da aus weiter nach Süden. Quarry hoffte, dass er es schaffen würde.

Quarry stand an einer Stelle, von der er wusste, dass Carlos ihn auf dem Bildschirm sehen konnte. Er hob den Daumen zum Zeichen, dass alles in Ordnung war, und salutierte dann. Anschließend fuhr er wieder nach Hause.

Quarry hatte einen Brief geschrieben und im Keller hinterlegt. Er war nicht an Ruth Ann oder Gabriel adressiert, aber es ging um sie. Quarry wollte, dass die Leute die Wahrheit erfuhren. Er allein war für das hier verantwortlich und sonst niemand. Sein Testament hatte er ebenfalls dort gelassen.

Quarry schlich nach oben und schaute nach Ruth Ann, die tief und fest schlief. Anschließend ging er zu Gabriel. Auch der Junge schlief friedlich.

Quarry zog einen Silberdollar aus der Tasche und legte ihn auf den Nachttisch des Jungen. Leise sagte er: »Geh aufs College, Gabriel. Lebe dein Leben und vergiss, dass du mich je gekannt hast. Und wenn du doch mal an mich denkst, dann hoffe ich, wirst du dich auch daran erinnern, dass ich nicht nur böse war. Das Leben hat mir Karten gegeben, mit denen ich nichts anfangen konnte. Aber ich habe getan, was in meiner Macht stand.«

Quarry ging in seine Bibliothek. Das Kaminfeuer war erloschen, mit einem Eimer Wasser gelöscht. Quarry spannte den Arm mit dem Brandzeichen. Dann schaltete er das Licht ein, schaute sich kurz die Bücher an, knipste das Licht wieder aus und schloss ein letztes Mal die Tür.

Eine halbe Stunde später parkte er seinen Truck neben der Cessna. Zwanzig Minuten später hob die Maschine ab. Während er über das Land flog, schaute er zu dem kleinen Haus hinunter. Er winkte nicht, nickte nicht, zeigte nicht, dass er da war. Jetzt musste er sich konzentrieren. Was vergangen war, war vergangen. Er durfte jetzt nur noch nach vorne schauen.

Daryl hatte die Landebahn für ihn mit Fackeln beleuchtet. Quarry setzte hart auf, ließ die Maschine ausrollen, wendete, stieg aus und schob Keile unter das Fahrwerk.

Wenn alles nach Plan lief, würden er und Daryl bald wieder von hier starten und in Texas landen. Alles in allem sollte es nicht mehr als ein paar Stunden dauern. Von dort hatten sie sich schon einen Weg über die Grenze und nach Mexiko gesucht. Die Grenze in südlicher Richtung zu überqueren, war allerdings auch wesentlich einfacher als umgekehrt. Waren sie erst einmal dort, würde Quarry dem FBI mit einem gestohlenen Handy die Koordinaten der Mine durchgeben, damit Willa und Diane gerettet werden konnten. Bis dahin würde den beiden nichts passieren; Essen und Wasser waren genug vorhanden.

Es war ein guter Plan - wenn er funktionierte.

Quarry schnappte sich seinen Rucksack und ging zum Mineneingang.

In ein paar Stunden würde er es wissen.

Als Sean und Michelle auf den Feldweg einbogen, der nach Atlee führte, kündigte ein glühend roter Himmel im Osten den Sonnenaufgang an.

»Wie unheimlich«, bemerkte Michelle, als sie die einsame, gewundene Straße hinauffuhren.

»Hast du Waters eine Nachricht hinterlassen?«

»Ja, aber ich habe keine Ahnung, wann er uns zurückruft. Außerdem jagen wir vielleicht nur einem Phantom hinterher.«

»Mein Bauch sagt mir etwas anderes.«

»Meiner auch«, gab Sean zu.

»Wie möchtest du es angehen?«

»Erst mal sollten wir uns umsehen und dann für ein Wunder beten, dass wir Willa finden.«

Michelle deutete nach vorne. »Das da könnte das Atlee sein.« Das Haus erschien hinter einer langen Kurve. Große Pinien wuchsen zu beiden Seiten der Auffahrt zu dem alten Herrenhaus.

»Ich sehe keine Autos vor der Tür«, sagte Michelle und zog ihre Waffe.

»An einem Ort wie diesem kann man Autos vermutlich Gott weiß wo abstellen«, erwiderte Sean.

Das Klingeln des Telefons erschreckte sie beide.

Es war Aaron Betack. Sean hörte ihm ein paar Minuten zu, legte dann auf und schaute zu seiner Partnerin.

»Im Weißen Haus ist der Teufel los«, berichtete er. »Offenbar ist Jane von einem Restaurantbesuch nach Hause gekommen und ins Oval Office gestürmt. Sie und der Präsident sind dann raufgegangen und hatten eine Diskussion. Jetzt fliegt das Paar in einer Maschine ohne Kennzeichen an einen unbekannten Ort.«

»Was ist denn da los?«

»Offensichtlich hat jemand Kontakt zu Jane aufgenommen, als sie in dem Restaurant gewesen ist.«

»Aber warum ein Flugzeug ohne Kennzeichen?«

»Vermutlich soll niemand von diesem Trip erfahren, zumindest nicht die Öffentlichkeit.«

»Der Service steht bestimmt vor dem Durchdrehen, weil sie kein Vorauskommando haben schicken können.«

»Genau. Sie tun, was sie können, aber wenn du nicht weißt, wohin es geht, ist es so eine Sache.«

»Du hast Aaron nicht gesagt, was wir herausgefunden haben.«

»Er hat auch so schon alle Hände voll zu tun. Sollten wir aber etwas finden, was mit dem Präsidenten in Verbindung steht, geben wir ihm sofort Bescheid.«

»Licht und Motor aus!«, zischte Michelle plötzlich.

Der SUV verstummte und versank in Dunkelheit. »Was ist?«

»Da ist gerade jemand aus dem Haus gekommen.« Michelle deutete nach vorne. »Lass uns den Rest zu Fuß gehen.«

Sie stiegen aus und schlichen zu dem dunklen Haus.

Michelle hob die Hand. Offensichtlich hatte sie etwas gesehen, das Sean entgangen war. Wie er schon häufiger hatte feststellen müssen, war ihre Nachtsicht geradezu übermenschlich.

»Wo?«, flüsterte Sean ihr ins Ohr.

»Auf der Veranda.«

Sean starrte in die angegebene Richtung und sah eine kleine Gestalt auf den Stufen sitzen. Michelle raunte: »Das könnte Gabriel sein, der kleine Junge, den die MP verhört hat. Er war fast neun, stand in dem Bericht. Damit wäre er jetzt zehn oder elf.«

Sie warteten, ob jemand sich zu Gabriel gesellte. Rasch wurde es heller, und irgendwo krächte ein Hahn.

»Das habe ich auch schon lange nicht mehr gehört«, gestand Sean.

»Wir müssen etwas tun«, sagte Michelle. »Wir verlieren unsere Deckung, und wenn es noch heller wird, sieht er den SUV.«

»Du links, ich rechts.«

Sie trennten sich. Eine Minute später schlichen sie von zwei Seiten auf die Gestalt zu, die sich beim Näherkommen tatsächlich als ein kleiner Junge erwies.

Ein kleiner Junge, der weinte. Tatsächlich weinte er so heftig, dass er nicht einmal bemerkte, wie Michelle neben ihn trat. Als sie ihn an der Schulter berührte, sprang er auf und wäre fast die Stufen hinuntergefallen. Sean konnte ihn gerade

noch rechtzeitig am Arm packen, bevor er davonlaufen konnte.

»Wer ... wer sind Sie?«, stammelte Gabriel und schaute die beiden Privatdetektive mit verheulten Augen an.

»Bist du Gabriel?«, fragte Michelle und legte dem Jungen die Hand auf den anderen Arm.

»Woher kennen Sie meinen Namen?« Der Junge hatte sichtlich Angst.

»Wir werden dir nichts tun«, sagte Sean. »Wir suchen nur jemanden. Ein kleines Mädchen mit Namen Willa.«

»Sind Sie von der Polizei?«

»Wie kommst du darauf, dass wir von der Polizei sein könnten?«, fragte Michelle und verstärkte den Griff um Gabriels dünnen Arm.

Gabriel schniefte, ließ die Schultern hängen und starrte auf seine nackten Füße. »Ich weiß nicht.«

»Weißt du, wo Willa ist?«

»Ich kenne keine Willa.«

»Das haben wir dich nicht gefragt«, sagte Sean. »Wir haben dich gefragt, ob du weißt, wo sie ist.«

»Nein, weiß ich nicht, okay?«

»Aber du weißt etwas über sie?« Michelle blieb hartnäckig.

Gabriel schaute zu ihr auf. »Ich habe nichts Falsches getan. Und meine Ma auch nicht.«

»Das hat ja auch niemand gesagt. Wo ist deine Mutter?«, fragte Michelle.

»Schläft.«

»Ist sonst noch wer im Haus?«

»Ich glaube, Mr. Sam ist weg.«

»Sam Quarry?«, fragte Sean. »Sie kennen ihn?«

»Ich habe von ihm gehört. Warum glaubst du, dass er weg ist?«

»Der Truck ist nicht da«, antwortete der Junge. »Warum hast du geweint, als wir gekommen sind?«

»Weil ... weil ... nur so.«

»Es muss doch einen Grund dafür geben«, sagte Michelle mit sanfter Stimme. »Brauchen Sie immer einen Grund zum Weinen?«, erwiderte Gabriel trotzig. »Ja.«

»Ich aber nicht. Ich weine manchmal einfach so.«

»Sam ist also weg, und deine Mutter schläft. Ist sonst noch jemand drin?«

Gabriel wollte etwas sagen, hielt dann aber inne.

Sean sagte: »Es ist ganz wichtig, dass wir wissen, wer hier ist.«

»Sind Sie nun von der Polizei oder nicht?«

Michelle zückte ihren Detektivausweis und zeigte ihn dem Jungen. »Wir arbeiten mit dem FBI und dem Secret Service bei Willas Entführung zusammen. Habt ihr hier einen Coughatta-Indianer mit Namen Eugene?«

»Nein, aber wir haben einen, der heißt Fred.«

»Ist er im Haus?«

»Nein, er wohnt in einem alten Trailer auf dem Land. Da lang«, sagte der Junge und deutete nach Westen.

»Wer ist sonst noch drin?«

»Miss Tippi war drin, aber jetzt ist sie weg.«

»Wer ist Tippi?«

»Mr. Sams Tochter. Er hat sie erst vor Kurzem aus dem Heim geholt.«

»Aus dem Heim? Was ist denn mit ihr?«

»Sie ist vor langer Zeit krank geworden. Man hat sie an Maschinen angeschlossen, damit sie atmen kann. Sie war Jahre in dem Heim. Mr. Sam und ich sind immer zu ihr gefahren, um ihr

vorzulesen. Jane Austen, ›Stolz und Vorurteil‹. Haben Sie das Buch gelesen?«

»Warum hat er sie nach Hause geholt?«, hakte Michelle nach. »Ich weiß nicht. Er hat's einfach getan.«

»Und jetzt ist sie nicht mehr hier?«

»Jedenfalls nicht in ihrem Zimmer. Ich hab nachgesehen.«

»Hast du deswegen geweint? Weil du glaubst, dass ihr was passiert ist?«

Gabriel schaute Michelle in die Augen.

»Ma'am, Mr. Sam ist ein guter Mann. Er hat mich und meine Mom aufgenommen, als wir nicht mehr wussten, wohin wir sollen. Er hilft den Leuten, vielen Leuten. Er würde Miss Tippi nie etwas antun. Er hat alles für sie getan.«

»Aber du hast trotzdem geweint. Dafür muss es doch einen Grund geben.«

»Warum sollte ich Ihnen den sagen?«

»Weil wir helfen wollen«, antwortete Michelle.

»Das sagen *Sie*, aber woher soll ich wissen, was Sie wirklich wollen?«

»Du bist ein kluger junger Mann«, bemerkte Sean.

»Mr. Sam traut keinem, solange man ihm keinen guten Grund dafür gibt.«

»Was machen Sie hier?«, schnappte eine Stimme.

Sie drehten sich um und sahen Ruth Ann in ihrem alten Bademantel in der Tür stehen. Ihre Aufmerksamkeit galt jedoch nicht dem Bademantel, sondern der doppelläufigen Schrotflinte in Ruths Händen.

76.

Sie hatten sich für eine Boeing 757 entschieden, die der Außenminister geflogen hatte, bevor ihm eine 767-300 genehmigt worden war. Das Flugzeug stand mit dem Rest der Präsidentenflotte auf der Andrews Air Force Base. Sämtliche Regierungskennzeichen waren entfernt worden; nun diente die Maschine hauptsächlich dazu, Agenten, Stabsmitglieder und Angehörige der Presse zu befördern.

Der Außenminister hatte eine Privatkabine und ein Büro in der Maschine einrichten lassen. In diesem Büro saßen nun der Präsident und Mrs.

Cox, als das Flugzeug nur wenige Stunden, nachdem Jane ins Oval Office gestürmt war und Thomas Jefferson einen Golfball an den Kopf geworfen hatte, von der Startbahn abhob. Der Rest des Flugzeugs beherbergte eine rasch zusammengestellte Crew von Secret-Service-Agenten, die größtenteils völlig verwirrt waren.

Der Präsident schaute zu seiner Frau, die in ihrem Sitz kauerte und auf den Boden starrte. Als sie die Verkehrsflughöhe erreichten, schnallte der Präsident sich ab und ließ den Blick schweifen.

»Nettes Büro. Nicht ganz so groß wie meins in der AF-One, aber nett.«

»Tut mir leid, Dan. Tut mir leid, dass du nicht in deinem großen Spielzeug hast fliegen dürfen.« Jane hatte die Arme vor der Brust verschränkt und schaute ihren Mann mit einer Mischung aus Furcht und Hoffnungslosigkeit an.

»Du hältst das alles für Spielzeug?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll. Nein ... ich weiß es doch. Ich denke, wir haben den Tiefpunkt erreicht.«

Dan zog seine Schuhe aus, rieb sich die Füße und ging in der Kabine auf und ab.

»Ich erinnere mich nicht einmal richtig daran.«

»Ich schon.«

»Ich habe mich verändert.«

»Okay.«

»Ja, wirklich, Jane. Und das weißt du auch.«

»Okay, du hast dich verändert. Das hilft uns in dieser Situation aber nicht weiter.«

Dan seufzte, setzte sich neben seine Frau und rieb ihr die Schulter. »Ich weiß. Und ich weiß auch, dass es die Hölle für dich gewesen ist.«

Jane drehte sich langsam zu ihm um. »Er hat Willa deswegen entführt.«

»Das hast du mir erzählt. Nein ... du hast es mir ins Gesicht geschrien.«

»Du hast gesagt, um sie zurückzuholen, könntest du das Präsidentenamt nicht kompromittieren.«

»Das stimmt auch, Jane. Das kann ich nicht. Auch wenn ich nicht für diesen Mist verantwortlich wäre, könnte ich das nicht.«

»*Wir* sind dafür verantwortlich.«

»Jane ...«

Sie nahm seine Hand. »Wir sind dafür verantwortlich«, wiederholte sie mit leiser Stimme.

»Ich weiß eigentlich gar nicht, warum du bei mir geblieben bist.«

»Ich liebe dich«, sagte Jane. »Ich weiß zwar nicht, warum, aber es ist so. Ich habe meinen Stern mit deinem verbunden, Dan. Gemeinsam sind wir in den Himmel geflogen.«

»Und wir könnten genauso schnell wieder abstürzen.«

»Ja.«

»Ich könnte diese Wahl verlieren.« Jane schwieg.

Dan schaute sie an. »Glaubst du, er wird sein Wort halten, wenn wir tun, was er von uns verlangt?«

»Ich weiß es nicht. Ich kenne den Mann nicht. Ich weiß nur, dass er wie jemand klang, der alles genau geplant hat.«

»Der Secret Service ist ziemlich aufgeregt deswegen.«

Nur mit Mühe konnte Jane sich ein Lachen verkneifen. »Ich bin auch ›ziemlich aufgeregt‹. Und egal wie das hier ausgeht - die Leute haben dann immer noch ihren Job. Was dich betrifft, kann ich das nicht behaupten.«

»Was *uns* betrifft«, erinnerte er sie.

»Weißt du, mit ein bisschen Selbstbeherrschung wäre es nie so weit gekommen.«

»Es war wie eine Krankheit. Es wundert mich sogar, dass bis jetzt noch niemand gekommen ist.«

»Du wunderst dich? Wirklich? Obwohl ich immer den Dreck hinter dir weggefeigt habe? Und da wunderst du dich?«

»So habe ich es nicht gemeint.«

»Wie hast du es dann gemeint?«

»Jetzt ist nicht der geeignete Zeitpunkt, sich zu streiten, Jane. Wir müssen da gemeinsam durch, wenn wir überleben wollen.«

»Überleben? Damit wir im Herbst unseres Lebens kämpfen können?«

»Wenn es das ist, was du willst«, erwiderte Dan kalt.

»Was ich will? Ich will nicht in diesem Flugzeug sitzen und nicht dorthin, wo wir jetzt fliegen.«

»Wie hat er sich am Telefon angehört?«

»Entschlossen. Voller Wut und Hass. Kannst du es ihm verübeln?«

»Glaubst du, er war ehrlich? Ich meine, irgendwie kommt mir das ziemlich billig vor, nur um ... du weißt schon ...«

»Wäre es dir lieber, er bringt Willa um?«, erwiderte Jane düster. »Das habe ich nicht gesagt! Leg mir keine Worte in den Mund.« Ein Klopfen unterbrach ihren Streit.

Es war Larry Foster. »Sir, der Pilot geht davon aus, dass wir in anderthalb Stunden in Huntsville landen. Zum Glück haben sie dort gerade eine neue Landebahn gebaut, die für ein Flugzeug dieser Klasse geeignet ist.«

»Sehr schön.«

»Und dann reisen wir an einen anderen Ort weiter?«

»Sie haben die Koordinaten?«

»Jawohl, Sir.«

»Und? Gibt es da ein Problem?«

»Sir, darf ich offen sprechen?«

Cox schaute zu seiner Frau und drehte sich dann wieder zu Foster um. »Schießen Sie los«, sagte er gereizt.

»Die ganze Sache ist problematisch. Wir haben keine Ahnung, wo wir hingehen oder was uns dort erwartet. Ich habe viel zu wenig Leute

und nicht mal ein Viertel der üblichen Ausrüstung. Ich empfehle dringend, dass wir nach D. C. zurückkehren.«

»Das ist unmöglich.«

»Sir, ich rate dringend, diese Operation abbrechen.«

»Ich bin der Präsident«, knurrte Dan. »Ich will eine kleine Reise unternehmen. So etwas Tolles ist das doch nicht.«

Foster räusperte sich. Seine geballten Fäuste zeugten von der Wut, die er nur mit Mühe im Zaum hielt. »Das andere Problem ist, dass uns keine Fahrzeugkolonne zur Verfügung steht, Sir. Und der Zielort liegt gut achtzig Meilen südöstlich vom Flughafen in Huntsville.«

»Wir müssen dorthin.« Cox schaute auf seine Uhr. »Und zwar in genau vier Stunden und sieben Minuten.«

»Ich habe ein C-130 mit zwei Helikoptern vorausgeschickt. Es wird eine Weile dauern, bis die startbereit sind.«

»Sie haben einen Zeitplan. Von dem dürfen wir keine Sekunde abweichen.«

»Sir, wenn Sie mir einfach sagen würden, worum es hier geht. Ich weiß, dass der Direktor mit

Ihnen gesprochen und mich unterstützt hat, aber ...«

Cox richtete den Zeigefinger auf ihn. »Der Direktor tut, was ich ihm sage. Ich kann ihn morgen schon ersetzen lassen, und das werde ich auch, wenn weiteres Störfeuer von ihm kommt. Ich will, dass Sie tun, was man Ihnen sagt. Ich bin der Oberbefehlshaber. Wenn Sie sich weigern, lasse ich die verdammte Army übernehmen. *Die* werden meine Autorität nicht in Frage stellen.«

Foster straffte die Schultern. »Mr. President, laut Bundesgesetz sind wir für Ihren Schutz verantwortlich.« Er schaute zu Jane. »Für Ihrer *beider* Schutz. Was hier gerade vor sich geht, ist ohne Präzedenzfall und potenziell sehr gefährlich. Wir hatten keine Gelegenheit, das Ziel zu überprüfen. Keine Aufklärung, keine Bedrohungsanalyse, kein ...«

»Larry«, fiel Cox ihm in ruhigerem Tonfall ins Wort. »Ich weiß, dass das alles Mist ist. Ich will das auch nicht.« Er deutete auf seine Frau. »Und sie ebenfalls nicht. Aber jetzt sind wir hier.«

»Hat es mit Ihrer Nichte zu tun?« Foster richtete diese Frage an Jane. »Falls ja, sollten wir besser das FBI informieren.«

»Das geht nicht.«

»Aber ...«

Der Präsident legte dem Mann die Hand auf die Schulter. »Ich vertraue darauf, dass Sie uns beschützen, Larry. Sie werden so viel Zeit haben, alles zu überprüfen, wie ich Ihnen geben kann. Ich bin kein Dummkopf. Ich werde nirgends hingehen, wo man mich umbringen kann, oder schlimmer noch, meine Frau. Es wird schon nichts passieren.«

Foster sagte bedächtig: »Also gut, Sir. Aber wenn die Sache aus dem Ruder läuft, ziehe ich den Stecker. Dazu bin ich befugt. Das steht im Bundesgesetz.«

»Lassen Sie uns hoffen, dass es nicht so weit kommt.«

Nachdem Foster gegangen war, fragte Jane: »Und wenn Larry dich nicht tun lässt, was du tun musst?«

»Das wird nicht passieren, Jane.«

»Warum nicht?«

»Ich bin immer noch der Präsident. Außerdem habe ich ein märchenhaftes Leben geführt, und mein Glück hat mich noch nicht verlassen. Noch nicht.«

Jane wandte sich ab. »Sei dir da nicht so sicher«, sagte sie.

Er funkelte sie an. »Auf wessen Seite stehst du eigentlich?«

»Darüber habe ich gerade nachgedacht und noch keine Entscheidung getroffen.«

Sie verließ die Kabine.

Der Präsident setzte sich an den Schreibtisch und betete, dass er noch einmal Glück haben würde. Ein einziges Mal.

77.

Sind Sie Ruth Ann?«, fragte Michelle, den Blick auf die Frau und nicht auf die Waffe gerichtet.

Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Die Leute sind von der Regierung, Momma. Sie sind wegen Mr. Sam hier.«

»Halt du den Mund, Junge.«

»Ruth Ann«, sagte Sean, »wir wollen nicht, dass jemand verletzt wird, aber wir glauben, dass Mr. Sam ein kleines Mädchen mit Namen Willa Dutton entführt hat.«

»Nein, das hat er nicht!« Ihr Finger spannte sich um den Abzug.

»Momma, ich habe den Namen unten in dem Raum gesehen. Und ihr Foto war im Fernsehen ...«

»Halt den Mund, Gabriel. Ich sage es dir nicht noch einmal.«

»Das Leben eines kleinen Mädchens steht hier auf dem Spiel«, versuchte es Michelle. »Ein kleines Mädchen, das nicht viel älter ist als Gabriel.«

»Mr. Sam tut niemandem weh. So einer ist er nicht.«

»Miss Tippi ist weg, Momma«, sagte Gabriel. Ruth Ann fiel die Kinnlade herunter. »Was?«

»Sie ist nicht in ihrem Zimmer. Mr. Sam hat sie mitgenommen.«

»Wohin?«

»Ich weiß nicht.«

»Ruth Ann«, sagte Sean, »wenn Sie uns mal einen Blick ins Haus werfen lassen, und wenn wir dann nichts finden, gehen wir wieder. Wir wollen nur Willa und sie zu ihrer Familie bringen.«

»Ist Willa das kleine Mädchen, deren Momma getötet worden ist?«, fragte Ruth Ann, und ihr Griff um die Schrotflinte löste sich ein wenig.

»Ja.«

»Was hat Mr. Sam damit zu tun? Sagen Sie mir das!«

»Vielleicht hat er gar nichts damit zu tun«, antwortete Michelle. »Dann wird ihm auch nichts geschehen. So einfach ist das. Und wenn Sie glauben, dass er nicht unser Mann ist, haben Sie bestimmt kein Problem damit, wenn wir uns hier ein wenig umschaauen.«

»Bitte, Momma, lass sie.«

»Warum bist du eigentlich so dahinter her, Gabriel?«

»Weil es das Richtige ist. Mr. Sam würde das Gleiche sagen, wenn er hier wäre.«

Ruth Ann schaute ihren Sohn sekundenlang an; dann nahm sie die Schrotflinte herunter und trat beiseite.

Sean und Michelle betraten die Eingangshalle von Atlee und schauten sich um.

»Das ist ja wie eine Reise in die Vergangenheit«, murmelte Sean.

Michelle hatte ihre Aufmerksamkeit auf die Frau gerichtet, die ihnen folgte. »Ruth Ann, ich möchte, dass Sie die Waffe weglegen. Jetzt sofort.« Michelles Hand lag auf ihrer Pistole.

»Tu es, Momma!« Gabriel standen Tränen in den Augen.

Ruth Ann tat, wie ihr geheißen. Michelle schnappte sich die Waffe und nahm die Munition heraus.

»Gabriel«, sagte Sean, »was ist das für ein Raum, von dem du geredet hast?«

Sie gingen nach unten zu der massiven Tür.

»Ich habe die Schlüssel nicht«, sagte Ruth Ann. »Die hat Mr. Sam.«

»Treten Sie bitte zurück«, befahl Michelle. Sie zielte und jagte zwei Kugeln neben das Schloss. Dann steckte sie die Waffe wieder weg, nahm Anlauf und trat mit Wucht das Schloss aus der Tür. Sie flog auf.

Gabriel starrte die fremde Frau mit großen Augen an. Dann blickte er zu Sean, der bloß mit den Schultern zuckte und lächelte.

»Sie macht gerne so eine Show«, sagte er.

Sie betraten den Raum, und Gabriel schaltete das Licht ein. Als Sean und Michelle sahen, was sich an den Wänden befand, bekamen sie den Mund nicht mehr zu. Fotos, Aktenzettel, Notizen auf Schiefertafeln und Stecknadeln an Fäden, die die einzelnen Teile miteinander verbanden.

»Gabriel, Ruth Ann«, sagte Sean, »weiß einer von euch, was das zu bedeuten hat?«

»Nein, Sir«, antwortete Ruth Ann.

»Wer hat das alles gemacht?«, fragte Sean.

»Mr. Sam«, erklärte Gabriel und fügte hinzu: »Ich bin mal hier unten gewesen, als er nicht da war. Da habe ich dann auch das Bild von dem Mädchen gesehen. Da.«

Er deutete auf einen Teil der Wand. Einen Augenblick später starrten Sean und Michelle auf ein Foto von Willa.

Als Sean den Blick über die anderen Wände schweifen ließ, blieb er plötzlich an einem bestimmten Punkt haften. »Ruth Ann, Gabriel, würdet ihr bitte draußen warten?«

»Was?«, sagte Gabriel. »Warum?«

»Raus. Sofort!«

Sean scheuchte die beiden hinaus, schloss die Tür hinter ihnen und wandte sich wieder dem Bild der Frau zu.

»Sean, was ist?«, fragte Michelle.

»Ich habe dir doch mal erzählt, wie ich Jane Cox kennengelernt habe.«

»Ja. Du hast ihren betrunkenen Mann, den Senator, nach Hause gebracht, nachdem du ihn mit einer jungen Frau im Wagen erwischt hast.«

Sean deutete auf das Bild. »Das ist sie.«

Es war ein Bild der jungen Diane Wohl.

Michelle schaute sich das Foto an. »*Die* war mit Cox zusammen?«

Sean nickte. »Neben dem Bild steht zwar Diane Wohl, aber damals hieß sie anders. Das heißt, ihr Vorname war gleich, aber ihr Nachname war irgendwie anders.«

»Sie hat ihn vielleicht geändert. Oder sie hat geheiratet.« Michelle schaute zu einer Karte, die durch einen Faden mit Dianas Bild verbunden war.

»Da steht Diane *Wright*. Sagt dir das etwas?«, las sie von der Karte vor.

»Ja. So hieß sie!«

Sean deutete auf einen neueren Zeitungsartikel neben dem Bild. Darin wurde über die mutmaßliche Entführung einer Diane Wohl aus Georgia berichtet.

»Also hat er auch Diane Wright«, sagte Sean. Er deutete auf die Wände. »Das alles hier erzählt eine Geschichte, Michelle. Quarry hat das alles zusammengestellt.«

Michelle richtete den Finger auf die linke Seite des Raumes. »Und ich glaube, die Geschichte beginnt da drüben.«

Ganz am Anfang stand ein Datum von vor vierzehn Jahren.

Michelle las die fünf Worte daneben: »Er hat mich vergewaltigt, Daddy.«

Daneben stand der Name Tippi Quarry, und daneben wiederum war ein Bild von Tippi in ihrem Krankenhausbett zu sehen, wo sie an lebenserhaltenden Geräten angeschlossen war. Michelle drehte sich zu Sean um. Ihre eigene Panik spiegelte sich in seinem Gesicht.

»Sean, mir wird schlecht ...«

»Mach einfach weiter, Michelle. Wir müssen weitermachen.«

Sie verfolgten die Geschichte entlang der Kellerwände von Atlee.

Als sie fertig waren, sagte Michelle mit gedämpfter Stimme: »Er hat sie vergewaltigt. Und dann haben sie eine illegale Abtreibung vornehmen lassen. Die First Lady war darin verwickelt.«

»Sie wäre fast verblutet und ist ins Koma gefallen«, fügte Sean mit leerer Stimme hinzu.

»Aber wenn Cox sie vergewaltigt hat, warum hat sie es dann nicht der Polizei gemeldet?«

»Vielleicht hat sie jemand überzeugt, es nicht zu tun. Jane Cox zum Beispiel. Sie weiß, wie man andere Menschen manipulieren und beherrschen kann.«

»Aber wie passt Willa da rein?«

Sie gingen zu der Wand, an dem Willas Foto hing. Es war bedrückend, das kleine Mädchen in einem Raum lächeln zu sehen, der so voller Elend und Tragik war.

Sie folgten Quarrys Arbeit. Schließlich fragte Michelle: »Wie lange liegt dieser Vorfall mit Cox zurück?«

Er rechnete nach. »Das war vor ungefähr dreizehn Jahren.«

»Willa ist gerade zwölf geworden«, sagte Michelle. »Rechnen wir noch mal neun Monate Schwangerschaft drauf ... Sean, Willa ist die Tochter des Präsidenten! Du hast sie erwischt, *nachdem* sie Sex hatten, nicht vorher. Und die Frau ist schwanger geworden.«

»Ich nehme an, diesmal haben sie beschlossen, eine Adoption durch Janes Bruder sei besser als eine illegale Abtreibung mit anschließendem Koma.«

»Bist du sicher, dass er sich nicht auch Diane Wright aufgezwungen hat?«

»Ich weiß nicht. Es sah zumindest einvernehmlich aus.«

»Wenn Dan Cox Tippi Quarry vergewaltigt hat und sie nach einer missglückten Abtreibung ins Koma gefallen ist, dann will Sam Quarry Rache.«

Sean schaute verwirrt drein. »Indem er Willa entführt und ihre Mutter tötet? Das ergibt keinen Sinn.«

»Er braucht einen Hebel.«

»Einen Hebel wofür?«

»Ich weiß nicht«, gab Michelle zu. »Es könnte damit zu tun haben, dass der Präsident und seine

Frau plötzlich zu einem unbekannten Ort aufgebrochen sind.« Michelle starrte an die Wände. »Wie hat er das alles bloß herausgefunden? Das muss Jahre gedauert haben.«

»Er muss seine Tochter wirklich geliebt haben. Er hat nie aufgegeben.«

»Aber er ist auch ein Killer. Und er hat Willa. Und wir müssen sie zurückholen.«

»Hast du noch die Kamera in deinem SUV?«

Michelle ging nach draußen und kehrte ein paar Minuten später mit ihrer Nikon zurück. Sie fotografierte die Wände und zoomte sämtliche Zettel und Fotos heran. In der Zwischenzeit durchsuchte Sean die Aktenschränke und holte eine Hand voll Unterlagen heraus, die er mitnehmen wollte. Dann sah er den Brief, den Sam Quarry neben seinem Testament auf dem Schreibtisch zurückgelassen hatte. Sean nahm beides und las es durch, bevor er es einsteckte.

Sean und Michelle verstießen gegen fast jede Regel, die für Ermittler an einem Tatort galt. Aber dies hier war kein gewöhnlicher Tatort; deshalb hatte Sean beschlossen, ein paar neue Regeln einzuführen. Er wusste zwar nicht, wie

die Sache ausgehen würde, aber er wusste genau, was für ein Ende er wollte.

»Fertig«, sagte Michelle und machte die letzten Aufnahmen.

Sean drückte ihr ein paar Akten in die Hand. »Sag mal, warum sollte er Tippi aus dem Heim holen und dann an einen anderen Ort bringen?«

»Ich weiß auch nicht. Das ergibt keinen Sinn.«

Sean ging tiefer in den Keller hinein, spähte um eine Ecke und rief: »Was ist das denn?«

Michelle lief zu ihm. Im hinteren Teil des angrenzenden Raumes stapelten sich mehrere Metallzylinder. Sean legte die Akten zur Seite und drehte mehrere der Zylinder um. Ein paar enthielten Sauerstoff, andere nicht.

»Was ist das?«, fragte Michelle.

Anstatt zu antworten rannte Sean zur Tür zurück und riss sie auf. Er holte Gabriel und Ruth Ann herein und führte sie zu den Zylindern.

Die beiden schauten sich die Behälter verständnislos an und schüttelten die Köpfe, als Sean sie fragte, was Quarry damit wolle. Dann bemerkte Sean das Equipment auf einer Werkbank neben den Zylindern. Es waren die Überreste einer Videokamera, ein paar Fernsteuerun-

gen, Kabel sowie Rollen mit Metallummantelungen.

»Wofür ist das alles?«, fragte er.

Gabriel schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, aber ich weiß, dass Mr. Sam alles bauen kann, was er will. Er kann jede Maschine reparieren. Alles Elektronische. Und er ist auch ein guter Zimmermann.«

»Das liegt ihm im Blut«, stimmte Ruth Ann ihrem Sohn zu. »Es gibt nichts, was er nicht bauen oder reparieren könnte.«

»Habt ihr eine Ahnung, wo er hingegangen sein könnte? Gabriel, du hast gesagt, sein Truck ist weg.«

»Ja, aber er hat auch ein Flugzeug«, sagte Gabriel.

»Was für eins?«, fragte Michelle.

»Eine kleine, einmotorige Cessna.«

»Wozu braucht er denn ein Flugzeug?«

»Er war Pilot in Vietnam«, antwortete Ruth Ann, »und manchmal fliegt er zu der alten Mine rauf.«

»Was für eine alte Mine?«

Gabriel berichtete ihnen von der Kohlenmine. Schließlich sagte er: »Mr. Sam hat mir mal er-

zählt, früher sei das ein Gefängnis der Konföderierten gewesen.«

»Ein Gefängnis«, murmelte Sean vor sich hin und schaute nervös zu Michelle. »Glaubst du, er ist da raufgeflogen?«, fragte er Gabriel.

»Wenn das Flugzeug weg ist, dann ja. Das ist der einzige Ort, wo er damit hinfliegt.«

»Und glaubst du auch, dass er Tippi dorthin gebracht hat?«

»Nein. Ich glaube, die ganzen Maschinen, die sie braucht, passen nicht ins Flugzeug. Es ist ziemlich klein.«

»Und wo ist sie? Was glaubst du?«

Gabriel dachte nach. »Mr. Sam hat ein kleines Haus mit nur einem Zimmer auf einem Stück Land nicht weit von hier gebaut. Eigentlich ist da nichts. Es gibt weder Strom noch sonst irgendwas; deshalb glaube ich nicht, dass Miss Tippi dort ist. Sie braucht nämlich Strom für ihre Maschinen.«

»Warum hat er dann so ein Haus gebaut?«, fragte Michelle.

Gabriel zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Aber er hat es selbst gebaut. Ganz allein. Es hat ihn viel Zeit gekostet.«

Sean blickte nervös zu Michelle, bevor er sich wieder Gabriel zuwandte. »Kannst du uns zeigen, wie man zu der Mine kommt?«

»Sicher, aber da muss ich Sie begleiten.«

»Gabriel!«, rief seine Mutter.

»Ich weiß nicht, wie ich es den beiden beschreiben soll, Momma«, sagte Gabriel, »aber ich kenne den Weg.«

Ruth Ann blickte besorgt zu Sean. »Mr. Sam war wirklich gut zu uns. Wenn er irgendetwas Schlimmes getan hat, hatte er bestimmt einen guten Grund dafür. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Er hat uns sein Haus und sein Land hinterlassen«, erklärte Gabriel.

»Und er hat Fred tausend Dollar in bar gegeben. Das hat Fred mir selbst gesagt«, fügte Ruth Ann hinzu.

»Glaubt er, nicht mehr lange zu leben?«, fragte Sean.

»Wer von uns weiß schon, wie lange er noch da ist?«, konterte Ruth Ann. »Jeder von uns kann schon morgen tot umfallen. Das liegt in Gottes Hand.«

»Ist sonst noch jemand oben in der Mine?«, fragte Sean.

»Daryl vielleicht, sein Sohn«, antwortete Gabriel. »Vielleicht auch Carlos.«

»Was ist mit einem Kerl namens Kurt Stevens?«

»Mr. Sam hat gesagt, Kurt habe die Stadt verlassen und sei weitergezogen«, sagte Gabriel.

»Sind Waffen in der Mine?«, wollte Michelle wissen.

»Mr. Sam mag seine Waffen. Daryl auch. Sie können beide einer Fliege die Flügel abschießen.«

»Na toll«, seufzte Sean. »Gabriel, kannst du mit uns zu dem Ort fahren, wo Mr. Sam sein Flugzeug hat? Und wenn er nicht da ist, bringst du uns dann zur Mine?«

Gabriel schaute seine Mutter an, die ihm beschützend die Hand auf die Schulter legte.

»Momma, ich glaube, ich muss das tun.«

»Warum denn, Junge? Warum? Das geht dich nichts an.«

»Mr. Sam ist kein schlechter Mensch. Das hast du selbst gesagt. Ich kenne ihn fast mein ganzes Leben lang. Wenn ich ihm helfen kann, alles

wieder in Ordnung zu bringen, dann muss ich es tun ... dann *will* ich es tun.«

Ruth Ann lief eine Träne über die Wange.

»Wir werden gut auf ihn aufpassen«, sagte Sean. »Wir bringen ihn heil zurück. Versprochen.«

Ruth Ann blickte Sean mit roten Augen an. »Bitte, passen Sie auf ihn auf, Mister. Der Junge ist alles, was ich habe.«

78.

Die beiden Helikopter hoben ab und flogen nach Südosten. In einer der Maschinen saßen der Präsident und seine Frau sowie mehrere Agenten des Secret Service. Außerdem war so viel Equipment an Bord, wie sie auf den letzten Drücker hatten zusammenbringen können. Die zweite Maschine transportierte weitere Agenten, die beiden besten Sprengstoffhunde der Bundespolizei und noch mehr Equipment sowie Chuck Waters, dem Larry Foster einen Tipp gegeben hatte, ohne dass das Präsidentenpaar davon wusste. Es wurde mit jeder Minute heller; es war nahezu

windstill, und die aufgehende Sonne vertrieb die Kälte der Nacht.

Betacks Handy klingelte.

»Ja?«

»Aaron, ich bin's, Sean King. Wir müssen reden.«

»Ich bin gerade ziemlich beschäftigt.«

»Ich bin in Alabama.«

»Was? Wir auch!«

»Wer sind ›wir‹?«

Betack schaute zu Waters und sagte dann ins Handy: »Wie ich dir gesagt habe, sind Wolfman und Lynx unterwegs.« Das waren die Codenamen des Secret Service für das Präsidentenehepaar. »Was machst du in Alabama?«

»Müsste ich raten, würde ich sagen, wir folgen derselben Fährte wie ihr. Wo genau fliegt ihr hin?«

»Wir wissen es nicht, das habe ich dir doch schon gesagt, Sean.«

»Ich dachte, es hätte sich inzwischen geändert. Ihr seid wirklich mit dem Präsidenten unterwegs und wisst nicht wohin?«

»Hier kocht die Scheiße. Wir fliegen blind durch die Gegend und brechen so ziemlich jede

Regel im Handbuch. Larry Foster hat das Team unter sich. Der arme Kerl steht kurz vor einem Herzinfarkt. Kaum hat es im Oval Office gekracht, knattern wir schon quer durch Alabama an einen Ort, von dem wir nur die Koordinaten haben.«

»Aaron, das ist Wahnsinn. Ihr könntet direkt in eine Falle laufen.«

»Meinst du, das weiß ich nicht? Glaubst du, der Service ist glücklich darüber? Aber er ist der Präsident, Mann.«

»Willst du damit sagen, der Direktor des Secret Service lässt das zu? Oder die obersten Berater des Präsidenten? Was ist mit dem Vizepräsidenten?«

»Du weißt, was für ein Drahtseilakt das ist. Er ist der Oberbefehlshaber, und wir sind seine Leibeigenen. Aber wir haben uns im Hintergrund den Arsch aufgerissen und das FBI und die Army um Unterstützung gebeten. Unter diesen beschissenen Umständen haben wir einen ordentlichen Schutz aufgebaut.«

Waters winkte Betack, ihm das Handy zu geben.

»King? Chuck Waters hier.«

»Hallo, Chuck. Ich habe Ihnen eine Nachricht hinterlassen.«

»Was machen Sie?«

»Würde ich es Ihnen sagen, würden Sie es mir sowieso nicht glauben. Aaron hat mir erklärt, was bei Ihnen los ist. Sie könnten direkt in einen Hinterhalt fliegen.«

»Ja, aber der Präsident weiß nicht, dass wir schon zwei Helikopter mit einem SWAT-Team vorausgeschickt haben. Wenn wir landen, haben die Jungs das Gebiet durchkämmt und einen Kordon errichtet, durch den nicht mal ein Eichhörnchen kommt, bevor der Präsident auch nur einen Fuß auf den Boden setzt. Wenn uns dann nicht gefällt, was wir sehen, sind wir wieder weg, Präsident hin oder her.«

»Und wenn sie eure Chopper abschießen?«

»Auch daran haben wir gedacht. Jede Maschine ist mit den neuesten Abwehrsystemen ausgestattet. Außerdem gibt die Army uns Feuerchutz, und ein ganzes Geschwader Apaches durchkämmt die Gegend um die Koordinaten herum, die man uns gegeben hat. Und wenn ein Apache auf einen zukommt, schießt man sich in die Hose, das können Sie mir glauben.«

»Okay, aber wir haben hier etwas gefunden, dass Sie wissen müssen, Chuck. Das könnte eine Achillesferse sein.« Sean erzählte von den Metallzylindern.

»Wo haben Sie die gefunden?«

»Das erkläre ich Ihnen später.«

»Wo sind Sie jetzt?«

»Mit einem Jungen namens Gabriel auf dem Weg zu einer verlassenen Mine.«

»Gabriel? Und warum zu einer Mine?«

»Weil ich glaube, dass das kleine Mädchen dort ist.«

»Willa?«

»Das hoffen wir, Chuck. Wir bleiben in Verbindung. Und viel Glück.«

79.

Sam Quarry starrte so intensiv auf das improvisierte Satellitentelefon in seiner Hand, als wäre es eine Giftschlange. Der Zeitpunkt für Carlos' Anruf war nicht einmal annähernd gekommen, doch ein Teil von ihm wünschte sich, es wäre

schon so weit. Er wollte, dass es endlich vorbei war.

Quarry sah nach Daryl, um sicherzustellen, dass alles bereit war; dann ging er zu Willas Zelle. Als er eintrat, kauerten das Mädchen und Diane am Tisch. Quarry hatte beschlossen, dass die beiden Frauen an diesem Tag - dem letzten - zusammen sein sollten. Sie hoben den Blick, als er hereinkam und die Tür hinter sich schloss.

Quarry lehnte sich an die Wand und steckte sich eine Zigarette an.

»Was ist los?«, fragte Willa mit zitternder Stimme. Sie war nicht mehr dieselbe, seit sie herausgefunden hatte, dass mit ihrer Familie irgendetwas passiert war.

»Es ist so gut wie vorbei«, verkündete Quarry.
»Hoffe ich jedenfalls.«

»Sie hoffen?«, fragte Diane müde.

»Ja, ich hoffe«, antwortete Quarry. »Und ich bete.«

»Und wenn Ihre Hoffnungen sich nicht erfüllen?«, fragte Willa.

»Ja, sagen Sie es uns, *Mr. Sam*«, sagte Diane kalt. »Was dann?«

Quarry ignorierte sie und schaute zu Willa.
»Ich habe meine Tochter nach Hause geholt. Die Kranke.«

»Warum?«

Quarry zuckte mit den Schultern. »Es war an der Zeit. Ich habe allen Lebewohl gesagt. Alles ist gut.«

»Lebewohl?«, hakte Willa ängstlich nach.

»Egal wie das hier ausgeht, für mich ist es vorbei«, erklärte Quarry. »Es ist alles erledigt. Ich werde niemanden mehr sehen.«

»Wollen Sie sich umbringen?«, fragte Diane mit einem Hauch von Hoffnung in der Stimme.

Quarry verzog die Lippen zu einem Lächeln.
»Man kann einen Mann nicht töten, der längst tot ist.«

Diane wandte sich ab, aber Willa fragte:
»Wenn Sie weg sind, wer wird sich dann um Ihre Tochter kümmern?«

Neugierig drehte Diane sich wieder um. Daran hatte sie offensichtlich gar nicht gedacht.

Wieder zuckte Quarry mit den Schultern. »Das ist schon okay mit ihr.«

»Aber ...«

Er ging zur Tür. »Bleibt einfach da sitzen.«

Und weg war er.

Diane rückte näher an Willa heran. »Gar nichts ist okay, Willa.«

Das Mädchen starrte auf die Tür.

»Willa, hörst du mich?«

Willa hörte sie offenbar nicht. Sie starrte immer nur weiter auf die Tür.

Das Flugzeug war nicht da gewesen; also gab Michelle Gas. Gabriel saß neben ihr und erteilte Anweisungen, und Sean hockte hinten, schaute in den Himmel und hielt nach dem Hubschrauber mit dem Präsidenten und der First Lady Ausschau, die sich für vieles zu verantworten hatten.

»Biegen Sie da links ab«, sagte Gabriel.

Michelle ging so schnell in die Kurve, dass Sean in den Sitz gepresst wurde.

»Wenn wir sterben, bevor wir ankommen, ist das eher kontraproduktiv«, schimpfte er und legte den Sicherheitsgurt an.

»Wie weit noch, Gabriel?«, fragte Michelle.

»Noch eine Stunde«, antwortete der Junge.
»Mr. Sam ist im Flugzeug viel schneller. Ich bin noch nie geflogen. Sie?«

Michelle konzentrierte sich auf die Straße. Jedes Mal, wenn es geradeaus ging, und sei es nur ein kleines Stück, trat sie das Gaspedal durch, doch je höher sie kamen, desto seltener wurden die geraden Abschnitte. »Ja, ich bin schon mal geflogen.« Sie riss den Kopf zu Sean herum. »Er da hinten ist sogar schon mit dem Präsidenten in der Air Force One geflogen.«

Gabriel starrte Sean voller Ehrfurcht an. »Sie haben den Präsidenten kennengelernt?«

Sean nickte. »Aber vergiss nicht: Er zieht sich die Hose genauso an wie du und ich. Erst dann kann er auf den roten Knopf drücken und die Welt vernichten.«

Michelle drehte sich um, warf Sean einen finsternen Blick zu und sagte: »Wenn du mal fliegen willst, Gabriel, können wir das sicher arrangieren.«

»Das wäre cool. An der nächsten Straße müssen Sie rechts.«

»An was für einer Straße?«, fragte Sean, und ein weiteres Schlagloch hob ihn erneut aus dem

Sitz. »Meinst du diesen Hindernisparcours, auf dem wir seit zehn Meilen fahren?«

Nach der Abzweigung ging es steiler bergauf, und Michelle schaltete den Allradantrieb dazu.

»Erzähl uns von der Mine, Gabriel«, sagte Michelle.

»Was wollen Sie denn hören?«

»Gibt es nur einen Eingang oder mehrere?«

»Ich kenne jedenfalls nur einen. Dann ist da noch eine Graslandebahn, die Mr. Sam selbst gemacht hat. Ich bin manchmal mit ihm hier raufgefahren, mit dem Truck. Da haben wir dann das Gras gemäht.«

»Sprich weiter«, forderte Michelle ihn auf. »Je mehr wir wissen, desto besser sind wir vorbereitet.«

Gabriel erzählte von den Schächten und Räumen, die Quarry in der Mine angelegt hatte.

»Warum hat er all das gemacht?«, fragte Sean.

»Er hat gesagt, wenn das Ende der Welt gekommen ist, würden wir alle da hingehen. Er hat jede Menge Essen, Wasser, Laternen und so weiter da.«

»Und Waffen«, sagte Michelle.

»Und Waffen«, bestätigte Gabriel. »Wahrscheinlich ziemlich viele.«

Sean holte seine eigene 9mm und die beiden Ersatzmagazine heraus, die er stets bei sich trug.

Zwei Pistolen, ein paar Ersatzmagazine, ein kleiner Junge, zwei potenzielle Geiseln, eine finstere Mine und eine bis an die Zähne bewaffnete Gegenseite, die jeden Winkel kannte. Sean blickte Michelle im Innenspiegel in die Augen.

Michelle dachte offenbar das Gleiche, denn sie formte mit den Lippen stumm die Worte: »Ich weiß.«

Sean schaute zum Seitenfenster hinaus. Das Gelände wurde immer steiler. Auch wenn die Sonne langsam höher stieg, war es noch dunkel und kalt. Sean dachte an den Kellerraum in Atlee zurück. Er dachte an die Geschichte an der Wand, die Sam Quarry vermutlich Jahre seines Lebens gekostet hatte. Und dann dachte er an jene Nacht in Georgia zurück, als er in diese Gasse gegangen war und die junge Frau gesehen hatte, die es mit dem zukünftigen Präsidenten trieb. Dabei hatte der Mann eine wunderschöne und intelligente Ehefrau gehabt und war gerade in den US-Senat gewählt worden. Und da ließ er sich

von irgendeiner Zwanzigjährigen im Auto einen blasen?

Seans Gedanken schweiften zu einer anderen jungen Frau: Tippi Quarry.

Er hat mich vergewaltigt, Daddy.

Eine blutige Abtreibung.

Ein jahrelanges Koma.

Lebenslanges, vegetatives Stadium, hatte Quarry an die Wand geschrieben und jedes Wort drei Mal unterstrichen.

Sean hatte keine Kinder. Aber hätte er welche gehabt, und wäre seiner Tochter etwas Ähnliches widerfahren, was hätte er dann getan? Wie weit würde er gehen? Was für eine Geschichte würde er an die Wand schreiben? Wie viele Menschen würde er töten?

Sean steckte die Pistole wieder in den Gürtelholster.

Sie würden Sam Quarry oben an der Mine finden, davon war Sean überzeugt. Und sie würden auch Willa und diese Diane dort finden - ob lebend oder nicht, stand allerdings in den Sternen.

Aber was die Frage betraf, was er und Michelle deswegen unternehmen sollten ...

Sean wusste es wirklich nicht.

Eine Stunde, bevor die beiden Hubschrauber mit dem Präsidenten und seinem Sicherheitsteam eintrafen, landeten zwei große Helikopter mit zwei Dutzend schwer bewaffneten SWAT-Männern und jeder Menge Ausrüstung keine hundert Meter von Quarrys kleinem Haus entfernt. Die Waffen im Anschlag, verteilten sich die Männer. Weitere Ausrüstung wurde aus den Hubschraubern geschleppt und aufgebaut. Die Männer erkundeten die unmittelbare Umgebung, fanden aber nichts.

In dem mit Blei verkleideten Bunker hatte Carlos sich unter den Sehschlitz geduckt, kaum dass er die Hubschrauber gehört hatte, doch sein Blick haftete auf dem Monitor. Er bekreuzigte sich und murmelte ein kurzes Gebet.

Die Hälfte der Beamten riegelte das Areal ab, während die andere Hälfte weitere Geräte aus dem zweiten Helikopter holte. Die auffälligsten waren zwei mobile Roboter, die jeder hundert Pfund wogen. Die Männer stellten sie auf den Boden und schalteten sie ein; dann wurden sie

mit einer Art Joystick gelenkt. Der erste Roboter fuhr in immer engeren Kreisen um das Haus und rollte schließlich hinein. Falls es dort drin Sprengsätze geben sollte, würde der Roboter sie mit seinen Instrumenten finden, und ein Bombenentschärfungskommando würde sie unschädlich machen.

Doch der Roboter fand keinen Sprengstoff; also wurde der zweite, modernere Robot geschickt. Die SWATs hatten ihn »Gamma Hound« getauft. Seine Aufgabe bestand darin, radioaktive, biologische oder chemische Substanzen zu orten. Doch auch Gamma Hound schlug nicht ein einziges Mal an. Das Haus war sauber.

Erst dann näherten sich die Beamten dem Haus und gingen hinein. Was sie dort fanden, erstaunte selbst die erfahrensten Veteranen unter ihnen.

Der Truppführer nahm sein Funkgerät und berichtete: »Wir haben hier eine bewusstlose weiße Frau zwischen dreißig und vierzig Jahren, die an medizinische Geräte angeschlossen ist, die offensichtlich von einem Generator mit Strom versorgt werden. Wir haben alles nach Bedrohungen abgesucht, aber nichts gefunden. Abgesehen von der Frau und den Geräten ist das Haus leer.«

Der Einsatzleiter hörte sich den Bericht an und fragte dann ungläubig nach: »Was hast du da gesagt?«

Der Mann wiederholte die Meldung, und der Einsatzleiter gab die Informationen an den Hubschrauber des Präsidenten weiter.

Einer seiner Männer schaute den Einsatzleiter an und fragte: »Und was tun wir jetzt?«

»Jetzt sehen wir uns das Haus mal mit der Lupe an. Und wir riegeln das gesamte Gebiet ab. Abgesehen von der komatösen Lady da drin möchte ich in einem Kilometer Umkreis kein Lebewesen mehr sehen.«

»Wer ist die Frau?«

»Ich habe keine Ahnung, und ich muss es auch nicht wissen. Ich weiß nur, dass der Präsident hierher unterwegs ist, und solange ich hier das Sagen habe, wird ihm nichts passieren. Los jetzt!«

Sie suchten das Areal noch einmal sorgfältig ab. SWATs trampelten um den Bunker herum, in dem Carlos kauerte. Die Kamera im Baum fanden sie jedoch nicht, denn Quarry hatte extra ein Loch in die Eiche gebohrt, die Kamera darin versteckt und das Loch anschließend mit Rinde

wieder zugeklebt. Außerdem war sie so weit oben im Geäst, dass sie genauso gut unsichtbar hätte sein können.

Mehrere Beamte gingen wieder ins Haus zurück und stemmten mit Brecheisen Quarrys schöne Bodenbretter auf, fanden aber nur Estrich darunter. Ein Beamter schlug mit der Faust darauf. »Hart wie Fels. Das ist massiver Beton.«

»Sieh es dir genauer an«, befahl sein Truppführer.

Ein Bohrer wurde gebracht. Die Männer bohrten so tief, bis sie auf etwas Hartes trafen, das sie nicht durchbrechen konnten. »Das ist wirklich massiv.«

»Okay, das reicht.«

Die Bodenbretter wurden zurückgelegt und die Wände der gleichen Prozedur unterzogen. Auch sie waren massiv.

Nachdem das Areal gesichert war und die Männer keinerlei Bedrohungen gefunden hatten, wartete der Einsatzleiter geduldig auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten. Die Männer hatten keine Ahnung, was der Präsident hier wollte. Sie wussten nur eines: Sollte sich doch noch eine Gefahr ergeben, würden sie diese mit so viel

Feuerkraft zerstören, wie ein ganzes Bataillon sie besaß.

Sie hatten den SUV abgestellt und waren ausgestiegen. Sie hatten keine andere Wahl gehabt, denn die Straße hatte an einer Wand heruntergestürzter Felsbrocken geendet.

»Die ist früher nicht hier gewesen«, sagte Gabriel. »Früher konnte man direkt bis zum Eingang fahren.«

»Das wäre sowieso keine Option für uns gewesen«, sagte Sean.

Gabriel ging vorneweg, als sie weiter zur Mine hinaufstiegen, wobei sie über Felsen und rutschiges Erdreich klettern mussten. Einmal stolperte Sean und musste sich mühsam aufrappeln. »Das ist das Alter«, sagte er und schaute verlegen drein.

»He, wann warst du eigentlich zum letzten Mal auf der Schießbahn?«, fragte Michelle. »Wenn wir auf etwas stoßen, das ich treffen muss, werde

ich es treffen. Ich zähle nur darauf, dass du es als Erste triffst.« Sie gingen weiter.

Gabriel sagte: »Ich habe keinen Schlüssel für die Mine.«

»Kein Problem«, erwiderte Michelle. »Bring uns einfach nur hin.«

Ein paar Minuten später hatten sie die Felsen hinter sich gelassen und sahen die grasbewachsene Landebahn.

»Ist das sein Flugzeug?«, fragte Sean und deutete auf die kleine Cessna. »Ja.«

Plötzlich blickte Gabriel nach rechts. »Und das ist Mr. Sam«, flüsterte er.

Alle blickten auf den Mann, der mit einem kleinen schwarzen Kasten aus der Mine gekommen war. Aus ihrem Versteck zielte Michelle mit der Waffe auf Quarry, doch auf diese Entfernung war ein sicherer Schuss mit der Pistole unmöglich. Sie schaute zu Sean und schüttelte den Kopf.

»Er ist älter, als ich dachte«, flüsterte Sean und musterte den großen, weißhaarigen Mann.

»Aber er ist stark wie ein Bär«, sagte Gabriel. »Ich habe schon gesehen, wie er einen viel größeren und nur halb so alten Mann niedergeschla-

gen hat, weil der meine Momma beschimpft hat. Er kämpft richtig gut.«

»Ich hoffe, ich muss nicht herausfinden, *wie* gut«, sagte Sean trocken.

»Aber Sie sind doch hierhergekommen, um dafür zu sorgen, dass es allen gut geht, oder? Mr. Sam und dem kleinen Mädchen, nicht wahr?«

Sean und Michelle schauten sich wieder an.

»Stimmt. Aber weißt du, Gabriel, das liegt an ihm. Wenn er anfängt, müssen wir reagieren.«

»Ich rede mit ihm. Das ist schon okay. Er wird keinem etwas tun. Ich kenne Mr. Sam.«

Michelle blickte zu Sean. Keiner von beiden war auch nur annähernd von Gabriels Aussage überzeugt.

81.

Die beiden Helikopter setzten sanft auf.

Der Präsident schaute aus dem Fenster. Sein Gesicht war knallrot. »Was ist hier los? Was sind das für Leute?« Er deutete auf das SWAT-Team.

Bevor jemand antworten konnte, klopfte Chuck Waters an das Glas. Ein Agent öffnete die Helikoptertür und klappte die Leiter herunter.

»Was sind das für Leute?«, fragte der Präsident noch einmal.

Waters antwortete: »Ein Sondereinsatzkommando, Sir. Sie haben das Areal gesichert.«

»Ich habe keine derartige Aktion autorisiert.«

»Ich weiß, Sir. Das Okay kam vom Direktor des FBI.«

Cox war nicht glücklich darüber, doch der FBI-Direktor war der einzige Mann in einer solchen Position, der *nicht* vom Präsidenten abhängig war. Er hatte eine feste Amtszeit, und wer gerade im Weißen Haus saß, konnte ihm ziemlich egal sein.

Die beiden Sprengstoffhunde aus dem anderen Helikopter wurden zum Haus geführt. Auch wenn die Roboter das Gebäude bereits überprüft hatten, war eine solche Vorgehensweise Standard. Die Hunde gingen das Gelände ab und verschwanden im Gebäude. Ein paar Minuten später kamen sie wieder heraus, und einer der Hundeführer signalisierte, dass alles sauber sei.

Im Helikopter fuhr Waters fort: »Unser Direktor hat sich mit dem Chef des Secret Service besprochen. Er hält das hier für die beste Vorgehensweise, Sir, wenn man Sie schon nicht davon abhalten konnte, herzukommen.«

»Wie rücksichtsvoll von ihm. Lassen Sie uns nur hoffen, dass meine Nichte wegen seiner Rücksichtnahme nicht tot ist.«

»Dann *ist* sie also der Grund, warum wir hier sind?«, fragte Larry Foster. »Weil die Entführer eine Forderung gestellt haben?«

Alle Blicke richteten sich auf Jane Cox.

Waters sagte: »Wir wissen, dass der Brief, den wir Ihnen abgenommen haben, nicht echt war, Mrs. Cox. Stand in dem echten Brief, Sie sollten hierherkommen?«

»Nein, da stand nur eine Telefonnummer, die ich anrufen sollte. Bei diesem Telefonat hat man mir dann gesagt, ich solle mit dem Präsidenten herkommen, wenn ich meine Nichte lebend wiedersehen will.«

»Und hat der Anrufer Ihnen auch gesagt, was Sie tun sollen, wenn Sie hier sind?«

»Wir sollen ins Haus gehen und uns eine Frau anschauen, die im Bett liegt«, antwortete Jane.

»Nun, die SWATs haben tatsächlich eine Frau in dem Haus gefunden. Sie ist an lebenserhaltende Geräte angeschlossen. Wer ist sie?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Jane mit fester Stimme. »Ich bin nur hier, um meine Nichte zurückzuholen.«

»Sie kennen die Frau nicht?«, hakte Waters skeptisch nach. »Sind Sie sicher?«

»Woher soll ich wissen, ob ich die Frau kenne?«, sagte Jane mit scharfer Stimme. »Ich habe sie ja noch nicht einmal gesehen!«

Foster blickte verwirrt drein. »Aber was genau sollen Sie hier tun? Dem Bericht der SWATs nach zu urteilen, ist die Frau nicht bei Bewusstsein.«

Jane und der Präsident schauten einander an. Schließlich antwortete Jane: »Ich kann Ihnen nur sagen, dass der Präsident und ich in das Haus gehen und uns die Frau ansehen sollen. Mehr weiß ich auch nicht.«

Der Präsident erklärte: »Und wir sollen allein hineingehen.« Rasch fügte er hinzu: »Zumindest hat man das Jane so gesagt.«

Waters und Foster tauschten besorgte Blicke. »Mr. President«, sagte Foster, »das gefällt mir

ganz und gar nicht. Es gibt nur einen Grund, warum jemand Sie hierher lotst - um Ihnen Schaden zuzufügen. Alles andere ergibt keinen Sinn. Dieses Gebäude könnte genauso gut eine Zielscheibe auf dem Dach haben. Wir sollten wieder nach Huntsville zurück und von da nach D. C. fliegen. Sofort.«

»Und dann stirbt meine Nichte!«, rief der Präsident zornig aus. »Erwarten Sie ernsthaft von mir, dass ich einfach verschwinde und das zulasse?«

»Ich verstehe, was Sie durchmachen müssen, Sir, aber Ihnen bleibt keine andere Wahl. Und mir auch nicht. Sie sind der Präsident der Vereinigten Staaten. Ihre Sicherheit darf nicht gefährdet werden. Soweit es mich betrifft, ist Ihr Leben mehr wert als jedes andere, auch als das Ihrer Nichte.« Er schaute zu Jane. »Nicht einmal das Leben Ihrer Frau ist so wichtig. So lautet das Gesetz. Das ist meine Pflicht, und die gedenke ich zu erfüllen.«

»Ich scheiße auf das Gesetz und auf Ihre Pflicht, Foster. Wir reden hier über das Leben eines kleinen Mädchens. Ich werde *nicht* zurückfliegen.«

»Bitte nötigen Sie mich nicht, Zwangsmaßnahmen einzuleiten, Sir. Ich habe Ihnen bereits gesagt, dass ich ermächtigt bin, Sie zur Rückkehr zu zwingen, und ich bin bereit, das auch zu tun.«

»Haben Ihre Leute das Areal nicht überprüft? Hat das SWAT-Team nicht jeden Stein hier umgedreht? Worin besteht da bitte die Gefahr? Wird die Frau plötzlich aufspringen und mir den Hals umdrehen?«

»Sie hängt an einer Herz-Lungen-Maschine«, sagte Foster.

»Dann stellt sie auch keine Bedrohung für mich dar. Sie haben Ihre Sprengstoffhunde mitgebracht. Sie haben nichts gefunden. Da draußen steht eine ganze Armee von schwer bewaffneten Männern, und über uns kreisen Flugzeuge und Helikopter. Nur ein Panzer, ein Geschütz oder ein Raketenwerfer könnten dieses Haus auf größere Entfernung treffen, und wenn ich richtig informiert bin, gehört sämtliches derartiges Gerät im Staat Alabama uns. Wir sind hier ganz allein. Was sollte mir da schon passieren?«

»Sir, wenn wir die Gefahr kennen würden, wäre es keine Gefahr mehr. Es ist das Unbekannte, was mir Sorgen macht.«

»Das Unbekannte!«, stieß der Präsident hervor. »Ich will Ihnen mal was *Bekanntes* sagen, Larry: Wenn ich umkehre und meine Nichte sterben lasse, und wenn das dann herauskommt, kann ich meine Wiederwahl abschreiben. So einfach ist das. Haben Sie das verstanden, mein Freund?«

Foster, Waters und die anderen Agenten im Hubschrauber schauten einander an. Sie konnten nicht glauben, was sie gerade gehört hatten.

»Okay«, begann Foster bedächtig, »Sie verlieren dann also die Wahl ...«

»Der Präsident hat sich ein bisschen unglücklich ausgedrückt«, meldete Jane sich rasch zu Wort. Ihr Mann hatte offenbar nicht bemerkt, welche Reaktion er bei den Männern hervorgerufen hatte. »Diese Sache hat den Präsidenten sehr mitgenommen, und mich auch. Genau wie ich macht er sich große Sorgen um unsere Nichte. Aber er hat auch hart für dieses Land geschuftet. Wir werden nicht zulassen, dass irgendein Psychopath oder Terrorist unserer Nichte ein Leid zufügt oder die Geschichte dieses Landes verändert, indem er meinem Mann eine zweite Amtszeit verwehrt. Das Leben meiner Nichte kommt

natürlich an erster Stelle, aber hier steht noch weit mehr auf dem Spiel. Machen wir uns da nichts vor.«

»Tut mir leid, Mrs. Cox«, sagte Foster und schüttelte den Kopf. »Ich werde trotzdem keinen von Ihnen in dieses Haus lassen.« Über sein Headset sprach er mit dem Piloten. »Jim, wirf die Maschine an und ...«

Foster brachte den Satz nicht zu Ende, denn Cox riss dem Agenten neben sich die Pistole aus dem Holster, entsicherte sie und drückte sie an seine Schläfe.

»Großer Gott!«, rief Foster.

Und Waters brüllte: »Mr. President, nicht ...!«

»Halten Sie den Mund, beide!«, rief Cox.

»Wenn jetzt noch jemand versucht, uns aufzuhalten, können Sie meine *Leiche* nach D. C. zurückbegleiten und dort erklären, wie Sie versucht haben, mich zu beschützen, indem Sie mich so verrückt gemacht haben, dass ich mir das Hirn aus dem Schädel gepustet habe!«

Er winkte Jane. »Steig aus.« Dann wandte er sich wieder Foster zu. »Ich werde jetzt mit meiner Frau in dieses Gebäude gehen. Wir werden nur ein paar Minuten dort bleiben, und Sie wer-

den keinerlei Überwachungsgeräte oder Wanzen an diesem Haus anbringen. Der Kidnapper war sehr deutlich, was das betrifft. Wenn wir fertig sind, steigen wir wieder in den Hubschrauber und fliegen nach Hause. Und dann wird meine Nichte hoffentlich freigelassen, und Sie alle werden vergessen, was hier geschehen ist. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?»

Die Männer schwiegen, starrten nur weiter den Präsidenten an, der sich eine Waffe an den Kopf gedrückt hatte.

Waters brach schließlich das Schweigen. »Sir, wenn Sie darauf bestehen, müssen Sie nur eines tun.«

»*Ich* gebe hier die Befehle, nicht das FBI!«

Waters wandte sich an Jane. »Da ist etwas, was Sean King herausgefunden hat. Sie vertrauen ihm doch, nicht wahr?«

Jane nickte.

»Dann sollten Sie beide genau zuhören, was ich Ihnen jetzt sage. Werden Sie das tun?«

»Wenn wir dann ins Haus gehen und diese Sache hinter uns bringen können, ja!«, antwortete der Präsident.

Ein paar Minuten später stiegen Jane, den Mantel eng um sich geschlungen, und der Präsident aus dem Helikopter. Als die SWAT-Beamten den Präsidenten mit einer Waffe in der Hand sahen, erstarrten sie.

»Mr. President ...?«, sagte der Einsatzleiter verwirrt.

»Aus dem Weg!«, fuhr Cox ihn an. Der Einsatzleiter, ein Veteran aus zwei Kriegen und unzähligen Feuergefechten mit Drogendealern und den unterschiedlichsten Psychopathen, sprang sofort beiseite. Cox nahm die Hand seiner Frau und ging weiter. Als sie die kleine Veranda erreichten, schauten sie einander kurz an und gingen hinein.

82.

Das Präsidentenpaar schaute auf Tippi Quarry hinunter, die von den Geräten mit Sauerstoff versorgt wurde. Monitore zeigten ihren Herzschlag auf.

»Sie ist nun schon mehr als dreizehn Jahre so«, sagte Jane. »Ich hatte ja keine Ahnung.«

Der Präsident musterte sie. »Ich kann mich nicht an sie erinnern, Liebling. Ich schwöre, ich erinnere mich nicht. Aber sie hat ein hübsches Gesicht.«

Bei diesen Worten rückte Jane ein Stück von ihm ab. Er schien es nicht zu bemerken. »Tippi Quarry?«, fragte er.

»Ja.«

»In Atlanta?«

»Ja. Sie hat in der PR-Firma gearbeitet, die wir für deinen ersten Senatswahlkampf engagiert haben. Sie war dort Praktikantin, frisch aus dem College.«

»Woher weißt du das alles?« Dan drehte sich zu seiner Frau um.

»Ich habe mir die Mühe gemacht, das nachzuforschen. Diese Mühe habe ich mir bei allen Damen gemacht, an denen du interessiert warst.«

»Ich weiß, dass du damals durch die Hölle gegangen bist.« Er wandte sich wieder Tippi zu. »Aber an sie kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern.«

»Das ist vermutlich der Grund dafür, weshalb euch bis jetzt niemand miteinander in Verbindung gebracht hat. Aber du *hast* Kontakt zu ihr

gehabt. Das hat damals sogar mich überrascht. Ich habe euch zusammen in einem Hotelzimmer gefunden. Sie hat geschrien und dich angefleht, von ihr runterzugehen, aber es war zu spät. Du warst schon fertig. Ich habe Stunden gebraucht, sie wieder zu beruhigen, während du von zu viel Gin und zu wenig Tonic schnarchend in der Ecke gelegen hast.«

»Warum ist die Polizei denn nicht gekommen? Bist du sicher, dass es nicht einvernehmlich war?«

»Sie hat die Polizei nicht angerufen, weil ich sie schließlich davon überzeugt habe, was für eine Schlammschlacht das werden würde, sollte es an die Öffentlichkeit gelangen. Außerdem stünde ihre Aussage gegen deine, und sie war in *unserem* Hotelzimmer, und ich könne nicht gegen meinen Mann aussagen. Du hast auf dem Sprung in den Senat gestanden, vielleicht sogar ins Weiße Haus, und sie war eine junge Frau, die ihre ganze Zukunft noch vor sich hatte - eine Zukunft, die ruiniert werden könnte, sollte das je rauskommen. Die Leute könnten glauben, sie hätte versucht, dich auszunutzen, oder sie hätte dich irgendwie in die Falle gelockt. Ich war sehr überzeugend. Ich habe ihr sogar gesagt, du hät-

test das nur getan, weil du krank bist. Ich habe ein mitleiderregendes Bild von dir gezeichnet.«

»Danke, Jane. Du hast mich gerettet ... wieder einmal.«

Kalt sagte Jane: »Ich habe dich damals gehasst. Ich habe dich für das gehasst, was du ihr angetan hast ... und mir.«

»Es war, wie du gesagt hast: Ich war krank. Ich habe mich verändert. Ich habe das überstanden. Das weißt du. Es ist ja dann nie wieder passiert.«

»Doch. Noch einmal.«

»Aber der Frau habe ich mich nicht aufgezungen. Und danach ist nichts mehr passiert. Ich habe wirklich hart daran gearbeitet, Jane. Ich habe wieder alles im Griff.«

»Im Griff? Dan, hier geht es nicht um ein, zwei Glas Gin zu viel. Du hast die arme Frau vergewaltigt.«

»Aber ich habe das nie wieder getan! Ich habe mich verändert ... habe mich entwickelt.«

»Nun, *sie* hat jedenfalls keine Chance gehabt, sich zu ›entwickeln‹.«

Der Präsident ließ den Blick durch den kleinen Raum schweifen, als wäre ihm plötzlich etwas

Wichtiges eingefallen. »Du glaubst doch nicht, dass hier irgendwelche Aufzeichnungsgeräte versteckt sind?«

»Ich glaube, der Mann hat alles, was er braucht. Auch ohne diese arme Frau.«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine Willa.«

»Was ist mir ihr?«

»Sie ist deine Tochter, und er weiß das.«

Der Präsident wurde kreidebleich und drehte sich langsam zu seiner Frau um. »Willa ist meine Tochter?«

»Sei nicht dumm, Dan. Was hast du denn geglaubt? Dass Diane Wright einfach so weggeht, nachdem sie schwanger geworden ist?«

Cox musste sich an der Wand abstützen. »Warum hast du mir das nie gesagt?«

»Was hättest du denn getan, wenn ich es dir gesagt hätte?«, erwiderte Jane.

»Ich ... ich ...«

»Genau. Nichts. Wie immer. Also habe ich wieder mal hinter dir aufgeräumt.«

»Warum hat sie das Kind nicht abtreiben lassen?«

»Damit sie so endet wie sie hier?«, entgegnete Jane und deutete auf Tippi. »Und das alles war nicht ganz so einfach, wie du es dir offenbar vorstellst, Danny. Ich habe Kontakt zu ihr aufgenommen. Ich habe ihr gesagt, dass alles gut wird, und dass ich verstehe, was passiert ist und es ihr nicht zum Vorwurf mache.«

»Und wie ist es passiert?«

»Offenbar hast du sie aufgegebelt ... in einer Bar, glaube ich. Du musst sehr charmant gewesen sein, dass du sie so schnell zum Sex überreden konntest. Vielleicht lässt das aber auch nur auf die Klasse der Frauen schließen, zu denen du dich hingezogen gefühlt hast.«

Dan legte die Hand auf die Stirn. »Ich kann mich an nichts erinnern. Ich schwöre.«

»Dann erinnerst du dich auch nicht daran, dass Sean King dich anschließend nach Hause gebracht hat?«

»Deshalb hast du dich mit ihm angefreundet.«

»Das war einer der Gründe, ja.«

Er schaute sie scharf an. »Es gab noch andere?«

»Wage es ja nicht, mich das zu fragen.«

»Tut mir leid, Jane. Tut mir leid.«

»Wright hat mich gut einen Monat später angerufen. Sie hatte ihre Periode nicht bekommen. Dann hat sie einen Schwangerschaftstest gemacht. Positiv. Und sie war sicher, dass du der Vater bist. Sonst hatte sie mit niemandem Sex. Du warst sogar der Erste, hat sie gesagt. Ich habe ihr geglaubt. Sie wollte kein Geld. Sie hatte bloß Angst und wusste nicht, was sie tun sollte. Ähnlich wie Tippi. Tuck und Pam haben zu der Zeit in Italien gelebt. Sie hatte eine Fehlgeburt, doch außer Tuck und mir wusste das niemand. Und Tatsache war, dass das Kind von dir war, wenn auch von einer Frau, mit der du nicht verheiratet warst. Ich konnte das Kind nicht einfach einer Fremden überlassen, denn ich wusste, dass Wright es nicht behalten wollte. Es war von deinem Blut. Also habe ich mit Wright alles arrangiert, und acht Monate später ist sie nach Italien geflogen. Ich habe sie dort getroffen. Nachdem das Kind geboren war, habe ich es zu Pam und Tuck gebracht. Als Pam später wieder nach Hause kam, glaubten alle, es sei ihr Kind.«

»Und das hast du alles vor mir geheim gehalten?«

»Wenn man bedenkt, was *du* all die Jahre vor mir geheim halten wolltest, ist das wohl verzeihlich.«

»Aber warum das alles für ...?«

»Für dein Baby, weil du eine andere Frau gevögelt hast? Wie ich schon sagte: Sie ist von deinem Blut. Sie ist *dein* Kind, Dan. Einer von uns musste die Verantwortung übernehmen, und das war ich. Das war immer ich!«

»Du hast es ihnen nie gesagt? Tuck und Pam? Dass Willa meine Tochter ist?«

»Wie hätte ich das machen sollen? ›Ach ja, Bruderherz, übrigens ... Das ist Dans Bastard. Möchtest du sie gerne haben?‹ Und Diane Wright hat Pam oder Tuck nie kennengelernt. Sie ist davon ausgegangen, dass ich Adoptiveltern aufgetrieben habe. Aus offensichtlichen Gründen wollte ich nicht, dass sie Willas neue Identität erfährt. Aber Sean King hat herausgefunden, dass Pam nur zwei Kinder geboren hat. Deshalb habe ich die Briefe des Entführers auch niemandem gezeigt und versucht, alles unter den Tisch zu kehren.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Wenn gewisse Leute herausfinden, dass Willa adoptiert ist, graben sie vielleicht tiefer, Dan. Deine politischen Feinde zum Beispiel. Und die würden dann möglicherweise Diane Wright finden und eins und eins zusammenzählen. Aus der Nummer wärest du niemals rausgekommen. Deine Karriere wäre zu Ende gewesen.«

»Ich verstehe. Ich mag Willa wirklich sehr«, sagte der Präsident. »Ich habe sie immer gemocht. Vielleicht habe ich es ja gefühlt.«

»Sie ist klug, lieb und süß, und ich würde alles tun, sie lebend zurückzubekommen«, sagte Jane.

Der Präsident drehte sich wieder zu Tippi um. »Aber wir haben doch nichts damit zu tun, dass *sie* hier geendet ist.«

Jane wischte sich mit einem Tuch über die Augen. »Ich schon. Als sie herausfand, dass sie schwanger war, hat sie mich voller Panik angerufen. Sie könne es ihren Eltern nicht sagen, hat sie gesagt. Sie würden es nicht verstehen. Und sie wollte das Kind auch nicht austragen. Ich konnte es ihr kaum zum Vorwurf machen, schließlich hast du sie vergewaltigt. Eine Abtreibung war unsere einzige Option. Aber ich konnte sie nicht in ein Krankenhaus oder zu einem normalen Arzt

schicken. Dort hätte alles ans Licht kommen können. Es musste schnell und heimlich erledigt werden. Ich kannte da jemanden ... Ich habe Tippi sogar zu ihm gefahren, habe für den Eingriff bezahlt und Tippi Geld für das Taxi nach Hause gegeben. Aber der Idiot hat offensichtlich Mist gebaut. Ich ... Ich wusste allerdings nicht, dass es passiert war. Ich habe nie nachgehakt. Ich wollte es auch gar nicht. Ich wollte die ganze Sache einfach nur vergessen.«

»Eine Tragödie ... in jeder Hinsicht«, sagte der Präsident wie benommen und starrte weiter auf Tippi.

»Wir sollten das jetzt erledigen«, sagte Jane, »und dann von hier verschwinden und Willa zurückholen.«

»Liebling, wenn Waters recht hat mit dem, was er im Hubschrauber sagte, werden wir Willa nicht zurückbekommen.«

»Was meinst du damit?«

»Er will uns umbringen. Dieser Quarry. Er könnte es versuchen, wenn wir von hier wegfliegen wollen.«

»Wie denn? Wir sind von einer ganzen Armee umgeben. Wir sind *immer* von einer ganzen Armee umgeben.«

»Aber was, wenn er es die ganze Zeit beabsichtigt hat? Er wird es in jedem Fall versuchen.«

»Was willst du mir jetzt damit sagen?«

»Dass wir uns darauf konzentrieren müssen, zu überleben. Wenn es hier zu einem Attentat kommt, und der Anschlag scheitert, wird er es erfahren. Und dann wird er Willa töten, wenn sie nicht schon tot ist. Aber anschließend wird er versuchen, die Wahrheit zu enthüllen. Darauf müssen wir vorbereitet sein. Wir müssen uns eine Alternative ausdenken. Was immer er an Beweisen haben mag, ich weiß, dass meine Leute sie kontern können. Er ist nur ein einzelner Mann. Ich habe ein ganzes Heer von Beratern.«

»Er mag ja nur ein Mann sein, aber sieh dir an, was er bis jetzt geschafft hat.«

»Das spielt keine Rolle. Es zählt nur, wie diese Sache endet. Jetzt lass uns tun, was Quarry von uns verlangt hat, und von hier verschwinden.«

Sie standen vor dem Bett und hielten sich an den Händen.

Jane sprach als Erste. »Es tut mir leid, Tippi. Ich habe das nie gewollt. Es tut mir wirklich von Herzen leid.«

Der Präsident räusperte sich. »Ich hoffe, du verzeihst mir, was ich dir angetan habe. Ich ... Es reicht nicht, wenn ich sage, dass ich mich nicht erinnere oder dass ich nicht ich selbst war. Es ist und bleibt meine Verantwortung, und damit muss ich den Rest meines Lebens fertig werden. Auch mir tut es sehr leid, Tippi.«

Jane berührte Tippi leicht an der Hand. Der Präsident wollte ihrem Beispiel folgen, entschied sich dann jedoch anders und zog die Hand wieder zurück.

Sie drehten sich zur Tür um.

Das SWAT-Team war nur ein paar Meter entfernt. Foster, Waters und der Secret Service warteten direkt dahinter, die Nerven bis zum Zerreißen gespannt und bereit, jederzeit zu reagieren.

In seinem Bunker sah Carlos deutlich das Paar auf dem Monitor.

Er drückte den einzigen Knopf auf der Fernbedienung. Dadurch geschahen zwei Dinge gleichzeitig.

Angetrieben von einer gewaltigen Hydraulik brach eine bis dahin hinter der Bleiverkleidung verborgene, fünf Zentimeter dicke Stahltür durch den Rahmen und versiegelte den Raum, in dem sich das Präsidentenpaar befand.

Dann war in dem Raum ein Zischen zu hören. Am Rand des Innenraums befanden sich Löcher in der Metallplatte unter dem Estrich. Auf diese Platte waren die SWAT-Beamten gestoßen, nicht auf einen zweiten Betonboden, wie sie gedacht hatten. Darunter wiederum befanden sich mit Stickstoff gefüllte Metallzylinder. Über ein in PVC-Röhren verstecktes Kabel hatte die Fernbedienung die Zylinder geöffnet; nun trat das Gas durch die Löcher aus und drang durch die Spalten zwischen den Bohlen. Die Tanks standen unter hohem Druck, sodass der Raum binnen kürzester Zeit mit Gas gefüllt sein würde.

Stickstoff ist ein natürliches Gas, aber es verdrängt den Sauerstoff und kann unter bestimmten Umständen tödlich sein. Menschen, die zu viel Stickstoff ausgesetzt sind, fühlen keinen

Schmerz. Sie verlieren das Bewusstsein, ohne zu realisieren, was geschieht. Sie wissen nicht, dass sie wenige Minuten später tot sein werden, wenn der Sauerstoff vollständig verdrängt worden ist. Aus diesem Grunde gibt es in einigen Staaten Überlegungen, Stickstoff bei der Vollstreckung von Todesurteilen einzusetzen.

Um diese Theorie zu überprüfen, war Quarrys Modell wie geschaffen: Er hatte die perfekte Hinrichtungskammer gebaut, getarnt als Hütte.

Tippis Lebenserhaltungssystem enthielt natürlich Sauerstoff, und die Tanks gaben ihn präzise dosiert ab, doch das war bei weitem nicht genug, um den Stickstoff auszugleichen, der nun den Raum erfüllte. So dauerte es nur wenige Sekunden, und die völlig geschwächte Tippi war tot. Als ihr Herz stehen blieb, stießen die Maschinen einen lauten Warnton aus. Tippis Hölle auf Erden war vorbei.

Draußen brachten das SWAT-Team und die Männer des Secret Service panisch jedes nur erdenkliche Werkzeug zum Einsatz, um die Tür aufzubrechen; lediglich von einer Sprengung sahen sie ab, um die Personen im Inneren nicht zu gefährden. Mit allem, was sie hatten, brachen sie

die Wände auf - nur um festzustellen, dass sie dahinter verschweißter Stahl erwartete. Männer in Anzügen kletterten neben Männern in Tarnanzügen aufs Dach und bearbeiteten es mit Äxten und Kettensägen, doch auch ihre Mühen endeten an Metallplatten. Das kleine Haus war praktisch unzerstörbar.

Doch die Männer gaben nicht auf. Dank des Einsatzes von Kettensägen, Vorschlaghämmern, einem hydraulischen Rammbock und viel Schweiß gelang es ihnen acht Minuten später, die Metalltür einzureißen. Sofort stürmten fünf Mann hinein - und direkt wieder hinaus, als ihnen der Sauerstoff ausging. Andere Agenten setzten sich Sauerstoffmasken auf und stürmten ins Innere.

Als sie ein paar Sekunden später wieder herauskamen, fluchte Carlos, der auf dem Monitor alles beobachtete. Der Präsident und die First Lady nahmen ihre Sauerstoffmasken mit den kleinen Zylindern ab, die Jane unter ihrem Mantel mit hineingeschmuggelt hatte. Agent Waters hatte ihnen die Masken gegeben, nachdem Sean ihm von den Stickstofftanks in Quarrys Keller berichtet hatte.

Foster und seine Männer rannten sofort zum Präsidentenpaar und eskortierten es schnell zum Hubschrauber zurück.

»Alles in Ordnung, Mr. President?«, fragte Foster besorgt, als alle wieder sicher im Helikopter waren. »Wir müssen Sie und die First Lady so schnell wie möglich untersuchen lassen.«

»Es geht mir gut«, antwortete der Präsident. »*Uns* geht es gut.« Er drehte sich zu Chuck Waters um. »Das war eine prima Idee. Wir haben die Masken aufgesetzt, kaum dass die Tür sich geschlossen hat.«

»Das ist Sean Kings Verdienst, nicht meiner, Sir. Aber selbst nach dem Tipp habe ich nicht geglaubt, dass das Gas im Haus ist. Wir hatten alles überprüft ... dachten wir.«

»Nun, dann werde ich wohl Mr. King danken müssen.« Dan schaute zu seiner Frau. »Wieder einmal.«

Ein bleicher Foster fügte hinzu: »Wenn ich auch nur eine Sekunde vermutet hätte, dass es eine Falle ist, Sir, hätte ich Sie nicht hineingehen lassen.«

Cox zog die Waffe aus seinem Gürtel und gab sie Foster zurück. »Nun ja, ich habe Ihnen nicht

wirklich eine Wahl gelassen, nicht wahr? Wer immer dieses Ding gebaut hat, war ziemlich clever. Dem Aufwand nach zu urteilen, könnte eine finanzstarke Terroristengruppe dahinterstecken. Und wegen meiner Dummheit waren Sie da zwischen Hammer und Amboss, Larry. Tut mir leid.«

Foster lief rot an. Es kam sehr selten vor, dass ein Präsident sich bei jemandem entschuldigte, erst recht bei einem Agenten des Secret Service.

»Entschuldigung angenommen, Mr. Präsident.« Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

Als die Tür des Helikopters zuknallte, sagte der Präsident: »Wir müssen sofort nach D. C. zurück.«

»Da bin ich vollkommen Ihrer Meinung«, erwiderte ein erleichterter Foster.

»Und Ihre Nichte?«, fragte Waters.

»Nach dem, was gerade passiert ist, halte ich es für unwahrscheinlich, dass sie noch lebt. Wenn es das Ziel der Entführer war, mich zu töten, haben sie offenbar nie beabsichtigt, sie freizulassen.«

Jane Cox begann zu schluchzen und schlug die Hände vors Gesicht. Tröstend legte der Präsident den Arm um ihre Schultern. »Aber wir müssen weiterhin tun, was wir können.« Er schaute sich im Hubschrauber um. »Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Aber wir müssen auch auf das Schlimmste vorbereitet sein. Diese Bastarde haben heute versucht, mich und meine Frau umzubringen, aber sie sind gescheitert. Amerika wird sich dem Bösen nie ergeben. Nie! Sie können weiter versuchen, mich zu töten, aber ich werde sie nicht siegen lassen. Nicht, solange ich Präsident der Vereinigten Staaten bin.«

Jeder Agent im Hubschrauber schaute Dan Cox voller Stolz an. Die Minuten mit einem Irren, der sich eine Pistole an die Schläfe gedrückt hatte und sich mehr um seine Wiederwahl als um seine Nichte sorgte, waren vergessen. Schließlich war Dan Cox tapfer in eine Falle getappt, und das nur, um seine geliebte Nichte zu retten. Und jetzt, nachdem er knapp mit dem Leben davongekommen war, tröstete er seine Frau und rief seine Truppen zusammen. Das waren Verdienste, die ein Präsident der Vereinigten Staaten sich für gewöhnlich nicht erwarb.

Bevor sie abhoben, wurde entschieden, dass das Präsidentenpaar unter den gegebenen Umständen nicht in der gleichen Maschine zurückreisen sollte. Also wurde Jane in den zweiten Hubschrauber gebracht, zusammen mit sechs Agenten und ein paar Männern des SWAT-Teams, während die eigentliche Feuerkraft und Agent Chuck Waters beim Präsidenten blieben. Nur zwei Agenten blieben zurück, um die Angelegenheit mit der hiesigen Polizei zu regeln und sich um Tippi Quarrys Leiche zu kümmern.

83.

Quarry warf das Satellitentelefon beiseite, stieß einen Wutschrei aus und rannte in die Mine zurück.

In ihrer Deckung bemerkte Sean: »Er sieht nicht gerade glücklich aus.«

»Ich nehme an, er hat gerade herausgefunden, dass der Mann noch lebt.«

»Wovon reden Sie?«, fragte ein aufmerksamer Gabriel. »Was für ein Mann?«

»Gabriel, wie gut kennst du dich in der Mine aus? Ich würde ...« Michelle fiel ihm ins Wort.

»Sean, nein!«

»Michelle, wir können nicht blind da rein.«

»Er ist ein Kind!«

»Und da drin ist vielleicht noch ein Kind.«

»Ich gehe«, erklärte Gabriel. »Ich kenne mich da gut aus. Ich will da rein. Ich kann mit Mr. Sam sprechen.«

»Siehst du?«, sagte Sean zu Michelle. »Er will gehen.«

Michelle schaute erst zu Sean und dann in Gabriels flehendes Gesicht.

»Wir haben nicht viel Zeit, Michelle. Du hast gesehen, wie Quarry da reingestürmt ist.«

Sie sprangen aus ihrer Deckung und rannten zum Mineneingang. Die Tür war kein Problem: Quarry hatte sich nicht die Mühe gemacht, sie zu schließen. Mit gezückten Waffen und Taschenlampen liefen sie hinein. Wenige Sekunden später waren sie in der Dunkelheit verschwunden.

»Daryl!«, rief Quarry. »Daryl!«

Sein Sohn trat aus der Dunkelheit. »Was ist?«
Quarry konnte kaum sprechen, kaum denken.

Er legte seinem Sohn die große Hand auf die Schulter und drückte zu. »Carlos hat angerufen. Es hat nicht funktioniert. Sie sind rausgekommen.«

»Scheiße! Wir sind im Eimer!«

»Sauerstoffmasken«, murmelte Quarry.

Daryl schaute seinen Vater wütend an. »Und was jetzt, alter Mann?«

Quarry machte kehrt und rannte den Tunnel hinunter. Daryl humpelte ihm hinterher. Quarry öffnete die Tür zu Willas Zelle und riss sie auf.

Ein Blick in sein wütendes Gesicht genügte, und Diane Wohl taumelte zurück. »Nein, bitte nicht!«, kreischte sie.

Willas war verwirrt. »Was ist los?«

»Bringen Sie uns nicht um!«, schrie Diane.

Willa sprang auf und wich ebenfalls zurück. Quarry und Daryl traten auf sie zu. Quarry atmete schwer. »Sie leben. Sie leben! Verdammt!«

»Wer lebt?«, rief Willa.

Quarry stieß den Tisch beiseite und trat die Stühle durch den Raum. Willa lief zu Diane, die sich in eine Ecke drückte.

Beide schrien, als Quarry sie packte und zur Tür zerrte. »Kommt!«, brüllte er. »Daryl!« Daryl packte Willa und hob sie hoch.

»Bitte, Mr. Sam, bitte ...« Willa weinte so kläglich, dass sie kaum sprechen konnte. Diane war völlig erschlafft, und Quarry musste sie über den Boden schleifen. Im Gang blieb er stehen und lauschte. Diane schrie wieder los. »Halt dein Maul, Weib!«, fuhr Quarry sie an, doch sie schrie weiter.

Quarry zog eine Pistole aus dem Gürtel und drückte sie ihr an die Schläfe. »Sei endlich still!«, zischte er. Diane verstummte.

Willa hing in Daryls Armen. Als Quarry sich zu ihnen umdrehte, sah er, dass sie ihn mit großen Augen anstarrte - ihn und seine Waffe.

»Hast du das gehört, Daryl?«, fragte Quarry.

»Was?«

»Das.«

Schritte hallten von den Tunnelwänden wider.

»Das ist die Polizei«, sagte Quarry. »Sie sind hier. Wahrscheinlich haben sie die ganze verdammte Army geschickt.«

Daryl schaute seinen Vater mit steinerner Miene an. »Und? Was willst du jetzt tun?«

»Kämpfen. Ich will, dass wir so viele von denen mitnehmen, wie ich kann.«

»Dann lass uns etwas holen gehen, womit wir kämpfen können.«

Daryl gab Willa an Quarry weiter. Kurz bevor sein Sohn in einem Seitentunnel verschwand, packte Quarry ihn noch einmal am Arm und sagte: »Bring den Schalter mit.« Daryl grinste böse. »Wir werden sie erledigen, Daddy.«

»Bring ihn mit. Aber gib ihn dann mir.«

»Du willst immer noch die Befehle erteilen, was? Wir kommen hier nie mehr lebend raus. Wir werden enden wie der alte Kurt, als Haufen Knochen.«

»Wovon redet er?«, rief Willa. »Geh endlich!«, fuhr Quarry seinen Sohn an.

»Ich werde gehen, okay, und dann werde ich zurückkommen, und wir machen es auf meine

Art. Dieses eine Mal. Dieses eine *letzte* Mal,
Daddy. Auf *meine* Art.«

»Daryl ...«

Doch sein Sohn war schon in der Dunkelheit
verschwunden.

Die Schritte kamen näher.

»Wer ist da?«, rief Quarry. »Ich habe Gei-
seln!«

»Mr. Sam«, meldete sich eine Stimme.

»Gabriel!« Quarry konnte es nicht fassen.

Michelle war nicht schnell genug gewesen, um
Gabriel davon abzuhalten, Quarry zuzurufen.
Jetzt aber legte sie ihm die Hand auf den Mund
und schüttelte den Kopf.

»Gabriel!«, rief Quarry. »Was machst du denn
hier?« Stille. »Wer ist da bei dir?«

Quarry wusste, dass der Junge unmöglich al-
lein hier hatte heraufkommen können. Sie hatten
ihn. Sie waren aus dem kleinen Haus entkom-
men. Tippi war tot. Und sie hatten Gabriel. Und
jetzt glaubten sie, sie hätten auch Sam Quarry.
Aber da irrten sie sich. Seine Wut nahm zu. All
die Jahre ... die viele Arbeit ... für nichts.

»Wer ist das?«, fragte Willa mit zitternder Stimme, die Arme um Quarrys dicken Hals geschlungen.

»Sei jetzt still.«

»Ist das der Junge, von dem Sie erzählt haben? Gabriel?«

»Ja. Aber da ist jemand bei ihm.«

Quarry stieß Diane mit dem Fuß an. »Steh auf. Na los.«

Diane rappelte sich auf. Quarry packte sie am Arm, zerrte sie den Gang hinunter und um eine Ecke.

»Bitte, lassen Sie uns gehen«, jammerte Diane. »Bitte.«

»Halt's Maul, Weib, oder ich schwöre ...«

»Tun Sie ihr nicht weh«, sagte Willa. »Sie hat doch nur Angst.«

»Wir alle haben Angst. Sie hätten Gabriel nicht hier raufbringen sollen.«

»Mr. Quarry!«

Alle erstarrten, als die neue Stimme erklang.

»Mr. Quarry, mein Name ist Sean King. Ich bin mit meiner Partnerin hier, Michelle Maxwell. Können Sie mich hören?«

Quarry blieb stumm und drückte Diane die Waffe in die Seite, um ihr klarzumachen, dass sie auch besser still sein sollte.

»Können Sie mich hören? Man hat uns angeheuert, um Willa Dutton zu finden. Wir sind keine Polizisten. Wir sind Privatdetektive. Wenn Sie Willa haben, lassen Sie sie bitte gehen, und wir verschwinden.«

Quarry schwieg.

»Mr. Quarry?«

»Ich höre Sie«, rief er. »Sie werden gehen, wenn ich sie Ihnen gebe? Warum habe ich das Gefühl, dass da draußen eine ganze Armee von Polizisten auf mich wartet?«

»Draußen ist niemand.«

»Ja, und Sie haben keinen Grund, mich anzulügen, nicht wahr?« Quarry zog Diane weiter den Gang hinunter.

»Wir wollen nur Willa. Das ist alles.«

»Wir alle wollen irgendwas, aber wir bekommen es nicht immer.«

Seans nächste Worte ließen den älteren Mann erstarren.

»Wir waren in Ihrem Haus. Wir haben den Raum gesehen. Gabriel hat ihn uns gezeigt. Wir

wissen, was mit Ihrer Tochter passiert ist. Wir wissen alles darüber. Und wenn Sie Willa gehen lassen, werde ich mich dafür einsetzen, dass die Wahrheit ans Licht kommt.«

»Warum wollen Sie das tun?«, rief Quarry.

»Was geschehen ist, war falsch, Mr. Quarry. Wir wissen das, und wir wollen Ihnen helfen. Aber zuerst muss Willa in Sicherheit sein.«

»Für mich gibt es keine Hilfe mehr. Mir ist nichts mehr geblieben. Sie wissen, was ich versucht habe. Es hat nicht funktioniert. Jetzt werden sie mich holen kommen.«

»Wir können Ihnen trotzdem helfen.«

Sean sprach nun etwas leiser, damit Quarry nicht bemerkte, dass sie in Bewegung waren und näher kamen.

»Sie wollen einem kleinen Mädchen nicht wehtun«, sagte Sean. »Das weiß ich. Sonst hätten Sie es längst getan.«

Quarry dachte rasch nach. »Wo ist Gabriel? Ich will mit ihm sprechen.«

Michelle nickte dem kleinen Jungen zu.

»Mr. Sam, ich bin's.«

»Was machst du hier?«

»Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen. Ich möchte nicht, dass man Ihnen wehtut, Mr. Sam.«

»Das ist nett von dir, Gabriel, aber die Leute da bei dir ... Hören Sie zu: Gabriel und seine Ma haben nichts damit zu tun. Das war allein ich.«

»Wir haben den Brief gefunden, den Sie zurückgelassen haben«, sagte Sean. »Das wissen wir. Sie sind nicht in Schwierigkeiten.«

Gabriel sagte: »Mr. Sam, ich möchte nicht, dass jemand verletzt wird. Nicht Sie, und auch nicht das Mädchen. Würden Sie sie gehen lassen, damit Sie und ich nach Hause können? Vielleicht können wir ja fliegen, wie Sie mir versprochen haben.«

Quarry schüttelte langsam den Kopf. »Ja, das wäre wirklich schön, mein Sohn. Aber ich glaube nicht, dass es dazu kommt.«

»Warum nicht?«

»Regeln, Gabriel, Regeln. Das Problem ist nur, diese Regeln gelten nicht für jeden. Manche Leute verstoßen gegen die Regeln und ...« Seine Stimme verklang.

»Mr. Quarry, würden Sie Willa bitte gehen lassen?«, meldete Sean sich wieder zu Wort. »Und auch Diane Wohl? Sie haben sie doch

auch, oder? Sie wollen den beiden doch nichts antun. Ich weiß, dass Sie das nicht wollen. So einer sind Sie nicht.«

Inzwischen waren sie Quarry ziemlich nahe gekommen. Sean und Michelle konnten es spüren. Sie winkten Gabriel, zurückzubleiben.

»Mr. Quarry!«

Quarry spürte, wie Willa sich immer verzweifelter an seinen Hals klammerte. Als er sie anschaute, glaubte er ein anderes kleines Mädchen zu sehen, das er von Herzen geliebt und in einem selbstgebauten Haus zum Sterben zurückgelassen hatte. Der Kerl hatte recht. Quarry war nicht diese Art von Mann ... zumindest wollte er es nicht sein.

»Okay. Ich lass sie gehen.«

Er setzte Willa ab und kniete sich vor sie, sodass er ihr in die Augen schauen konnte. »Willa, es tut mir leid, was ich getan habe. Könnte ich es wieder rückgängig machen, würde ich das tun; aber das geht nun mal nicht. Weißt du, wegen dem, was einige Leute getan haben, habe ich mein kleines Mädchen verloren. Das hat mich innerlich zerfressen und zu etwas gemacht, was ich nie sein wollte. Kannst du das verstehen?«

Willa nickte. »Ich glaube schon«, antwortete sie mit schwacher Stimme. »Ja.«

»Wenn man jemanden liebt, muss man auch bereit sein, jemanden zu hassen, und manchmal gewinnt der Hass die Oberhand. Aber hör mir zu, Willa: Auch wenn man einen guten Grund dafür hat, jemanden zu hassen, muss man den Hass trotzdem loslassen. Denn wenn du das nicht tust, wird er dein Leben zerstören. Und schlimmer noch: Er wird keinen Raum mehr für die Liebe lassen.«

Bevor Willa etwas erwidern konnte, drehte Quarry sich von ihr weg und rief: »Sie kommt jetzt zu Ihnen. Nur sie. Geh, Willa. Geh einfach in Richtung der Stimmen.«

»Hier lang, Willa«, rief Michelle.

Willa schaute noch einmal zu Quarry zurück.

»Geh einfach, Willa. Geh. Schau nicht zurück.« Er wusste, wenn sie von ihrer Mutter erfuhr, würde die Trauer ihr ganzes Leben verändern. Sie würde Quarry hassen, und das war auch richtig so. Er hoffte nur, dass das kleine Mädchen sich seine Worte gemerkt hatte und dem Hass nicht ihr Leben opfern würde, wie es bei ihm gewesen war.

Willa lief durch den dunklen Tunnel.

Quarry rief: »Wie haben Sie mich gefunden? Waren es die Zeichen auf den Armen der Frau? Die Coushatta-Zeichen?«

Sean zögerte, bevor er antwortete: »Ja.«

Quarry schüttelte den Kopf. »Scheiße«, fluchte er leise.

»Und jetzt Diane Wohl«, rief Sean, als Willa sie sicher erreicht hatte.

Quarry schaute zu der Frau und nickte. »Gehen Sie.«

»Sie werden mir nicht ... in den Rücken schießen?«, fragte sie mit zitternder Stimme.

»Ich schieße niemandem in den Rücken. Aber ich erschieße die Leute von vorne, wenn sie mir Grund dazu geben.« Er stieß sie vorwärts. »Gehen Sie.«

Diane rannte durch den Schacht, drehte sich dann aber noch einmal um und schrie: »Sie Schwein!«

Doch ihr Fluch ging in einem anderen Schrei unter. Es war der Kriegsschrei der Rebellen aus dem Bürgerkrieg.

»Passt auf!«, brüllte Michelle eine Sekunde später.

»Daryl!«, schrie Quarry, der die Quelle des Schreis sofort erkannte. »Nicht, Junge! *Nicht!* Gabriel ist hier!«

Daryl kam mit einer MP5 durch den Tunnel gestürmt und eröffnete das Feuer.

»Runter!«, rief Michelle. Sie schob Willa hinter sich und erwiderte das Feuer.

Sean duckte sich, als eine Salve über seinen Kopf hinwegraste.

Ins Kreuzfeuer geraten wurde Diane Wohl von mehreren MP5-Kugeln in den Torso getroffen und beinahe in der Mitte zweigeteilt. Ehe sie zu Boden kippte, schaute sie noch einmal zu Quarry zurück, den Mund halb geöffnet, die Augen groß, wirr und vorwurfsvoll. Dann sank sie auf den harten Boden und blieb in ihrem eigenen Blut liegen. Die Mine war ihr Grab geworden.

»Ihr verdammten Hurensöhne!«, brüllte Daryl, der ein neues Magazin eingeschoben hatte und den gesamten Gang unter Feuer nahm. Kugeln prallten jaulend von den Wänden, der Decke und dem Felsenboden ab. Es war, als wären sie in einem tödlichen Flipperautomaten gefangen.

Quarry sprang vor. »Daryl, hör auf! Gabriel ist ...«

Falls Daryl ihn hörte, gehorchte er seinem Daddy nicht mehr. Es war offensichtlich, was er mit »auf seine Art« gemeint hatte.

Daryl ließ die MP5 fallen, zog zwei halbautomatische Pistolen und rückte feuernd vor. Als die Magazine leer waren, lud er schnell nach und schoss weiter. Schließlich wechselte er zu einer Schrotflinte, die in einem Holster auf seinem Rücken hing, lud durch und feuerte weiter. Die Waffe schlug große Stücke aus dem Fels. Tödliche Splitter sirrten durch die Luft.

Sekunden später sprang Michelle in dem Moment auf, als Daryl nachlud, und traf ihn mit einer Kugel in die Brust.

»Verdammt!«, rief sie, als Daryl nur zurücktaumelte. Sein Körperpanzer hatte den Einschlag absorbiert. »Wann lerne ich endlich, auf den verdammten Kopf zu zielen?«

Sean eröffnete ebenfalls das Feuer und versuchte, Daryl in Deckung zu zwingen, doch der Mann schien keine Angst vor dem Tod zu haben. Er lud nach, feuerte einen Schuss nach dem anderen und lachte und fluchte dabei. »Ist es das, was getan werden muss, Daddy?«, kreischte er. »Ja? Dein Junge ist hier! Für dich, Daddy!«

Als Michelle erkannte, dass sie gegen diese Feuerkraft nichts ausrichten konnten, rief sie: »Gabriel, Willa, lauft!« Sie deutete hinter sich. »Da lang!«

Gabriel packte Willa an der Hand. »Komm!« Sie rannten los.

»Verdammt ...«, stöhnte Sean ein paar Sekunden später vor Schmerz.

Michelle hob beim Nachladen den Blick und sah, wie Sean sich den Arm hielt, den ein Felsplitter aufgeschlitzt hatte.

»Geht schon«, sagte Sean und verzog das Gesicht.

Sie konnten Daryl in der Dunkelheit nicht sehen, aber er hielt nun etwas in der Hand, das noch viel Furcht erregender war als eine MP5 im Nahkampf. Es war ein kleines Kästchen mit einem Schalter.

»He, Bullen! Lasst uns alle Jesus besuchen gehen!«, krächzte Daryl.

»Nicht!« Quarry warf sich im selben Moment auf seinen Sohn, als dieser den Schalter umlegte. Daryl schlug hart auf dem Boden auf. Quarrys Schwung trug ihn an seinem Sohn vorbei, und er fiel auf einen Haufen Geröll.

Für einen Moment war es still, dann zündete die erste Ladung. Die Explosion donnerte durch den engen Tunnel wie ein vorbeirasender Zug und trieb Staub und Splitter vor sich her.

Daryl stand genau in dem Moment auf, um die volle Wucht abzubekommen. Ein heranrasender Felsbrocken trennte seinen Kopf vom Körper. Quarry wurde durch den Geröllhaufen größtenteils vor der Explosion geschützt. Als der Orkan aus Steinchen und Splittern über ihn hinweggerast war, kämpfte er sich hoch und hustete Staub.

Quarry warf kaum einen Blick auf das, was von seinem Sohn übrig geblieben war, sondern rannte den Tunnel hinunter. Er fand Sean und Michelle, wo die Druckwelle sie hingeworfen hatte, und half ihnen auf. »Laufen Sie!«, rief er. »Die nächste Ladung geht nicht weit von hier entfernt hoch!«

Sie rannten, so schnell sie konnten. Als die nächste Ladung detonierte, brach hinter ihnen die Decke ein. Wieder schleuderte die Druckwelle sie zu Boden. Michelle versuchte aufzustehen, schrie dann aber gellend und griff sich ans Fußgelenk. Quarry bückte sich, hob sie mit aller ver-

bliebener Kraft hoch und warf sie sich über die Schulter. Einen Augenblick später schlug ein großer Felsbrocken genau an der Stelle ein, an der Michelle gelegen hatte.

»Bewegung! Bewegung!«, rief er Sean zu, der sich den verletzten Arm hielt. »Die nächste Ladung zündet jeden Moment!«

Als die drei über einen Trümmerhaufen kletterten, sahen sie in all dem Rauch und Chaos Gabriel und Willa nicht, die sich in einen Nebentunnel gekauert hatten, nachdem ihnen beinahe die Decke auf den Kopf gestürzt wäre.

Wenige Augenblicke später ging die dritte Ladung hoch, und wieder wurde der ganze Berg erschüttert. Erneut gab ein Teil der Decke nach und donnerte in die Tiefe.

Schließlich erreichten sie den Ausgang und rannten hindurch. Quarry setzte Michelle ab und keuchte wie nach einem Marathon.

Michelle hielt sich das Fußgelenk und starrte zu ihm hinauf. Quarry war voller Dreck und Kohlenstaub, und mit seinem wilden weißen Haar und dem von der Sonne verbrannten Gesicht sah er wie der Überlebende einer geheim-

nisvollen Urkatastrophe aus. In gewisser Weise war es ja auch so. Das galt für sie alle.

»Sie ... Sie haben mir das Leben gerettet«, keuchte Michelle.

Quarry beäugte Sean und sah das Blut über dessen Arm laufen. Er riss sich einen Ärmel ab und machte einen behelfsmäßigen Verband daraus. Als er zurücktrat, sah Sean die Brandwunden auf dem Arm des alten Mannes. Fragend schaute er zu Michelle. Sie hatte es ebenfalls gesehen.

Plötzlich erstarrte Sean. »Wo sind die Kinder?«

Quarry und Michelle schauten sich aufgeregt um.

Michelle rief: »Willa? Gabriel?«

Doch Quarry blickte schon wieder zum Eingang der Mine. »Sie sind noch da drin.« Er rannte durch die Tür, als eine weitere Explosion die Mine erschütterte.

Sean sprang auf, um ihm zu folgen.

»Sean, nicht!«, schrie Michelle und packte ihn am Arm. »Geh da nicht wieder rein! Der ganze Berg kommt runter!«

Sean riss sich los. »Ich habe den Jungen überredet, da reinzugehen, und ich habe seiner Mutter versprochen, dass ich ihn heil zurückbringe.«

Michelle liefen die Tränen über das verdreckte Gesicht. Sie versuchte etwas zu sagen, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Sean drehte sich um und rannte zur Mine.

Michelle rappelte sich auf und versuchte, ihm zu folgen, knickte aber sofort wieder ein und hielt sich stöhnend den gebrochenen Knöchel.

Quarry war Sean voraus, und er rannte mit der Schnelligkeit, wie nur die Panik sie verlieh. Doch auch Sean lief so schnell wie noch nie im Leben, und rasch hatte er den alten Mann eingeholt.

Beide riefen: »Gabriel! Willa!«

Dann hörten sie auf der linken Seite ein Geräusch. Sie bogen im selben Augenblick in den Schacht ab, als eine weitere Ladung in einem anderen Teil der Mine zündete. Alles knarrte und stöhnte, und überall drohte der Fels nachzugeben. Nicht mehr lange, und alles würde endgültig zusammenstürzen.

Sie fanden die Kinder zusammengekauert neben einem Haufen Trümmer, die von der Decke

gestürzt waren. Sean hob Willa hoch, während Quarry Gabriel bei der Hand nahm. Gemeinsam rannten sie zum Ausgang zurück.

Eine weitere Ladung, keine zehn Meter entfernt, schleuderte sie erneut zu Boden. Spuckend und hustend kämpften sie sich hoch. Ihre Ohren dröhnten, und ihre Körper drohten den Dienst zu versagen. Mühsam standen sie auf und stolperten mit letzter Kraft weiter. Der Ausgang war bereits zu sehen. Sie sahen Tageslicht. Willa auf dem gesunden Arm, rannte Sean immer schneller, bis sein Herz vor Anstrengung zu bersten drohte.

Dann waren sie draußen, und Sean setzte Willa ab. »Lauf, Süße! Lauf zu Michelle!«

Das kleine Mädchen rannte zu Michelle, der es gelungen war, sich an einem Felsen aufzurichten.

In der Mine stolperte der sonst so trittsichere, aber nun völlig erschöpfte Quarry und fiel auf einen Felsbrocken. Gabriel blieb stehen und drehte sich um.

»Geh, Gabriel!«, rief der alte Mann. »Geh!«

Aber Gabriel ging nicht. Er kehrte um und half Quarry auf die Beine.

Sie rannten direkt auf die Tür zu, zum Sonnenlicht. Der Himmel über Alabama war wunderschön, und die Sonne schien warm.

Sean war auf dem Weg zurück. Er sah sie.
»Kommt schon!«, rief er. »Kommt!« Er packte Gabriel an der Hand und zog ihn hinter sich her.

Michelle und Willa schauten aus der Ferne zu. In der Dunkelheit des Minenschachts konnten sie die Umrisse der beiden Männer und des Jungen sehen, die mit letzter Kraft zum Ausgang rannten.

»Kommt schon! Los, los, los!«, feuerte Willa sie an.

»Sean, lauf!«, schrie Michelle.

Noch zehn Meter.

Noch drei.

Sean war durch die Tür.

Die letzte Ladung explodierte.

Eine Wand aus Staub und Rauch schoss aus dem Berg hervor, und der Schacht brach endgültig ein.

Als der Staub sich verzogen hatte, lag Sean King auf dem Rücken.

Und auf ihm lag Gabriel ... und atmete.

Doch von Sam Quarry war keine Spur zu sehen. Er war noch immer in der Mine, begraben unter Hunderten Tonnen Fels.

84.

Dan Cox war in einigen der besten Schulen des Landes unterrichtet worden. Er konnte hart zupacken und war erfolgsverwöhnt. Als Präsident kannte er sich ebenso gut mit Außen- wie mit Innenpolitik aus. Es gab nicht viele Schwachstellen in seiner intellektuellen Rüstung. Doch trotz alledem waren die Menschen, die das Präsidentenpaar besser kannten, sich darin einig, dass Jane Cox vermutlich die klügere von beiden war - zumindest die listigere.

Als sie nun in einem Helikopter über das ländliche Alabama flog, demonstrierte Jane wieder einmal, wie zutreffend diese Einschätzung war. Sie war zu der Erkenntnis gelangt, dass Dan Cox' Plan nicht aufgehen würde. Diese Sache konnte man nicht einfach irgendwelchen Terroristen in die Schuhe schieben; so leicht kam man nicht aus

dieser Nummer raus. Außerdem wussten sie noch zu wenig über das, was geschehen war, als dass sie eine fundierte Entscheidung hätten treffen können.

Jane starrte aus dem Fenster und sah das große Haus tief unten. Tatsächlich hatte sie schon die ganze Zeit aus dem Fenster geschaut. Jetzt aber flogen sie zum ersten Mal an dem Haus vorbei. Die Wahrscheinlichkeit war groß, überlegte Jane, dass dem Besitzer dieses Hauses auch die kleine Hütte gehörte, in der sie um ein Haar gestorben waren. Sie zeigte darauf.

»Das Haus da ... wem gehört dieser Besitz?«

Ein junger Agent blickte an ihr vorbei aus dem Fenster. »Ich weiß es nicht, Ma'am, tut mir leid.«

Das war noch so etwas, das Jane Cox clever eingefädelt hatte. Larry Foster und Chuck Waters flogen mit ihrem Mann. Auch den Veteranen Aaron Betack hatte sie in die andere Maschine verbannt. Ein einziger strenger Blick hatte genügt, und Betack war in die Sicherheit der Marine One geflüchtet. Mit Agent Waters hatte Jane es genauso gemacht. Die Agenten, die sie nun bei sich hatte, waren alle noch ziemlich jung, und auch

mit den beiden MG-Schützen des SWAT-Teams wusste Jane Cox umzugehen.

»Ich möchte zu diesem Haus«, sagte sie.

»Ma'am?« Der Agent war verwirrt.

»Sagen Sie dem Piloten, er soll vor dem Haus landen.«

»Aber meine Befehle ...«

»Ich habe gerade erst eine schreckliche Situation überstanden. Ich wäre beinahe getötet worden. Ich fühle mich nicht gut, und ich will aus dieser Maschine, bevor ich mich übergebe. War das deutlich genug für Sie? Falls nicht, werde ich es später dem Präsidenten berichten, und der wird dann in Washington ein Wörtchen mit Ihrem Vorgesetzten reden.«

Die beiden SWAT-Schützen schauten einander an, sagten aber nichts. Sie hockten nur stumm hinter ihren MGs. Die anderen Agenten in der Maschine starrten zu Boden; keiner von ihnen wollte der Frau in die Augen schauen.

Der Agent neben Jane sagte in sein Headset:
»Walt, bring uns runter.«

Eine Minute später landeten sie, und Jane stieg aus dem Hubschrauber und ging nach Atlee.

Der junge Agent lief ihr voraus. »Ma'am, darf ich fragen, wohin Sie wollen?«

»Ich gehe in das Haus da, um mir Wasser zu besorgen und mich ein wenig hinzulegen. Haben Sie ein Problem damit?«

»Nein, Ma'am, natürlich nicht, aber lassen Sie mich das Haus zuerst überprüfen.«

Jane musterte ihn verächtlich. »Glauben Sie etwa, dass sich Terroristen oder Kriminelle in diesem alten Haus verbergen?«

»Wir müssen ein Protokoll befolgen, Ma'am. Lassen Sie mich nur kurz nachsehen.«

Jane ging einfach an ihm vorbei und zwang die Agenten auf diese Weise, an ihr vorbeizurennen und einen improvisierten Schutzschild zu errichten.

Die Tür ging auf, und Ruth Ann stand in ihrer Küchenschürze da. Als sie sah, wer geklingelt hatte, klappte ihre Kinnlade nach unten.

»Dürfte ich Sie um ein Glas Wasser und einen Platz bitten, an dem ich mich ein wenig auszurufen kann, Miss ...«, sagte Jane.

Als Ruth Ann die Stimme wiederfand, antwortete sie: »Ich bin Ruth Ann. Sie ... äh ... kommen Sie herein, Ma'am. Ich hole Ihnen Wasser.«

Nachdem sie das Glas Wasser gebracht hatte, wollte Ruth Ann wieder gehen, doch Jane winkte ihr, zu bleiben.

Ruth Ann setzte sich ihr gegenüber. Sie sah schrecklich nervös aus, und ihr Gesicht war bleich.

Jane wandte sich an den Chef ihrer Sicherheitsabteilung. »Würden Sie bitte draußen warten? Ich glaube, Sie machen unsere Freundin hier ein bisschen unruhig.«

»Ma'am, ich ...«, begann der Agent.

»Danke«, sagte Jane und drehte sich von ihm weg.

»Wohnen Sie hier allein?«, fragte Jane, nachdem der Agent sich zurückgezogen hatte.

»Nein, Ma'am«, antwortete Ruth Ann. »Ich wohne hier mit meinem Sohn. Und mit Mr. Sam. Das ist sein Haus.«

»Sam?«

»Sam Quarry.«

»Ich kenne diesen Namen. Er hat eine Tochter, nicht wahr? Tippi?«

»Ja, Ma'am. Sie ist im Augenblick nicht hier. Ich weiß nicht, wo sie sich befindet.« Ruth Ann wäre am liebsten davongerannt; stattdessen

fummelte sie mit ihren schmutzigen, schwieligen Fingern an ihrer Schürze herum.

»Hat Sie in letzter Zeit jemand besucht?«

Ruth Ann senkte den Blick. »Ich ... äh ...«

Jane legte der Frau sanft die Hand auf die knochige Schulter. »Ich bin nicht zufällig hier, Ruth Ann. Ich weiß gewisse Dinge. Von Sam, zum Beispiel. Ich bin hierhergekommen, um ihm zu helfen. Und Ihnen und Ihrem Sohn. Ist er hier?«

Ruth Ann schüttelte den Kopf. »Er ist mit diesen Leuten weg.«

»Was denn für Leute?«

»Ein Mann und eine Frau.«

»Kannten Sie sie?«

»Nein, sie sind heute Morgen einfach auftaucht.«

»Was denn? Sie lassen Ihren Sohn einfach so mit vollkommen Fremden gehen?«

»Ich ... Er wollte es. Die Frau und der Mann arbeiten für die Regierung, wie die Polizei. Und Gabriel hat gesagt, er wolle mitgehen, um Mr. Sam zu helfen. Wenn Mr. Sam etwas Falsches getan hat, weiß ich nichts davon. Ich weiß gar nichts. Und Gabriel auch nicht.« Eine Träne tropfte auf ihre Schürze.

»Da bin sicher, Ruth Ann. Davon bin ich überzeugt. Diese Leute sind also hergekommen? Haben sie Ihnen ihre Namen gesagt?«

»Der Mann hat seinen Namen gesagt ... King ... ja, King.«

»Ein großer, gutaussehender Mann? Und die Frau war ebenfalls groß und brünett?«

»Sie kennen sie?«

»Die beiden sind Freunde von mir. Was wollten sie hier?«

»Sie haben nach Ihrer Nichte gesucht. Ich habe ihnen gesagt, wir wüssten nichts darüber. Und ich schwöre bei Gott, dass wir wirklich nichts darüber wissen, Ma'am!«

»Schon gut, ich glaube Ihnen«, sagte Jane in beruhigendem Tonfall. »Natürlich wissen Sie nichts darüber.«

»Und dann wollte Gabriel ihnen unbedingt diesen Raum zeigen.«

»Was denn für einen Raum?«

»Den unten im Keller. Mr. Sam hat jede Menge Zeug in diesem Raum gelagert. Und dann sind da diese Sachen an den Wänden. Bilder, Zettel. Auch ein Bild von Ihrer Nichte. Gabriel hat es mir gezeigt. Sie ist ein hübsches Mädchen.«

»Und King und seine Freundin haben diesen Raum gesehen?«

»Oh ja, sie waren lange da drin, und sie waren ziemlich aufgeregt.«

»Können Sie mir den Raum zeigen?«

»Ma'am?«

Jane stand auf. »Ich würde ihn wirklich gerne sehen.«

Sie gingen nach unten. Jane ignorierte die Proteste ihres Sicherheitsteams. Sie erreichten den Raum. Die Tür war nicht verschlossen. Der Chefagent bestand darauf, sich zumindest davon zu überzeugen, dass niemand in dem Raum lauerte.

»Das wird aber alles sein, was Sie tun«, sagte Jane streng. »Schalten Sie nicht mal das Licht ein, verstanden? Und kommen Sie sofort wieder heraus.«

Es dauerte nur wenige Sekunden, um festzustellen, dass der Raum leer war.

Jane drehte sich zu Ruth Ann um. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich allein hineingehe?«

»Gehen Sie nur, Ma'am«, antwortete Ruth Ann. »Mich bekommen Sie sowieso nicht mehr da rein.«

Jane schloss die Tür hinter sich, knipste das Licht ein und schaute sich um.

Sie begann an einem Ende des Raums und drehte sich immer weiter, bis sie das andere Ende erreicht hatte. Mit jedem Foto, jeder Karteikarte, jedem Namen, jedem Datum und jeder Beschreibung eines Ereignisses kehrten furchtbare Erinnerungen zurück.

»Er hat mich vergewaltigt, Daddy«, las sie an der Wand, als sie wieder zum Anfang zurückgekehrt war. Jane nahm sich einen Stuhl, stellte ihn mitten in den Raum, setzte sich und las die Geschichte ... *ihre* Geschichte.

Sie schaute in den Aktenschränken nach, aber die waren fast leer.

Nur einmal wäre sie beinahe in Tränen ausgebrochen, als sie ein Bild von Willa sah. Sie war nicht ganz ehrlich zu ihrem Mann gewesen. Sie hatte Willa in der Familie haben wollen, weil sie auf diese Weise immer ein Druckmittel gegen ihn in der Hand haben würde. Dan war die meiste Zeit ein guter Mann, aber er war unberechenbar. Jane war sicher, dass irgendwann die Zeit kommen würde - später, wenn sie aus dem Weißen Haus ausgezogen waren -, dass sie solch ein

Druckmittel gebrauchen konnte. Außerdem hatte sie stets die Vorstellung fasziniert, dass der Präsident der Vereinigten Staaten nicht so mächtig war wie seine Frau.

Doch im Lauf der Jahre hatte sie Willa lieben gelernt. Sie wollte sie wieder zurück.

Jane konnte nicht anders, als Sam Quarry für sein Können und seine Hartnäckigkeit zu bewundern. Das war wirklich eine bemerkenswerte Leistung. Nach allem, was heute geschehen war, würde es selbstverständlich eine Untersuchung geben. Das war das eigentliche Problem, aber es war nicht unüberwindbar.

Dan würde weiter der charmante politische Führer der freien Welt bleiben. Jane wusste genau, was sie tun musste. Und effizient, wie sie war, machte sie sich ans Werk. Sie musste einfach nur hinter ihrem Mann aufräumen. Wieder einmal.

So würde man sich nicht an ihrem Mann erinnern. Jane starrte auf die Wand. Er *hatte* sich verändert. Das hatte er nicht verdient.

Und ich auch nicht.

Wenn man sich so nach oben gekämpft hatte wie Jane und Dan, dann verlor man jegliche In-

dividualität. Es gab kein »Er« und »Sie« mehr. Man verschmolz zu einer Einheit.

Fünf Minuten später kam Jane wieder heraus und schloss die Tür hinter sich.

Sie schaute den jungen Agenten an. »Ich will sofort nach D. C. zurück.« Sie wandte sich Ruth Ann zu. »Danke für Ihre Gastfreundschaft.«

»Ja, Ma'am. Danke, Ma'am.«

»Es kommt alles wieder in Ordnung, machen Sie sich keine Sorgen.«

Sie stiegen die Treppe hinauf und verließen das Haus.

Wenige Sekunden später hob der Hubschrauber ab. Er drehte nach Nordwesten, und der Pilot gab Schub. Kurz darauf waren sie nicht mehr zu sehen.

Ruth Ann schloss die Vordertür und ging in die Küche zurück. Ein paar Minuten später roch sie etwas Seltsames. Sie ging von Zimmer zu Zimmer und versuchte herauszufinden, was es war. Schließlich stieg sie die Treppe hinunter, eilte durch den Flur und erreichte schließlich die Tür zu dem Kellerraum. Verwirrt zog sie sie auf.

Genau in diesem Augenblick erreichte das Feuer, das Jane Cox mit Verdünner, Lumpen und

einem Streichholz gelegt hatte, die unter Druck stehenden Sauerstoffflaschen. Die Explosion erschütterte das alte Herrenhaus bis in die Grundfesten. Der Feuerball, der aus der Tür schoss, hüllte Ruth Ann in Flammen und verbrannte sie binnen Sekunden. Sie hatte nicht einmal Zeit zu schreien.

Als das Feuer schließlich bemerkt und Hilfe herbeigerufen wurde, war es zu spät. Als die Feuerwehr eintraf, war praktisch nichts mehr von Atlee übrig.

Einige Zeit später fuhren Sean, Michelle, Willa und Gabriel in Michelles SUV die Zufahrt hinauf. Als sie sahen, was los war, sprang Gabriel aus dem Wagen und rannte los.

»Momma! Momma!«

Michelle trat aufs Gas, und sie rasten dem Jungen hinterher. Gabriel rannte so schnell, dass sie die Ruinen des Hauses gleichzeitig erreichten. Als sie aus dem Wagen stiegen, hatte Gabriel sich bereits an den Feuerwehrleuten vorbeigeduckt und kämpfte sich in die Überreste des Hauses voran. Sean lief ihm hinterher. »Gabriel!«

Michelle rannte zu einem der Feuerwehrleute und hielt ihm ihre Detektivlizenz unter die Nase. »Haben Sie hier jemanden gefunden? Eine schwarze Lady?«

Der Mann schaute sie traurig an. »Wir haben ... ein paar Überreste gefunden.« Er blickte zu Gabriel, der sich auf der Suche nach seiner Mutter durch die Trümmer wühlte.

Michelle drehte sich um und lief zu den anderen. Gabriel ließ sich schluchzend auf den Boden sinken. Er hielt irgendetwas in der Hand. Michelle beugte sich vor. Es war ein verbranntes Stück Stoff - der Rest einer Schürze.

Während Sean und Michelle versuchten, den kleinen Jungen zu trösten, ging Willa vorsichtig durch die nassen, rauchenden Trümmer, setzte sich neben Gabriel in den Schmutz und zog ihn in ihre Umarmung.

Er drehte sich zu ihr um. »Das hier ... es hat meiner Ma gehört ...«

»Es tut mir leid«, sagte Willa leise. »Es tut mir schrecklich leid, Gabriel.«

Das Gesicht des Jungen war von Schmerz gezeichnet, aber er nickte dankbar; dann brach er

wieder in Schluchzen aus. Willa drückte ihn an sich.

Sean schaute zu Michelle. »Ich hätte nie gedacht, dass seine Mutter in Gefahr schwebt«, flüsterte er ihr zu.

»Das konnten wir unmöglich wissen. Glaubst du, Quarry war das? Um die Beweise zu vernichten?«

»Ich weiß es nicht.«

Sean und Michelle hielten sich im Hintergrund und beobachteten, wie die beiden Kinder einander trösteten. Ihren Gesichtern war anzusehen, dass sie das Gleiche dachten.

Willa wusste es noch nicht, aber sie würde bald dasselbe Gefühl von Trauer erleben. Und weder Sean noch Michelle hatten den Mut, es ihr zu sagen.

Noch bevor der letzte Dachbalken in das glühende Inferno von Atlee stürzte, landeten Jane und Dan Cox auf der Andrews Air Force Base.

Jane erzählte ihrem Mann, was sie getan hatte. Er lobte seine Frau für ihre rasche Auffassungsgabe und gab ihr einen Kuss. Trotz des wahrscheinlichen Verlusts ihrer Nichte fuhr das Präsidentenpaar so gut gelaunt ins Weiße Haus zurück wie lange nicht mehr.

Sie hatten überlebt - wieder einmal.

85.

Das Land freute sich über die sichere Rückkehr von Willa Dutton. Der gleichzeitige Verlust der Mutter machte die Geschichte nur umso ergreifender. Willa war jetzt Amerikas mutige kleine Lady, doch man hatte nicht viel von ihr gesehen, denn ihre Familie schirmte sie vor den Medien ab.

Ein offensichtlich erleichtertes Präsidenten-ehepaar erwähnte dies ständig bei ihren Wahlkampfveranstaltungen und bat sowohl die Öffentlichkeit als auch die Medien darum, auf die

Privatsphäre des trauernden Kindes Rücksicht zu nehmen.

Wenn Willa die Topstory war, kam das versuchte Attentat auf Dan Cox gleich dahinter. Die mutmaßlichen Täter waren zwar noch unbekannt, aber die Ermittlungen liefen. Während Dan Cox selbst stets nur kurz und bescheiden über den Vorfall sprach, sorgte sein Stab dafür, dass das ganze Land wusste, wie tapfer er und die First Lady gewesen waren. Sie hatten ihr Leben riskiert, um ihre geliebte Nichte zu retten und eine Verschwörung zu zerschlagen, von der die meisten Menschen glaubten, Terroristen steckten dahinter.

Dan Cox lag in den Umfragen nun so weit vorne, dass selbst die Opposition die Unmöglichkeit eingestand, die kommenden Wahlen zu gewinnen. Und Jane war noch nie so populär gewesen wie jetzt. Sie war auf den Titelseiten zahlloser Zeitschriften erschienen und in den besten Nachrichten- und Talkshows des Landes aufgetreten. Denen, die sie gut kannten, fiel dabei auf, dass sie zwar noch immer strahlend schön, wenn auch dünner war, aber auch irgendwie verändert. Das Leuchten, das sie früher in den Augen gehabt hatte, gab es nicht mehr.

Sean King und Michelle Maxwell waren ebenfalls ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit geraten, wenn auch unfreiwillig. Nachdem der Präsident und Agent Waters ihren Beitrag zur Zerschlagung der Verschwörung erwähnt hatten, waren sie mit Interviewanfragen geradezu überschüttet worden - in einem Ausmaß, dass beide an einen unbekannten Ort hatten fliehen müssen.

Sie hatten Waters kurz berichtet, was in der Mine vorgefallen war, und hatten ihm auch von Diane Wohl und Daryl und Sam Quarry erzählt. Daraufhin wurde versucht, die Mine freizulegen, doch rasch war klar geworden, dass die Beweise dort drinnen für immer verschüttet bleiben würden.

Als Waters Sean und Michelle nach Quarrys Motiv befragte, täuschten sie Unwissenheit vor.

Seans Arm und die anderen Verletzungen verheilten allmählich, und Michelle konnte inzwischen wenigstens auf die Krücken verzichten. Gabriel hatte auf wundersame Weise keine körperlichen Verletzungen davongetragen. Allerdings hatte der Verlust seiner Mutter seinen Preis von ihm gefordert.

Sean und Michelle hatten diskutiert, was mit dem Jungen nun geschehen solle.

»Wir können ihn nicht einfach in eine Pflegefamilie geben«, sagte Michelle.

»Das will ich auch nicht«, erwiderte Sean.

»Ich möchte, dass er ein großartiges Zuhause mit einer großartigen Familie bekommt.«

»Ich glaube, für den Jungen wird für sehr lange Zeit nichts mehr großartig sein«, bemerkte Michelle, »egal in was für eine Familie er kommt.«

»Meinst du, *wir* könnten uns eine Zeit lang um ihn kümmern?«, schlug Sean schließlich vor.

»Wir? Wir leben doch in verschiedenen Wohnungen. Wir sind nicht verheiratet. Und in unserem Beruf sind wir ohnehin die Hälfte der Zeit unterwegs. Man würde uns den Jungen nie überlassen.«

»Wir könnten es wenigstens versuchen.«

Michelle dachte darüber nach, ergriff dann Seans Hand und lächelte. »Ja, das könnten wir.«

Und mit der Hilfe von FBI und Weißem Haus erhielten Sean und Michelle die vorübergehende Vormundschaft über Gabriel Macon, nachdem man festgestellt hatte, dass er keine lebenden

Verwandten mehr besaß. Zwar würde es in Zukunft einige rechtliche Probleme mit dieser Regelung geben, aber Gabriel hatte zumindest vorläufig ein Heim und jemanden, der sich um ihn kümmerte.

Ein paar Tage, nachdem sie die Vormundschaft erhalten hatten, waren Sean und Michelle noch einmal nach Atlee gefahren. Den Jungen hatten sie nicht mitgenommen, denn für ihn gab es dort nichts mehr. Gabriel war in einem Stadthaus untergebracht, das Sean und Michelle vom Secret Service zur Verfügung gestellt worden war.

Das FBI war noch immer vor Ort und untersuchte die Überreste des alten Herrenhauses sowie den Ort, an dem das Präsidentenehepaar beinahe ums Leben gekommen und Tippi Quarry gestorben war.

Insgeheim bewunderten die FBI-Agenten Sam Quarry für die Genialität seines mörderischen Plans. Sean und Michelle erfuhren, dass man in der Nähe der Hütte, in der der Präsident und seine Frau fast umgekommen waren, ein Loch in der Erde gefunden hatte, eine Art Bunker. Im Innern hatte sich ein Monitor befunden sowie ein

Fernglas, außerdem eine Fernsteuerung und Proviant. Aber falls jemand dort drinnen gegessen hatte, war er längst verschwunden.

Sean und Michelle vermuteten, dass es sich bei diesem Jemand entweder um Carlos Rivera oder Kurt Stevens gehandelt hatte, doch Beweise dafür gab es nicht.

»Er hat für Dan und Jane Cox eine regelrechte Gaskammer gebaut«, sagte Sean, als sie sich die kleine Hütte anschauten.

»Und er hat seine eigene Tochter in dieser Kammer getötet.«

»Das fällt wohl mehr unter Euthanasie«, erwiderte Sean. »Nach all den Jahren.«

Die wichtigste Frage blieb für das Paar jedoch ungelöst: Was sollten sie mit dem tun, was sie im Keller von Atlee herausgefunden hatten?

»Alle sind tot«, sagte Sean. »Quarry. Tippi. Ruth Ann.«

»Vielleicht sollten wir es einfach darauf beruhen lassen«, meinte Jane. »Sonst ziehen wir Gabriel und Willa wieder mit hinein.«

»Und wir stellen das Land auf eine Zerreißprobe«, fügte Sean hinzu.

»Dann kommt Cox damit durch.«

»Ich weiß. Aber vielleicht ist das besser als die Alternative.«

Sie fuhren wieder zur Ruine von Atlee zurück. Einer der SWAT-Leute, die das Gelände sicherten, trat auf sie zu.

»Ich habe in der Zeitung über Sie gelesen«, sagte er. »Ich wollte Ihnen danken, was Sie für den Präsidenten getan haben.«

»Kein Problem«, erwiderte Sean nicht gerade enthusiastisch, während Michelle schwieg. Beide sahen den Präsidenten der Vereinigten Staaten in einem völlig anderen Licht als der SWAT-Mann, auch wenn sie beschlossen hatten, nichts deswegen zu unternehmen.

Der Mann nickte in Richtung der Ruine. »Als ich das letzte Mal hier war, sah es noch ganz anders aus.«

»Sie waren hier, als das Haus noch stand?«, fragte Michelle.

Der Mann nickte. »Ich bin an dem Tag mit der First Lady im Hubschrauber geflogen. Sie hat uns hier landen lassen. Sie sagte, sie fühle sich nicht gut. Sie ist reingegangen und hat sich mit irgendeiner schwarzen Frau getroffen. Ich glaube, es war die Haushälterin. Sie haben ein biss-

chen miteinander geredet, und dann ist die First Lady hinunter in den Keller gegangen. Sie hat darauf bestanden. Sie durfte als Einzige rein. Als sie wieder herauskam, sind wir so schnell wie möglich nach Hause zurück.«

Sean und Michelle starrten zu den Trümmern hinüber.

Und dann ist Atlee abgebrannt.

86.

Die Einladung kam zwei Tage, nachdem sie aus Alabama zurückgekehrt waren.

Das Weiße Haus sah wunderschön aus im Licht des Spätsommerabends. Sie hatten ein Dinner in der Privatwohnung des Präsidenten. Der Präsident war nicht da. Jane hatte sie eingeladen. Nach dem Essen saßen sie im Wohnzimmer bei einer Tasse Kaffee zusammen. Ein paar Minuten sagte niemand ein Wort. Sean und Michelle saßen angespannt da, während Jane jeden Blickkontakt mied.

Schließlich bemerkte sie: »Wir haben einen langen Weg gemeinsam zurückgelegt.«

»Wie meinst du das?«

»Willa zu finden. Und alles wieder in die rechte Bahn zu bringen ... Ich kann euch gar nicht genug dafür danken, was ihr getan habt. Wärt ihr nicht gewesen, wären der Präsident und ich jetzt tot ... und auch Willa.«

»Sam Quarry *ist* tot, und auch sein Sohn und seine Tochter Tippi. Aber das hast du ja gewusst. Und ein Junge mit Namen Gabriel hat seine Mutter verloren. Und Diane Wohl? Wir haben sie als Diane Wright gekannt. Die Frau, die deinen Mann in Atlanta sexuell bedient hat? Du erinnerst dich doch noch an sie, oder?«

»Sei nicht so grob, Sean.«

»Willa hat also ihre beiden Mütter verloren. Das nenne ich wahrlich eine Tragödie.«

»Du hast keinen Beweis, dass Pam nicht ihre Mutter ist.«

Sean zog mehrere Papiere aus der Tasche.
»Genau genommen habe ich ihn doch. Das hier sind Ergebnisse der DNA-Untersuchungen. Sie beweisen, dass Diane Wohl Willas Mutter war.«

Jane stellte ihre Tasse weg, tupfte sich die Lippen mit einer Serviette ab und blickte Sean an. »Ich habe euch hierher gebeten, um euch einen Weg in die Zukunft anzubieten, nicht um durch die Vergangenheit zu waten.«

»Woher dieses plötzliche Bedürfnis danach?«, fragte Sean, während Michelle schweigend zuschaute.

»Weil ich weiß, dass ihr in dem Haus wart. Ich weiß, dass ihr den Raum gesehen habt.«

»Ach, du meinst in Atlee? Das Haus, das bis auf die Grundmauern niedergebrannt ist, kurz nachdem du dort gewesen bist? Durch dasselbe Feuer, das auch Ruth Ann getötet hat?«

»Es hat mir schrecklich leidgetan, als ich davon erfuhr.«

»Du hast Ruth Ann doch kennengelernt, oder?«

»Kurz, ja. Sie schien mir eine nette Frau zu sein. Ich bin froh, dass wir euch helfen konnten, zumindest vorläufig die Vormundschaft über ihren Sohn zu bekommen.«

»Hast du wirklich keine andere Möglichkeit gesehen, die Beweise zu vernichten, als das Haus niederzubrennen und die Frau zu töten?«

Jane blickte Sean leidenschaftslos an. »Ich habe keine Ahnung, wovon du redest. Als ich das Haus verlassen habe, war alles noch völlig in Ordnung. Du kannst jeden fragen, der bei mir war. Außerdem solltest du mit deinen Äußerungen vorsichtiger sein, Sean.«

»Soll das eine Drohung sein? Drohungen gegen einen Niemand wie mich gelten als Straftat.«

»Möchtest du mein Angebot nun hören oder nicht?«

»Warum nicht? Schließlich sind wir ja den ganzen Weg hierhergekommen.«

»Was geschehen ist, ist bedauerlich. In jeder Hinsicht. Ohne auf Details eingehen zu wollen, möchte ich dir sagen, dass das Ganze ziemlich schwierig und kompliziert gewesen ist. Sowohl für mich als auch für den Präsidenten.«

»Ja. Nur gut, dass es für die Familie Quarry so einfach war. Sie haben wegen deines Mannes bloß ein ganzes Leben lang gelitten.«

Jane ignorierte diesen Einwurf. »Zum Wohl des Landes bitte ich dich - und auch Sie, Michelle -, nichts an die Öffentlichkeit zu tragen, was den Präsidenten in Verlegenheit bringen könnte.

Er ist ein feiner Mann. Er hat seinem Land immer gut gedient, und er ist ein guter Vater.«

»Und warum sollten wir einfach wegschauen?«

»Als Gegenleistung kann ich dir versichern, Sean, dass keine rechtlichen Schritte eingeleitet werden, weil du in das Büro meines Bruders eingebrochen bist und seine Akten gestohlen hast, von denen einige Fragen der nationalen Sicherheit behandelt haben. Das ist eine sehr ernste Angelegenheit.«

»Ich habe an einem Fall gearbeitet - in *deinem* Auftrag.«

»Die endgültige Entscheidung liegt bei einem Gericht, aber ich habe dich nie aufgefordert, gegen das Gesetz zu verstoßen. Außerdem habe ich selbst ein bisschen nachgeforscht, und mir ist zu Ohren gekommen, dass du Cassandra Mallory bedroht, sie genau genommen sogar erpresst hast. Und ich glaube, Miss Mallory würde dich auch der sexuellen Belästigung bezichtigen, weil du dir unter falschen Vorzeichen Zutritt zu ihrer Wohnung verschafft hast, als sie nicht ... nun ja, angemessen gekleidet war.«

»Die kleine Miss Cassandra macht mir nun wirklich keine Angst, Jane.«

»Ich habe außerdem herausgefunden, dass Aaron Betack offenbar in mein Büro eingebrochen ist und etwas aus meinem Schreibtisch entwendet hat. Ich nehme an, bei einer näheren Untersuchung würde sich herausstellen, dass er es auf deine Bitte hin getan hat. Damit wäre nicht nur Agent Betacks Karriere beim Secret Service beendet, ihr drei würdet auch ins Gefängnis wandern.«

»Wenn du das beweisen kannst, dann bitte. Aber um wieder auf die Liste der bemerkenswerten Errungenschaften deines Gatten zurückzukommen ... Ich glaube, eine hast du ausgelassen.«

»Und welche?«, entgegnete Jane kalt.

»Ehebruch. Das ist bei dem ganzen Rest irgendwie untergegangen.«

»Und wie wäre es mit Vergewaltigung?«, fügte Michelle hinzu.

Jane stand auf. »Ihr könnt nichts davon beweisen! Also schlage ich vor, ihr behaltet solche lächerlichen Anschuldigungen für euch, es sei denn, ihr wollt ernsthaft Ärger bekommen. Er ist

der Präsident der Vereinigten Staaten. Erweist ihm gefälligst *Respekt!*«

»Respekt für was?«

»Mir ist es egal, was für Lügen ihr an der Wand von diesem Haus gesehen habt. Ihr habt kein Recht ...«

Sean fiel ihr ins Wort. »Was wir an diesen Wänden gesehen haben, war die Wahrheit. Das wusstest du; deshalb hast du ja alles abgefackelt. Wir haben jedes Recht dazu, Lady.«

»*First Lady*«, korrigierte Jane ihn trotzig.

Sean erhob sich ebenfalls. »Wann hast du aufgehört, dich um die Wahrheit zu kümmern, Jane? Wann hat sie keine Bedeutung mehr für dich gehabt? Nach der ersten Verschleierungsaktion? Der zweiten? Hast du dir brav eingeredet, das sei alles die Schuld anderer? Oder dass er sich eines Tages wieder fangen würde? Dass er nur ein paar Pillen schlucken müsste und sich dann besser fühlen würde? Weil dein Mann ja sooo ein toller aufsteigender Stern war? Weil er ja sooo einen großartigen Präsidenten abgeben würde?«

»Du hast ja keine Ahnung, wie es ist, in diesem Haus zu leben. Ständig musst du auf der Hut

sein. Nie darfst du auch nur den kleinsten Fehler machen, sonst weiß es sofort die ganze Welt.«

»Hey, niemand hat ihn dazu gezwungen ... oder dich.«

»Ich habe verdammt hart dafür gearbeitet, dass ...« Jane hielt inne und tupfte sich die Augen mit der Serviette ab.

Sean starrte sie an. »Ich habe wirklich geglaubt, dich zu kennen. Ich habe dich respektiert. Ich habe dich für echt gehalten. Aber das war alles Unsinn, nicht wahr? Alles nur heiße Luft. Genau wie diese Stadt. Alles nur schöner Schein.«

»Ich glaube, es ist an der Zeit, dass ihr *mein* Haus verlasst.«

Michelle trat neben Sean.

»Also gut«, sagte er. »Aber vergiss eines nicht, *Jane*: Es ist nicht *dein* Haus. Es gehört dem amerikanischen Volk. Du und dein Loverboy, ihr seid hier nur Mieter.«

Das Zeitungsgeschäft ist beschissen. Stimmt's, Marty?«, sagte Sean. »Niemand will mehr Zeitungen. Heutzutage gibt es alles online, auch wenn vieles nur erfunden ist.«

Es war Mitternacht. Sean und Michelle standen an einem Pfeiler in einer Tiefgarage in Downtown Washington. Der Mann, der auf sie zukam, blieb stehen und lachte leise, als Sean und Michelle ins Licht hinaustraten.

Sean schüttelte Martin Determann die Hand und stellte ihm Michelle vor.

»Welches Geschäft ist heutzutage *nicht* beschissen?«, erwiderte Determann, ein kleiner Kerl mit dickem, ergrauendem Haar und lauter Stimme. Scharfe Augen verbargen sich hinter einer schmalen Brille. »Und wenn man dann noch von den Leuten verlangt, sie sollen lesen und ihr Gehirn anstrengen ... du lieber Himmel, nein!«

Sean grinste. »Niemand mag Leute, die jammern, Marty.«

»Nun denn ... Warum die Heimlichtuerei?«
Determann schaute sich in der leeren Garage um.
»Ich komme mir ja fast schon vor wie bei den
»Unbestechlichen.«

»Glaubst du, dein eigener Deep Throat könnte
dir helfen, ein, zwei Zeitungen mehr zu verkaufen?«

Determann lachte. »Ich würde einen Pulitzerpreis zwar vorziehen, aber ich bin für alles offen. He, vielleicht kann ich ja als Ghostwriter an deiner Autobiografie mitarbeiten. Solange dein Gesicht auf allen Kanälen zu sehen ist, bekommen wir locker eine siebenstellige Summe dafür.«

»Das mit Deep Throat war kein Scherz.«

Determann wurde ernst. »Das habe ich gehofft. Was hast du?«

»Komm. Es wird ein Weilchen dauern.«

Sean hatte ein Motelzimmer nicht weit von der Altstadt von Alexandria gemietet. Dorthin fuhren sie.

»Wie habt ihr euch kennengelernt?«, fragte Michelle, als sie am Potomac entlang über den George Washington Parkway fuhren.

Determann schlug Sean auf den Rücken. »Dieser Kerl hier hat mir bei meiner Scheidung ge-

holfen. Ich hatte gar nicht gewusst, dass meine Ex meine Ersparnisse für Koks verbraten, mich mit einem UPS-Fahrer betrogen und sogar den Nerv gehabt hat, meinen Goldfisch zu vergiften. Trotzdem wollte sie noch die Hälfte von meinem Geld. Aber dank Seans Hilfe hat sie nur einen Arschtritt bekommen. Der Richter hat mir sogar ihren Hund zugesprochen - was gut war, denn er mochte mich ohnehin lieber als sie.«

»Marty übertreibt ein wenig. Aber er ist ein verdammt guter Reporter, auch wenn er die Wahrheit bisweilen leicht überdehnt.«

»Und ich warte immer noch auf meinen ersten Pulitzer-Preis.« Determann schaute zu der dicken Akte neben sich auf dem Sitz. »Ist es da drin?«

»Das wirst du schnell genug herausfinden.«

Sie betraten den Raum. Sean schloss die Tür ab, zog seinen Mantel aus und sagte: »Dann wollen wir mal.«

Methodisch gingen sie die Fotos durch, die Michelle in Atlee gemacht hatte, und sie berichteten Determann alles, was sie herausgefunden und erlebt hatten - von den Army-Akten bis hin zu den Deserteuren, über Quarrys Geschichte an

den Kellerwänden bis hin zu den Ereignissen in der Mine.

Als sie zu dem Teil kamen, wo die First Lady das Haus anzündete und Ruth Ann dadurch umbrachte, sagte Determann: »Ihr wollt mich auf den Arm nehmen!«

»Ich wünschte, es wäre so.«

Sean zeigte ihm die Akten, die er aus Atlee mitgenommen hatte und die zumindest einen Teil der Motive von Quarrys Jagd nach Gerechtigkeit offenbarten.

Determann machte sich Notizen und stellte eine ganze Reihe Fragen. Irgendwann holten sie Kaffee, um durchzuhalten, und als schließlich die Sonne aufging, gingen sie zum Frühstück in ein Restaurant in der Altstadt. Während des Essens machten sie weiter. Der Potomac strömte träge an ihnen vorbei, und über ihnen zog ein Flugzeug Kondensstreifen über den Himmel.

Zurück im Motelzimmer verpestete Determann, der Kettenraucher, wieder die Luft, und sie diskutierten weiter darüber, was sie erfahren hatten und was sie vermuteten. Als sie fertig waren, war Mittag vorbei.

Determann lehnte sich zurück und streckte sich. »Das ist der erstaunlichste Mist, den ich je gehört habe.«

»Ja, klar doch«, sagte Sean in spöttischem Tonfall.

»Nein, wirklich. Dagegen war Watergate ein Ladendiebstahl.«

»Dann glaubst du uns also?«, fragte Michelle.

»Euch glauben? Wer könnte sich so etwas ausdenken?« Determann deutete auf die Fotos und Papiere auf dem Tisch. »Und es ist ja nicht so, als gäbe es keine Beweise.«

Er zündete sich noch eine Zigarette an. »Aber eins verstehe ich nicht: Warum hat er Willa entführt? Ich meine, sie ist die Nichte, aber wie konnten sie sicher sein, dass der Präsident diesen Köder schluckt? Es war ja nicht sein Kind. Niemand hätte ihm einen Vorwurf machen können, wenn er sich rausgehalten hätte.«

Sean holte eine weitere Akte aus Quarrys Beständen hervor. Diesen Teil der Geschichte hatten sie absichtlich zurückgehalten, bis der Reporter die Frage stellte.

»Das hier sind die Ergebnisse eines DNA-Tests, den Quarry hat vornehmen lassen. Das

hier ist von Pam und Willa Dutton, und das hier von Diane Wright. Quarry hat die Namen darunter geschrieben.«

»Diana Wright alias Diane Wohl«, sagte Determann. Er hatte gut aufgepasst und die Story bereits ziemlich gut im Griff.

»Genau.«

»Aber warum hat er einen DNA-Test machen lassen?«

»Die Ergebnisse beweisen, dass Diane Willas Mutter war, nicht Pam.«

Determann schaute sich die Papiere an. »Auch wenn du mich jetzt für dumm hältst, Sean, aber ich kann dir nicht ganz folgen.«

Sean erzählte, was vor dreizehn Jahren in jener kleinen Gasse in Georgia geschehen war. Bis jetzt hatte er nur Michelle davon erzählt. Aus Loyalität zu Jane Cox hatte er bisher Schweigen gewahrt. Allerdings hatte auch Loyalität ihre Grenzen, und bei der First Lady hatte Sean diese Grenze erreicht. Er hatte Sam Quarry in der Mine versprochen, ihm zu helfen, die Wahrheit ans Licht zu bringen, wenn er Willa freiließ. Der Mann hatte seinen Teil der Abmachung erfüllt, und auch wenn Sean zunächst beschlossen hatte,

den Mund zu halten, so hatte sich das rasch geändert, nachdem er herausgefunden hatte, was die First Lady in Atlee getan hatte.

Determann lehnte sich zurück und nahm die Brille ab. »Senator Cox hat also Diane Wright gevögelt, und neun Monate später, *plopp*, ist Willa da? Sie ist sein Kind? Himmel! Und was er vorher Tippi Quarry angetan hat ... was für ein Schwein!«

»Das ist eine Beleidigung für alle Schweine«, bemerkte Michelle.

Sean griff zu einem Foto, das einen säuerlich dreinblickenden Mann Ende vierzig zeigte. »Und Quarry hat herausgefunden, dass Jane Cox den Metzger kannte, der die Abtreibung bei Tippi vorgenommen und dabei eine Arterie durchtrennt hat. Die Polizei hat sie im Keller eines verlassenen Gebäudes gefunden. Vermutlich hat der Kerl sie da einfach weggeworfen, nachdem ihm klar geworden ist, was er getan hat. Der Kurpfuscher hatte seine Approbation wegen Drogen- und Alkoholproblemen verloren, aber für alte Freunde war er noch im Geschäft.«

»Und sie wollten nicht in ein Krankenhaus, weil dann vielleicht herausgekommen wäre, was passiert war.«

»Genau.«

Determann beugte sich vor und studierte die Papiere noch einmal. »Aber niemand hat die DNA des Präsidenten überprüfen lassen, oder?«

»Würde es jemand tun, würde es passen.«

»Nun ja, die DNA des Mannes ist sowieso in den Akten aufgeführt. Vielleicht machen sie nach dieser Story ja noch einen Test.«

Determann begann, sich Notizen zu machen, hörte aber auf, als Sean ihm die Hand auf den Arm legte. Fragend hob der Reporter den Blick.

»Marty, darf ich dich um einen Gefallen bitten?«

»Nachdem du mir die Story des Jahrhunderts geliefert hast? Ja, ich glaube, da könnte ich mir einen Gefallen leisten.«

»Ich möchte nicht, dass du diesen Teil der Story schreibst. Über Willa.«

»Wie bitte?«

Michelle mischte sich ein. »Willa hat ihre Mutter verloren, und die Frau, die sie zur Welt gebracht hat, ist ebenfalls tot. Wahrscheinlich

wäre das zu viel für sie. Es wäre nicht fair, sie das durchmachen zu lassen.«

»Du hast ja auch so schon Stoff genug«, fügte Sean hinzu. »Einschließlich ziemlich schlüssiger Indizien, dass die First Lady ein Haus abgefacelt und eine unschuldige Frau umgebracht hat, um die Verbrechen ihres Mannes zu vertuschen. Aber du bist der Reporter. Es ist deine Entscheidung. Wir werden dich nicht dazu zwingen.«

Determann schaute verlegen drein. »Glaubt ihr, Jane Cox hat Ruth Ann töten *wollen*, als sie das Haus angezündet hat?«

»Ich hoffe nicht«, antwortete Sean. »Die Frage kann nur sie dir beantworten. Aber ich weiß, dass Willa schon genug durchgemacht hat.«

Determann nickte und hielt Sean die Hand hin. »Abgemacht.«

»Danke, Marty.«

Determann sagte: »Das ist eine tolle Story, Sean, und ich verstehe, warum ihr beide wollt, dass die Wahrheit ans Licht kommt ...«

»Aber?«, hakte Sean misstrauisch nach.

»Aber es wird das Land in seinen Grundfesten erschüttern, Mann.«

»Manchmal muss das sein, Marty. Manchmal muss das eben sein.«

88.

Willa saß Sean, Michelle und Gabriel gegenüber. Sie hatte die Hände in den Schoß gelegt und den Kopf gesenkt. Sie befanden sich in dem Haus, das Tuck gut eine Meile von ihrem alten Zuhause entfernt angemietet hatte. Das alte Haus stand inzwischen zum Verkauf. Keiner von ihnen wollte dorthin zurück. Tuck saß neben seiner Tochter und hatte schützend den Arm um sie gelegt.

»Es tut mir leid, dass deine Ma gestorben ist«, sagte Gabriel, ohne Willa direkt anzusehen. Er trug ein neues weißes Poloshirt und Jeans, und in der Hand hielt er eine Baseballkappe der Atlanta Falcons, die Sean ihm als Ersatz für die Kappe gekauft hatte, die im Feuer verbrannt war. Die andere Hand hatte er in die Tasche gesteckt und die Finger um den einzigen Gegenstand geschlossen, der das Inferno überlebt hatte: die La-

dy-Liberty-Münze, die Sam Quarry ihm auf den Nachttisch gelegt hatte, bevor er Atlee für immer verlassen hatte.

»Mir tut das mit deiner Mom auch leid«, sagte Willa. »Du warst sehr tapfer in der Mine. Ich glaube, ohne dich wäre ich jetzt nicht mehr am Leben.«

Gabriel schaute zu Sean. »Er hat mich rausgezogen. Ohne Mr. Sean hätte ich es nicht geschafft.«

Willa schaute sich in ihrem vorläufigen Heim um, ehe sie sich wieder Gabriel zuwandte. »Er hatte eine Tochter. Sie hieß Tippi.«

»Ja. Sie war sehr krank. Mr. Sam hat mich ihr immer vorlesen lassen.«

»Jane Austen. Er hat es mir erzählt.«

»Hat er dir viel von ihr erzählt, Willa?«, fragte Sean.

»Nicht viel, aber ich wusste, dass er viel an sie denkt. So etwas weiß man einfach.« Sie schaute zu ihrem Vater. »Ich habe einmal versucht zu fliehen. Fast wäre ich dabei vom Berg gefallen. Er hat mich gerettet. Mr. Sam hat mich im letzten Moment festgehalten.«

Tuck war sichtlich nervös. »Das ist jetzt alles Vergangenheit, Willa. Du musst nicht mehr daran denken. Es ist vorbei.«

Willa knetete ihre Hände. »Ich weiß, Dad, aber ein Teil von mir ...« Sie beugte sich vor. »Er hat seine Tochter verloren, nicht wahr? Er hat Tippi verloren.«

Michelle und Sean warfen sich einen raschen Blick zu. »Ja«, sagte Sean. »Aber ich glaube, dein Dad hat recht. Du solltest nicht mehr so viel darüber nachdenken.«

Tuck musterte Gabriel. Es war offensichtlich, dass es dem Mann nicht gefiel, mit jemandem aus Quarrys Umfeld im gleichen Zimmer zu sein, auch wenn es sich bei diesem Jemand nur um einen kleinen Jungen handelte. »Der Junge wohnt also bei euch, ja? Und? Klappt es?« Sein Tonfall ließ erkennen, dass er nicht daran glaubte.

»Es funktioniert großartig«, antwortete Michelle im Brustton der Überzeugung. »Wir haben ihn für nächstes Jahr hier in der Schule angemeldet. Er kommt in den Algebra-Leistungskurs, obwohl er erst in der siebten Klasse ist, und seine Fremdsprachenkenntnisse sind phänomenal«, sagte sie stolz.

»Spanisch und Indianisch«, fügte Sean hinzu.

»Das ist toll«, sagte Tuck, obwohl er es nicht so meinte.

»Ja, das ist wirklich toll«, sagte Willa und schaute wieder zur Gabriel. »Du musst sehr klug sein.«

Gabriel zuckte mit den Schultern. »Weiß ich nicht. Ich muss aber noch viel lernen, und hier oben ist alles ...«

»Anders?«, sagte Willa. »Da kann ich dir helfen.«

Tuck stieß ein hohles Lachen aus. »Warte mal, Liebes. Du wirst selbst genug zu tun haben. Außerdem bin ich sicher, dass Mr. King sich gut um den Jungen kümmern wird.«

Michelle blickte zu Willa. »Danke für das Angebot, Willa. Das war wirklich nett von dir.« Dann schaute sie ihrem Dad in die Augen. »Und wer weiß, vielleicht werdet ihr zwei eines Tages ja richtig gute Freunde.«

Später nahm Tuck Sean und Michelle beiseite, während Willa Gabriel ihr Zimmer zeigte. »Ich kann euch gar nicht sagen, wie dankbar ich euch bin für das, was ihr getan habt. Willa hat mir alles erzählt. Meine Güte! Es ist ein Wunder, dass

sie überlebt hat ... dass überhaupt einer von euch überlebt hat.«

»Du willst das vermutlich nicht hören, aber es war Sam Quarry, der in die Mine zurückgegangen ist und Willa gerettet hat. Wäre er nicht gewesen, wäre sie jetzt nicht hier.«

Tuck lief rot an. »Ja ... nun ... Hätte dieses Arschloch erst gar nichts getan, wäre Willa überhaupt nicht in der Mine gewesen, und Pam würde noch leben.«

»Da hast du recht. Hast du in letzter Zeit mit deiner Schwester gesprochen?«

Tuck furchte die Stirn. »Nicht allzu viel. Dan wollte Willa auf eine kleine Tour bei seiner Wahlkampagne mitnehmen. Aber ...«

»Aber du hast dir gedacht, das sei ein wenig zu ausbeuterisch?«, sagte Michelle.

»So was in der Art, ja.«

»Die Kinder brauchen dich jetzt, Tuck«, sagte Sean. »Du solltest deinen Partner, David Hilal, eine Zeit lang die Firma leiten lassen.« Er hielt kurz inne. »Aber halte dich von seiner Frau fern.«

Bevor ein überraschter Tuck etwas darauf erwidern konnte, legte Sean ihm die Hand auf die

Schulter und fügte hinzu: »Und solltest du auch nur in die Nähe von Cassandra Mallory kommen, schneide ich dir die Eier ab, du verdammter Hurensohn.«

Tuck lachte auf, bevor ihm klar wurde, dass Sean es todernst meinte.

Als sie später zu ihrem Wagen gingen, kam Willa zu ihnen gelaufen. Sie reichte ihnen drei Umschläge.

»Was ist das?«, fragte Michelle.

»Dankbriefe«, antwortete Willa. »Für alles, was Sie für mich getan haben.«

»Liebes, das musstest du doch nicht tun.«

»Meine Mom hat immer gesagt, man müsse Dankbriefe schreiben. Außerdem wollte ich es.«

Gabriel hielt seinen Umschlag fest, als wäre er das wertvollste Geschenk, das er je bekommen hatte. »Das ist nett von dir, Willa. Danke.«

Willa schaute mit großen Augen zu ihnen auf. »Ich hasse Mr. Sam für das, was er meiner Mom angetan hat.«

Gabriel senkte sofort den Blick und wich einen Schritt zurück.

Michelle sagte: »Ich weiß, Süße. Ich glaube zwar nicht, dass er das beabsichtigt hat, aber es war trotzdem seine Schuld.«

»Aber kurz bevor er mich freigelassen hat, hat er mir gesagt, wenn man jemals lieben will, muss man auch bereit sein zu hassen. Ich nehme an, das heißt, wenn jemand einem Menschen wehtut, den er liebt, dann hasst er diesen Menschen. Das ist nur natürlich.«

»Da hast du wohl recht«, sagte Sean ein wenig nervös. Er wusste nicht, worauf das hinauslief.

»Ich glaube, Mr. Sam hat seine Tochter geliebt.«

»Das glaube ich auch«, erwiderte Michelle leise und rieb sich das linke Auge.

»Ja, das hat er«, sagte Gabriel. »Das steht fest.«

»Und weil jemand ihr wehgetan hat, hat er sie gehasst.«

»Das stimmt vermutlich«, sagte Sean.

»Aber dann hat er gesagt, man müsse den Hass auch wieder loslassen, sonst würde einen das innerlich zerreißen, und man könne nicht mehr lieben.« Willa schaute zu Gabriel, als sie das sagte.

Die beiden Kinder blickten einander lange in die Augen.

»Ich glaube, Mr. Sam hatte recht, Willa. Das gilt für uns beide.« Eine Träne fiel auf Gabriels neues Hemd, und auch Willa rannen Tränen über die Wangen.

Michelle drehte sich weg, und Sean atmete durch, als Willa sie mit großen, traurigen Augen anschaute.

»Deshalb werde ich ihn jetzt nicht mehr hassen«, sagte das kleine Mädchen.

Michelle stieß ein Schluchzen aus und trat einen Schritt zurück. Sie versuchte sich hinter Sean zu verstecken, der ebenfalls Mühe hatte, die Tränen zurückzuhalten.

»Okay, Willa«, sagte Sean mit heiserer Stimme. »Das ist vermutlich eine gute Idee.«

Willa umarmte alle drei und lief dann wieder ins Haus.

Sean, Michelle und Gabriel standen eine Weile einfach nur da. Schließlich sagte Gabriel: »Sie ist eine wirklich gute Freundin.«

»Ja«, pflichtete Michelle ihm bei. »Das ist sie.«

Am Wahltag wurde Dan Cox, gestärkt durch seinen Heldenmut und der dramatischen Rückkehr seiner geliebten Nichte, zum zweiten Mal ins Amt gewählt. Sein Vorsprung war der größte, den es bei einer Präsidentschaftswahl je gegeben hatte.

Zwei Monate nach der Amtseinführung veröffentlichte Martin Determann, der Tag und Nacht an der Story seines Lebens gearbeitet hatte, einen neunseitigen Exklusivartikel in der *Washington Post*. Auf der Grundlage von Quarrys langjährigen Ermittlungen hatte Determann ein professionelles Stück investigativen Journalismus verfasst, das von soliden Beweisen untermauert war. Tatsächlich war seine Story so gut recherchiert und belegt, dass sie auf der ganzen Welt aufgriffen wurde. Weitere Recherchen von anderer Seite brachten noch weit mehr Geheimnisse aus Dan Cox' Vergangenheit ans Tageslicht.

Determann wurde für den Pulitzer-Preis nominiert.

Das Ergebnis war eine wahre Flutwelle der Wut gegen Dan und Jane Cox. Der Volkszorn war so groß, dass ein gedemütigter Cox sich an einem düsteren Apriltag in einer Rede aus dem Oval Office an das amerikanische Volk wandte und verkündete, dass er mit Wirkung des folgenden Tages, zwölf Uhr mittags, von seinem Amt zurücktrete.

Und das tat er dann auch.

89.

Einen Monat nach Cox' Rücktritt besuchten Sean und Michelle noch einmal Atlee.

Tippi Quarry war neben ihrer Mutter auf dem Friedhof einer Kirche in der Nähe beigesetzt worden. Aufgrund der Beweise, die Sean und Michelle vorgelegt hatten, war Quarrys Besitz an Ruth Ann Macon übergegangen, auch wenn sie Quarry nur um knapp eine Stunde überlebt hatte.

Und das hieß, dass Gabriel, ihr einziger lebender Nachkomme, nun der Erbe von Atlee war. Mit Hilfe eines ortsansässigen Anwalts kümmerte Sean sich um die rechtliche Seite dieses Erbes.

Sie planten, zweihundert Morgen an einen Bauunternehmer zu verkaufen, der bereit war, einen ausreichend hohen Preis zu zahlen, um Gabriel durch das College zu bringen. Er würde sogar noch eine beachtliche Summe übrig behalten.

Nach ihrem Meeting mit dem Anwalt und den Vertretern des Bauunternehmers gingen sie zu ihrem Mietwagen zurück, als eine Stimme von hinten rief:

»Hallo?«

Sean und Michelle drehten sich um und sahen einen Mann mit brauner Haut, schulterlangem weißem Haar, einem breitkrempigen Strohhut und einem faltigen Gesicht. Er stand dort, wo einst die Veranda gewesen war.

»Hallo«, sagte Sean, und sie gingen zu dem Mann.

»Sind Sie Fred?«, fragte Michelle.

Fred nickte und trat auf sie zu.

»Ich bin Michelle, und das ist mein Partner, Sean.«

Sie schüttelten sich die Hände und ließen den Blick dann über die ehemalige Plantage schweifen.

»Haben Sie Sam gekannt?«, fragte Fred.

»Flüchtig. Ich nehme an, Sie kannten ihn besser.«

»Er war ein guter Mann. Er hat mich auf seinem Land leben lassen. Er hat mir Tabak und Jim Beam gekauft. Ich werde ihn vermissen. Ich werde sie alle vermissen. Ich nehme an, jetzt, wo Gabriel nicht mehr hier wohnt, bin ich der Letzte hier. Ich hatte noch zwei Ureinwohner bei mir, aber die sind weitergezogen.«

»Coushatta?«, fragte Michelle.

»Ja. Das verlorene Volk. Woher wissen Sie das?«

»Geraten.«

»Wie ich höre, wird der Besitz verkauft. Haben Sie damit zu tun? Ich habe gesehen, wie Sie sich mit ein paar Leuten getroffen haben.«

»Das stimmt. Aber Gabriel hat uns von Ihnen erzählt, und wir haben dafür gesorgt, dass Sie und Ihr Trailer hier immer einen Platz haben werden.«

Fred lächelte grimmig. »Ich bezweifle, dass das noch groß etwas zählt.«

»Warum?«

Er hustete heftig. »Der Arzt sagt, dass ich nur noch ein paar Monate habe. Die Lunge.«

»Tut mir leid«, sagte Sean.

»Das muss es nicht. Ich bin alt. Da stirbt man.« Er legte Michelle eine kleine Hand auf den Ärmel. »Möchten Sie auf ein Bier zu mir in den Trailer kommen? Er ist nicht weit von hier. Und mein Trailer hat noch nie etwas so Schönes gesehen wie diese Lady hier.«

Michelle lächelte. »So ein Angebot kann ein Mädchen nicht ablehnen.«

Sie saßen in dem kleinen Trailer, tranken jeder eine Flasche Bier, und Fred erzählte ihnen Geschichten von Sam und Gabriel und dem Leben in Atlee.

»Wissen Sie, ich habe immer schon gewusst, dass Sam unglücklich ist. Er hat versucht, es zu verbergen, aber er war ein sehr unglücklicher Mann.«

Sean trank einen Schluck Bier und nickte. »Da haben Sie wohl recht.«

»Sam hatte großen Respekt vor unserer Kultur. Er hat mir viele Fragen darüber gestellt. Über unsere Symbole und Rituale.«

Sean setzte sich auf. »Fred, ich habe mal ein Zeichen auf Sams Arm gesehen.« Sean zeichnete es in den Staub auf einem wackligen Tisch und

erklärte: »Es waren vier Linien. Eine lange mit zwei im rechten Winkel an jedem Ende und einer kürzeren in der Mitte.«

Fred nickte bereits, bevor Sean fertig gezeichnet hatte. »Davon habe ich ihm erzählt. In den indianischen Kulturen ist es das Symbol für spirituellen Schutz. Das ist zwar nicht Coshatta, findet sich aber in vielen anderen Indianersprachen. In welchen, weiß ich nicht genau. Jedenfalls ... Die linke Linie bedeutet *winyan* oder Frau, die rechte *wicasa* oder Mann, und die lange Linie in der Mitte steht für *wakanyeza* oder unschuldige Kinder.«

»Aber was bedeutet es genau?«, fragte Sean.

»Es bedeutet, dass es die Pflicht der Eltern ist, ihre Kinder zu beschützen.«

Sean schaute zu Michelle. »Danke, Fred«, sagte er. »Das erklärt vieles.«

Auf der Fahrt zurück zum Flughafen fragte Michelle: »Wie kommt es eigentlich, dass Menschen wie Jane und Dan Cox so weit gehen, wie sie es getan haben?«

»Weil Jane stark und zäh ist und tut, was nötig ist. Und Dan hatte die Begabung, die Menschen zu begeistern.«

»Das ist alles, was man dafür braucht? Gott stehe uns bei!«

»Aber das hat alles seinen Preis, Michelle.«

»Wirklich?«, erwiderte sie skeptisch.

»Man muss wissen, dass das alles eines Tages zusammenbrechen kann.«

»Das scheint mir nicht gerade ein hoher Preis zu sein, tut mir leid.«

»Glaub mir - dass Cox von seinem Amt zurückgetreten ist, war erst der Anfang. Sie erwarten Jahrzehnte voller Prozesse, und sie können von Glück sagen, wenn sie am Ende nicht im Knast landen.«

»Dann lass uns hoffen, dass sie Pech haben.«

Nachdem sie ein paar Meilen gefahren waren, griff Sean auf den Rücksitz und holte irgendetwas aus seiner Aktentasche. Michelle, die fuhr, schaute zu ihm hinüber.

»Was ist das?«

»Die Akte, die du in der Nacht in den Mülleimer geworfen hast, als du in Horatio Barnes' Büro eingebrochen bist.«

»Was? Wie ...?«

»Ich bin gerade noch rechtzeitig um die Ecke gekommen, um dich dabei zu beobachten. Ich

habe sie rausgeholt und getrocknet. Ich habe sie nicht gelesen, Michelle. Das würde ich niemals tun. Aber ich dachte mir, du willst sie vielleicht haben.«

Michelle starrte auf den Stapel Papier. »Danke, aber ich brauche sie nicht mehr. Mein Dad und ich, wir haben das schon geregelt.«

»Dann weißt du also, was da drin steht?«

»Ich weiß genug, Sean.«

Nachdem sie in D. C. gelandet waren, fuhr Michelle den SUV vom Parkplatz. Eine halbe Stunde später waren sie in Michelles Apartment. Sie hatten beschlossen, dass Gabriel vorläufig hier wohnen sollte, aber Sean würde sich gleichberechtigt um ihn kümmern.

Heute Nacht schlief Gabriel jedoch nirgendwo anders als im Haus von Chuck Waters. Der FBI-Agent hatte sechs Kinder, drei in Gabriels Alter, und der erfahrene, sauertöpfische Bundespolizist hatte doch tatsächlich ein Herz für Kinder und sich sofort bereiterklärt, Gabriel aufzunehmen. Waters lebte draußen in Manassas, und im Lauf der letzten Monate hatte Gabriel sich mit den Waters-Kindern angefreundet. Sean glaubte, Chuck plante insgeheim, den intelligenten Gab-

riel nach dem College für das FBI zu rekrutieren. Sean hatte Gabriel allerdings klargemacht: »Du musst dir höhere Ziele stecken als das FBI.«

»Wie viel höher?«, hatte Gabriel erwidert.

»Secret Service natürlich«, hatte Michelle geantwortet.

Michelle warf ihre Wagenschlüssel auf den Küchentresen. »Nimm dir ein Bier. Ich werde schnell duschen und mir frische Sachen anziehen. Dann können wir vielleicht was essen.«

»Ich rufe mal bei Waters an und höre nach, wie es Gabriel geht.« Sean lächelte. »Dieser Vaterjob ist gar nicht mal so übel.«

»Ja, das liegt daran, dass du die vielen schlaflosen Nächte und vollgeschissenen Windeln verpasst hast.«

Sean schenkte sich ein Soda ein, setzte sich auf die Couch und rief Waters an. Gabriel gehe es hervorragend, sagte der FBI-Agent. Als Sean anschließend mit dem Jungen redete, wurde diese Aussage durch Gabriels fröhlichen Tonfall bestätigt. Als Sean wieder auflegte, hörte er, wie die Dusche neben Michelles Schlafzimmer angestellt wurde. Er versuchte fernzusehen, doch der Krimi, auf den er gestoßen war, war armselig im

Vergleich zu dem, was sich gerade im wirklichen Leben ereignet hatte, und so schaltete Sean den Fernseher wieder aus. Dann saß er einfach nur da, schloss die Augen und versuchte zu vergessen, was in den letzten Monaten geschehen war - jedenfalls für ein paar Sekunden.

Als er die Augen wieder aufschlug, sah er, dass Michelle noch immer nicht zurückgekommen war. Er schaute auf die Uhr. Fünfzehn Minuten waren vergangen. Sean hörte keine Geräusche aus dem Schlafzimmer.

»Michelle?«

Keine Antwort. »Michelle!«

Sean murmelte einen Fluch, stand auf und schaute sich um. Bei all den Verrücktheiten in letzter Zeit - wer weiß? Er zog seine Pistole und schlich durch den kurzen Flur. Dann schaltete er ein Licht mit dem Ellbogen an.

»Michelle!«

Vorsichtig öffnete er die Schlafzimmertür.

Im angrenzenden Badezimmer brannte ein kleines Licht.

Mit sanfter Stimme fragte er: »Michelle? Alles in Ordnung? Ist dir nicht gut?«

Sean hörte, wie der Fön losheulte, und seufzte erleichtert. Dann wandte er sich zum Gehen, tat es aber nicht, sondern stand einfach nur da und schaute auf das Licht, das unter der Badezimmer-tür hindurchschimmerte.

Ein paar Minuten später wurde der Fön abgestellt, und Michelle kam in einem langen, dicken Bademantel heraus, das Haar noch immer feucht. Es war nicht so eine sexy Nummer wie die, die Cassandra Mallory abgezogen hatte. Michelles Körper war vollständig bedeckt. Keine Spur von Make-up. Und doch war es für Sean kein Vergleich. Michelle war die schönste Frau, die er je gesehen hatte.

»Sean?«, sagte Michelle überrascht. »Alles okay?«

»Ich wollte nur nach dir sehen. Ich habe mir Sorgen gemacht.« Verlegen senkte er den Blick. »Aber du scheinst ja in Ordnung zu sein. Ich meine, du ... äh ... siehst toll aus.«

Er wandte sich zum Gehen. »Ich bin dann mal wieder vorne. Vielleicht ein Abendessen ...«

Bevor er die Tür erreicht hatte, war Michelle neben ihm, nahm seine Hand und zog ihn ins Zimmer zurück.

»Michelle?«

Sie nahm ihm die Waffe ab und legte sie auf ihren Schreibtisch.

»Komm her.«

Sie gingen zum Bett und setzten sich nebeneinander. Michelle zog ihren Bademantel aus und begann, Seans Hemd aufzuknöpfen, während er ihr über die nackte Hüfte strich.

»Bist du sicher?«, fragte Sean.

Sie hielt inne. »Bist du?«

Sean strich ihr sanft mit dem Zeigefinger über die Lippen. »Ehrlich gesagt bin ich mir schon sehr, sehr lange sicher.«

»Ich mir auch.«

Michelle legte sich rücklings aufs Bett und zog Sean zu sich herunter.

Danksagungen

Für Michelle, die Erste unter Gleichen in unserer *First Family*.

Für Mitch Hoffman: Du bist noch immer mein Lektor; also musst du mich wohl mögen, *wirklich* mögen! Ernsthaft: Danke für einen tollen Job - wieder einmal.

Für David Young, Jamie Raab, Emi Battaglia, Jennifer Romanello, Tom Maciag, Martha Otis und all die anderen bei Grand Central Publishing, die mich in neue Höhen gehoben haben.

Für Aaron und Arlene Priest, Lucy Childs, Lisa Erbach Vance, Nicole Kenealy und John Richmond, für all die Hilfe, die mich wenigstens ansatzweise bei Verstand hat bleiben lassen.

Für Maria Rejt und Katie James bei Pan Macmillan, die mich über den Großen Teich gebracht haben.

Für Grace McQuade und Lynn Goldberg, die einen großartigen Job gemacht und den Leuten beigebracht haben, dass ich wirklich nicht John Grisham bin.

Für Dr. Catherine Broome und Dr. Alli und Anshu Guleira für ihre medizintechnische Unterstützung.

Für die Gewinner der Wohltätigkeitsauktion zur Namensvergabe: Pamela Dutton, Diane Wohl, David Hilal und Lori Magoulas. Ich hoffe, euch hat die Reise gefallen. Und bei denen von euch, die das Buch unglücklicherweise nicht überlebt haben, möchte ich mich entschuldigen, aber Thriller sind nun mal eine gefährliche Sache.

Für meinen Kumpel Chuck Betack, dessen Nachnamen ich einfach benutzt habe. Aber bitte vergiss nicht, dass ich dich größer gemacht habe, als du in Wirklichkeit bist, und dafür habe ich dir noch nicht mal was in Rechnung gestellt.

Für Steve Jennings, der mir mit seiner Erfahrung sehr geholfen hat, was die Vergabe von Regierungsaufträgen betrifft.

Für Lucy Stille und Karen Spiegel, die meine Geschichte mit hervorragenden Kommentaren begleitet haben.

Für Ann Todd und Neal Schiff vom FBI, für ihre technische Hilfe.

Für meinen Freund Bob Schule und dessen kluge Hilfe bei politischen und grammatischen Fragen. Alle noch vorhandenen Fehler gehen allein auf meine Kappe.

Und für Lynette, Deborah und Natasha, die das Firmen- und Philantropenschiff auf Kurs gehalten haben.

David Baldacci, geboren 1960, war Strafverteidiger und Wirtschaftsanwalt, ehe er 1996 mit *DER PRÄSIDENT* seinen ersten Roman veröffentlichte, der sofort zum Bestseller wurde. Auch alle seine folgenden Romane waren weltweit regelmäßig unter den Top Ten der Bestsellerlisten zu finden. Nach *IM BRUCHTEIL DER SEKUNDE*, *MIT JEDEM SCHLAG DER STUNDE* und *IMTAKT DES TODES* ist dies der vierte Band in der Serie um das Ermittlerduo Michelle Maxwell und Sean King. David Baldacci lebt mit seiner Familie in der Nähe von Washington, D. C.